

## Die Autorin

Tabitha King wurde 1949 in Old Town (Maine ) geboren. Schon auf dem College fing sie an Kurzgeschichten und Gedichte zu verfassen. In ihrem letzten Collegejahr 1969 lernte sie auf einem Picknick Stephen King kennen. Am 24. Dezember 1970 gaben die beiden dann ihre Hochzeit bekannt. Im gleichen Jahr ist Tabitha mit der Uni fertig und ein freudiges Ereignis steht ins Haus: Töchterchen Naomi Rachel wird geboren. Am 3. Juni 1972 steht wieder ein freudiges Ereignis ins Haus Joseph Hillstrom King wird geboren. 1977 wurde Tabithas drittes Kind Owen Phillip geboren. Danach gehen die Kings für drei Monate nach England.

1981 erscheint endlich Tabitha Kings erstes Buch, es trägt den Titel *Small World*. Aufgrund einer großen Spende für den Anbau eines neuen Flügels in der Bibliothek in Old Town, Tabitha Kings Heimatstadt wird der Flügel ›*Tabitha-Spruce-King-Flügel*‹ genannt. Ihr zweites Buch *Caretakers* erscheint 1983. Dann folgen 1985 *The Trap* und 1988 *Pearl*. Ihr fünftes Buch *One on one* erscheint 1993. Dann schreibt Tabitha 1995 *The Book of Reuben* und 1997 *Survivor*.

## Klappentext

Einer bewahrt die Geheimnisse des anderen, einer wacht über die Seele des anderen: Torie Christopher, ein Mitglied der Aristokratie von Maine, und Joe Nevers, der der Arbeiterklasse angehört und Torie immer geliebt hat. Beider Lebensgeschichte, scheinbar in grundverschiedenen Bahnen verlaufend, ist untrennbar verbunden. Während ein entfesselter Blizzard wütet, werden die Tragödien und Triumphe der vergangenen dreißig Jahre wieder gegenwärtig. Und während die Gewalt des Sturms zunimmt, zeichnet sich die bestürzende, lange Zeit verschüttete Wahrheit ab.

**Dieses eBook ist nicht zum Verkauf bestimmt.**



HEYNE  
BÜCHER



Tabitha King

# Die Seelen- Wächter

Ein unheimlicher Roman

*TABITHA KING*

# *DIE SEELENWÄCHTER*

*Ein unheimlicher Roman*  
Deutsche Erstveröffentlichung



WILHELM HEYNE VERLAG MÜNCHEN

HEYNE ALLGEMEINE REIHE Nr. 01/6755

Titel der amerikanischen Originalausgabe

CARETAKERS

Deutsche Übersetzung von Wolfgang Crass

5 Auflage

Copyright © 1983 by Dendrite Corporation

Copyright © der deutschen Übersetzung 1986 by  
Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co KG, München

Printed in Germany 1990

Umschlagzeichnung Paul Bacon Studio, New York

Umschlaggestaltung Atelier Ingrid Schutz, München

Satz IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

Druck und Bindung Eisnerdruck, Berlin

ISBN 3-453-02.358-7

*Dies Buch widme ich  
Kay McCauley*

# I. TEIL

❧ Ostersonntag 1982 ❧

Joe Nevers stieg vor Foggs Laden aus seinem Lieferwagen aus. Er sah zum Himmel hinauf und blinzelte einmal kurz, als irritierte ihn eine Schneeflocke. Er stampfte mit seinen Stiefeln auf.

Er konnte den heraufziehenden Schneesturm geradezu riechen und spüren. Wolken, zum Greifen nahe, hingen um die Berge im Westen. Sie zogen Dunst in trägen Schwaden wie flüchtige Geister von der spiegelglatten Oberfläche des Sees hoch, der von der Höhe von Nodd's Ridge aus nur in Bruchstücken zu sehen war. Sie saugten das fahle April-Licht auf, so daß es wie vier Uhr Nachmittag schien, obwohl erst die Hälfte des Vormittags vergangen war. Dieser Eindruck würde sich den ganzen Tag halten, als sei diese eine Stunde das Vorbild für alle übrigen Stunden eines schneereichen Tags. Joe Nevers schätzte, daß die ersten Flocken noch vor Mittag fallen würden.

Das sagte er auch zu George Fogg, sobald er hineingegangen war und seine Mütze abgenommen hatte.

Der Ladenbesitzer sah zu dem Fenster hinaus, das mit nicht mehr ganz aktuellen Plakaten – Ankündigungen der Kirchenfeste des letzten Sommers und der Erntedankfeste des letzten Herbstes – fast zugeklebt war, und stimmte ihm mürrisch zu. Das ganze Gewicht des heraufziehenden Sturms schien auf seinen Schultern zu lasten, als er sich hinter die Registrierkasse sinken ließ. Er fragte sich, warum er jemals aus Manchester, New Hampshire, weggegangen war. Dort hatte es an Ostern nie geschneit.

Er wohnte jedoch schon lange genug auf Nodd's Ridge, um zu wissen, daß Joe Nevers als dem Älteren das Recht auf die erste Wetterprognose zustand.

»Wieviel Inches schätzen Sie denn, Joe?« fragte George.

»Also, ich weiß nicht recht«, sagte Joe Nevers.

Er schien wie immer überrascht darüber, daß jemanden seine Meinung interessierte. Er kratzte sich nachdenklich hinter einem Ohr.

»Mindestens ein Fuß«, sagte er schließlich, räumte aber dann ein:  
»Vielleicht auch zwei.«

George zischte wie ein Ballon, dem die Luft ausging. »Das haben sie im Radio auch gesagt. Pflügen Sie mir den Weg frei, Joe?«

Joe Nevers' blaßblaue Augen blitzten. Hier handelte es sich um eine interessante Neuigkeit.

»Aber sicher, George.«

Er machte eine Pause und tastete seine Taschen nach Zigarren ab. Er wußte zwar, daß sie ihm ausgegangen waren, aber er war ein vorsichtiger Mann, einer von denen, die dreimal nachsehen, ob sie die Tür auch ganz sicher zugeschlossen haben. Außerdem war er alt genug, um eine Marotte erst einmal zu einer ständigen Angewohnheit und dann zu einer Zeremonie werden zu lassen.

George Fogg hatte sich schon seit einigen Jahren selbst den Weg freigezogen, wenn auch reichlich ungeschickt. Er hatte also offensichtlich eine Geschichte darüber zu erzählen, warum er sich nach dem kommenden Schneesturm nicht selbst frei pflügen konnte. Wahrscheinlich handelte es sich dabei um ein Klagelied über irgendeine notwendige Reparatur. Eine längere Unterhaltung über die Vor- und Nachteile von Fahrzeugen mit Allradantrieb sowie über daran anzuhängende Schneepflüge oder eine Diskussion über die verschiedenen Pflüge-Methoden könnte sich anschließen. Es war jedoch ein Gebot der Höflichkeit, ihm mit seiner Geschichte Zeit zu lassen. Man konnte ja die Vorfreude und den bedächtigen Verlauf der Unterhaltung genießen.

Endlich unterbrach Joe Nevers die zeremonielle Suche in seinen Taschen, um die Frage zu stellen, deren Beantwortung George Fogg bereits voller Ungeduld erwartete. »Stimmt mit Ihrem Jeep irgend etwas nicht, George?«

Der Ladenbesitzer lehnte sich über die Registrierkasse. Seine Unterlippe zitterte indigniert.

Aus dem hinteren Teil des Ladens, wo zwei arbeitslose Holzfäller an der Imbiß-Theke standen und das Geschehen verfolgten, kam ein unhöfliches, bellendes Gelächter.

»Allerdings stimmt mit meinem Jeep etwas nicht«, sprudelte es aus George heraus. »Gestern abend war nämlich Torie Christopher hier und hat sich Schnaps gekauft, und als sie wieder hinausgegangen ist, ist mir die verrückte alte Schachtel mit ihrem beschissenen Cadillac

doch tatsächlich voll hinein gefahren.« George stockte, um Luft zu holen, und dann beschwerte er sich nörgelnd: »Beide Scheinwerfer sind im Arsch.«

Die beiden Männer klatschten hysterisch auf die Theke.

»Das hätten Sie sehen sollen«, keuchte schließlich einer von ihnen.

Der andere wollte nicht hinter ihm zurückstehen. »Ich habe gehört, daß sie unten in Portland sechs oder sieben alte Cadillacs stehen hat.« Er warf seinem Begleiter einen bedeutungsvollen Blick zu. »Sie behält sie wegen der Ersatzteile.«

Joe Nevers stand wortlos da und ignorierte die beiden jungen Männer im Hinterzimmer. Man konnte es von ihnen schließlich nicht erwarten, daß sie es besser wußten. Seine Augen aber, die sich unter seinen reptilienähnlichen Lidern zu Schlitzeln verengt hatten, waren so kalt und erbarmungslos wie das eisige Wasser des erst kürzlich wieder aufgetauten Sees.

George Fogg wurde mit seinem roten Gesicht und seiner Empörung unsicher.

Es war bekannt, daß Joe Nevers es nicht leiden konnte, wenn jemand vulgäre Ausdrücke über Frauen gebrauchte oder sie, in ihrer Anwesenheit verwendete. Ebenso wenig duldete er es, wenn jemand seinen Arbeitgeber hinter dessen Rücken schlecht machte, und er arbeitete nun mal für Torie Christopher, betrunken oder nüchtern. Hatte jemand etwas auszusetzen, so geschah das seiner Ansicht nach am besten von Angesicht zu Angesicht. Sein Schweigen war seine ureigenste Art, seinen Zorn zu zeigen, und den bekam George Fogg nun zu spüren.

Es war vielleicht eine Dummheit von ihm gewesen, Manchester zu verlassen, aber so dumm war er nicht, daß es ihm entgangen wäre, wie Joe Nevers' Lippen dünner und schmaler geworden waren, oder daß an den Schläfen des alten Mannes plötzlich Venen wie gezackte blaue Blitze pulsierten. George Fogg bekam plötzlich einen trockenen Mund, und die Überzeugung machte sich in ihm breit, Joe Nevers würde gleich einen Gehirnschlag oder einen Herzanfall bekommen, und ihm würde man später die Schuld dafür geben. Die Adleryaugen des alten Mannes waren kaum auszuhalten, aber als George ihrem Blick auswich und zur Seite starrte, fand er dort auch nicht viel mehr Trost, denn sein Blick war auf den leuchtend orangefarben-

nen Aufkleber mit der Telefonnummer des Notrettungsdienstes auf beiden Seiten des Münztelefons gefallen.

»Das klingt, als hätten Sie noch Glück gehabt«, sagte Joe Nevers.

George holte tief Luft und entspannte sich etwas. »Wahrscheinlich.« Er war bereit, allem zuzustimmen, was Joe Nevers von jetzt an zu sagen hatte.

Die Holzfäller beruhigten sich etwas, lachten nur noch leise und schlürften ihren Kaffee.

George sah aus dem Fenster hinaus, als gäbe es dort noch etwas anderes zu sehen als den alten blauen Lieferwagen mit der ordentlichen Aufschrift auf der Seite: JOE NEVERS/HAUSMEISTER. Der alte Mann sah ihn noch immer unverwandt mit seinem ironischen Gesichtsausdruck an und brachte ihn damit dazu, sich innerlich zu winden wie ein Schuljunge. Joe Nevers brauchte es nicht laut zu sagen, daß George an seinem eigenen Mißgeschick nicht ganz unschuldig war, da er Alkohol an eine bekannte Trinkerin verkauft hatte. Nach den Bestimmungen seiner staatlichen Lizenz, die es ihm erlaubte, alkoholische Getränke zu verkaufen, war er verpflichtet, jeglichen Verkauf an offensichtlich Betrunkene zu verweigern. Der Profit war ihm aber wichtiger gewesen.

»Ich hätte gern ein Päckchen Zigarren«, sagte Joe Nevers mit einer Stimme, so mild wie Toilettenseife.

George verzog sein Gesicht zu dem tapferen Lächeln eines Mannes, der vom Schicksal schwer geprüft wird, seine Schwierigkeiten aber als einen gegen ihn gerichteten kosmischen Scherz behandelt, und sah sich wieder zu dem alten Mann um. »Sicher, Joe.«

Joe Nevers steckte sein Wechselgeld und seine Zigarren in seine Jackentasche und versprach: »Ich komme vorbei, sobald es etwas wegzupflügen gibt.«

»Ausgezeichnet«, sagte George übertrieben herzlich.

An der Tür blieb Joe Nevers noch einmal stehen.

»Missus Christopher. Etwas zu essen hat sie wohl nicht mitgenommen, oder?«

Georges Lächeln verschwand. Er schüttelte den Kopf. Wieder wurde er vor Verlegenheit rot im Gesicht. Er hatte der Frau nicht einmal einen Schokoladenriegel aufzudrängen versucht. Ein neuer Anfall von Wut auf Torie Christopher stieg in ihm auf. Es war nicht genug gewesen, daß sie ihm die Front seines Jeeps zusammengefahren hat-

te, nein, sie mußte es auch noch fertigbringen, daß er sich kleinlich und geizig vorkam. Verdammt nochmal, schließlich hatte er keine Armenküche für Trinkerinnen. Wenn man es bei Licht besah, war auch Joe Nevers kein barmherziger Samariter. Er lebte schließlich davon, reiche Leute zu pflegen. Dieses Mal aber hielt George den Mund und behielt seine Vorwürfe für sich.

Sobald sich die Tür hinter Joe Nevers geschlossen hatte, zog der Ladenbesitzer ein großes Taschentuch heraus und wischte sich die Stirn ab.

»Mein Gott!« stieß er, an die Holzfäller gewendet, hervor. »Ich dachte schon, der alte Sack bricht hier auf der Stelle zusammen.« Er lachte erwartungsvoll.

Die beiden Männer starrten ihn an wie ein Wesen von einem anderen Stern.

Einer wühlte tief in den Taschen seiner grünen Wollhose und zog schließlich ein Zehncentstück hervor. Er hob es hoch, hielt es zwischen Daumen und Zeigefinger und sagte: »Der alte Joe Nevers ist hier in der Stadt geboren, und zwar vor verdammt langer Zeit, das kann ich Ihnen sagen. Bisher hat aber noch niemand auch nur zehn Cents« – und der Mann knallte die Münze mit der flachen Hand auf die Theke, daß die dicken Porzellanbecher tanzten – »mit einer Wette darüber verdient, wann es den alten Joe erwischen wird. Ich habe schon eine ganze Menge starke junge Kerle erlebt, die geglaubt haben, sie würden ewig leben, aber dann kam die große Überraschung, und Joe Nevers hat geholfen, ihren Sarg zu tragen.«

George Fogg sank auf seinen Stuhl zurück und steckte sich mit einem Seufzer eine Tablette gegen Sodbrennen in den Mund. Er überlegte sich dabei düster, daß man mit diesen Leuten ebensowenig auskommen konnte wie mit ihrem gottverdammten Wetter.

Joe Nevers saß draußen in seinem Lieferwagen, rauchte eine Zigarre und starrte den Kamm von Nodd's Ridge entlang zu den unsichtbaren Bergen. Ganz gleich, wie das Wetter auch war, der Blick war stets überwältigend. Manchmal sahen die schmucken Häuser auf beiden Seiten der Route 5, die dem Verlauf des Kamms folgte, so aus, als seien sie nur hingestellt worden, um in der Komposition als Vergleichsmaßstab zu dienen. Und jeden Tag war das Bild ein anderes. In all den Jahrzehnten, in denen er das gleiche Panorama des Himmels, der Berge und des blitzenden Sees vor sich gesehen hatte,

hatte er immer wieder gedacht, er hätte alle möglichen Blautöne gesehen. Trotzdem öffnete er dann und wann die Augen und erlebte zu seiner Überraschung alles wieder ganz neu. An diesem Tag aber war Nodd's Ridge der Rand des bekannten Universums.

Joe Nevers dachte an Torie Christopher und wie es ihr immer wieder gelang, dann in seinem Leben aufzutauchen, wenn er es am allerwenigsten erwartete, wie ein Schneesturm im April. Zweifellos hatte sie den Cadillac im Straßengraben geparkt oder war an irgendeinem Baum gelandet, und er würde ihn abschleppen müssen. Wahrscheinlich hatte er wieder das ganze Wochenende damit zu tun, irgend etwas zu reparieren. Die Frau hatte eine echte Abneigung gegenüber Möbeln, und dann und wann bearbeitete sie einen Stuhl mit der Axt. Auch der Verbrauch an Geschirr war ungeheuer, wenn sie betrunken und ungeschickt war oder einen Wutanfall hatte.

Er würde versuchen, ihr etwas zu essen zu geben, aber das Ergebnis dieser Versuche war meist nicht überzeugend. Vor Jahren hatte er im Haus einen Vorrat an tiefgefrorenen Mahlzeiten angelegt. Nachdem er immer wieder vergammelte Reste gefunden hatte – Mahlzeiten, die in einem kalten Herd aufgetaut waren, weil sie vergessen hatte, ihn anzuschalten, oder auch nicht identifizierbare verkohlte Überreste, die sie bei 250° einen oder zwei Tage im Backofen stehengelassen hatte –, hatte er das wieder aufgegeben, weil er befürchtete, aus einem überhitzten Herd könnte ein Feuer entstehen, und weil er die Verschwendung nicht hatte ertragen können. Seitdem kochte er für sie und redete sich selbst ein, daß zu Hause gekochte Mahlzeiten sowieso nahrhafter seien als im Laden gekaufte Fertiggerichte. Wenn es ihm gelang, sie mit Bitten und Betteln dazu zu bewegen, die Hälfte zu essen, und sie behielt die Hälfte davon bei sich, dann hatte er sie zumindest wieder ein Wochenende vor Unterernährung bewahrt. Ein Wochenende glich dem anderen, keine Frage. Und doch wartete er darauf, als winke an seinem Ende etwas Neues. Die Tatsache, daß ein Wochenende mit einer aggressiven Trinkerin ihm angenehmer als ein Wochenende allein erschien, lieferte einen Hinweis darauf, daß er einsamer war, als er sich das selbst eingestehen wollte. Vielleicht war es ein Fehler von ihm gewesen, es empört abzulehnen, sich aufs Altenteil zurückzuziehen. Brachte es ihm denn tatsächlich etwas ein, wenn er nicht mit seiner Schwester Gussie und ihrem zweiten Mann jeden Winter nach Florida zog wie so viele andere, die von seiner

Generation noch überlebt hatten? Vielleicht hatte er in Wirklichkeit nur Angst davor, seine Sachen zu packen und zu gehen, wie irgendein beliebiger nutzloser alter Mann in das Exil eines angenehmen, exotischen Altersheims geschickt, das dieser Staat war. Er war schon immer allein gewesen. Es war nicht das Alleinsein, was ihn bedrückte, sondern eher die Angst vor einem fremden Land, vor einer Stadt, in der niemand seinen Namen kannte.

Nun aber erwarteten ihn die Pflichten des Tages. Er drehte das Seitenfenster des Lieferwagens herunter und warf seinen Zigarrenstummel hinaus. Vielleicht hatte er sich nur deshalb solche Gedanken gemacht, weil der Tag so grau war. Mit Erleichterung sah er die ersten Schneeflocken sanft an die Windschutzscheibe fliegen. Der Schnee wartete nicht bis Mittag.

Inzwischen war er wieder daheim und knetete den Brotteig durch, der den ganzen Morgen in der Küche gegangen war, während er die meilenlange Piste entlangefahren war, von der erst kürzlich die Schneedecke des Winters verschwunden war. Während das Brot noch einmal ging, machte er die Abrechnung, und dann machte er sauber, während die Laibe gar wurden. Maggie, die Katze, mußte gefüttert und hinausgebracht werden, der Ofen im Salon mußte angemacht werden, und dann mußte er die Thermostate so einstellen, daß für den Fall, daß nachts das Feuer ausging, der kleine Notofen sich einschaltete, damit die Rohrleitungen nicht einfroren.

Es war belebend, von der gemütlichen häuslichen Wärme und dem Geruch des frischgebackenen Brots in die kalte Luft hinauszutreten, in der die Schneeflocken dicht herumwirbelten. Die Kälte ging ihm ins Blut, und er bekam einen klaren Kopf. Es war Joe Nevers schon seit langem klargeworden, daß der Schnee länger da sein würde als er. Er würde fallen, fallen und immer wieder fallen, noch lange, nachdem er und die gelbe Schar des Schneepfluges und auch sein alter blauer Lieferwagen wieder in die Erde zurückgeschmolzen waren. Trotzdem war es ein gutes Gefühl, den Schnee mit dem Schneepflug vor sich her zu schieben und ein Stück Erde von dem weißen Deckmantel zu befreien.

Es gab nur geringere Räumarbeiten zu erledigen – vor der Stadtverwaltung, der Post, vor Needhams Restaurant, einige Einfahrten bei Witwen, älteren oder gebrechlichen Mitbürgern –, weil die Schule wegen der Osterferien noch geschlossen war und erst in zehn Ta-

gen wieder aufmachen würde. Mit etwas Glück war der Schnee bis dahin wieder geschmolzen, und die Stadt würde die Kosten für seine Dienste sparen.

Foggs Parkplatz stand voller Autos, die durch den Sturm in Panik geraten waren und so die Räumarbeiten behinderten. Der Schnee fiel nun schnell und dicht. Ein unruhiger Wind blendete ihn halb und machte seine Arbeit zunichte, noch während er sie tat. Das ist einfach Blödsinn, dachte er verärgert, genauso sinnlos, wie bei solchem Wetter einkaufen zu gehen oder trotzdem den Laden offenzuhalten.

Nachdem er getan hatte, was er konnte, hob er die Schar so weit über die Oberfläche der Straße, wie es ging, und fuhr auf der Route 5 fast bis zur Stadtgrenze. Er bog in die unbefestigte Straße zu dem Haus der Christophers ein und senkte die Pflugschar wieder ab.

Auch noch andere Häuser an der Straße gehörten zu seinem Aufgabenbereich, aber es wurde schon langsam dunkel. Er konnte leicht noch am nächsten Tag bei ihnen vorbeischaun. Eine zehn Inches hohe, unberührte Schneedecke auf der Straße zeigte, daß seit dem Vormittag hier niemand vorbeigekommen war. Allem Anschein nach war an diesem Oster-Wochenende nur Torie Christopher da, und die Einbrecher und Rowdys, wegen denen er angestellt worden war, tauchten eigentlich nur bei schönerem Wetter auf.

Die Straße pflegte er tief in seinem Inneren, wo sich niemand daran stören konnte, als heruntergekommene alte Hure zu bezeichnen. Er brauchte fast eine Stunde, um sich bis zu der Einfahrt der Christophers durchzupflügen.

Im Vergleich zu der Einfahrt sah die Straße breit wie ein Boulevard aus. Der schmale Weg war im Winter eine glatte Eis-Rutschbahn. Das Tauwetter im Frühjahr sprengte immer große Eisschollen heraus und spülte sie weg. Die kurvige, steile Abfahrt den Hügel hinunter war auch unter den besten Witterungsbedingungen mit Vorsicht zu genießen. Joe Nevers war nicht dadurch so alt geworden, daß er vorzeitig oder unvorsichtig war. Er hielt seinen Lieferwagen am Beginn der Abfahrt an, um sie sich anzusehen.

Die steile Granitplatte unter ihm, die den Hang bildete, verbarg fünf Morgen schönen Strand. Vor einigen Generationen war das Grundstück noch eine üppige Wiese in der Wildnis gewesen. Davor hatte es zum Grund des Sees gehört, als der noch viel größer gewesen war. Innerhalb der kurzen Erinnerung des weißen Mannes aber,

wie sie sich in der Stadtchronik niederschlug, hatten hier drei Wohnhäuser gestanden.

Das erste war eine Jagdhütte gewesen, eine einfache Blockhütte, die schnell verfiel und verschwand, nachdem sie verlassen worden war.

Das zweite war ein Sommerhaus gewesen, das am Ende des letzten Jahrhunderts von einem Handelsschiffer aus Portland, dem ersten Albert Christopher, gebaut worden war. Sein Sohn Albert war der Vater Guys gewesen, und der wiederum hatte Torie geheiratet und sie als Witwe zurückgelassen. Die verspielten Türmchen und Erker dieses Hauses überlebten nur noch in einigen alten Fotografien und in der Erinnerung der ältesten Einwohner von Nodd's Ridge. Joe Nevers erinnerte sich besser daran als irgend jemand sonst, außer Torie selbst, und zwar nicht nur, weil er viele Jahre darin Hausmeister gewesen war, sondern weil er in diesem Haus beinahe den Tod gefunden hätte, und das nicht nur einmal, sondern zweimal.

Beim ersten Mal war er noch ein kleiner Junge gewesen. Es war der Sommer, nachdem der junge Albert eine Debütantin aus Boston namens Frances Burr geheiratet hatte. Mrs. Albert Christopher, die Schwiegermutter der Braut, gab zur Einführung der jungen Mrs. Albert in Nodd's Ridge eine Tee-Party...

### ❧ Sommer 1912 ❧

Es war wie eine normale Sonntagseinladung mit Spielen und Limonade. Die Damen flatterten in ihren weißen Batist- und Leinenkleidern über das tiefgrüne Gras wie Nachthemden auf der Wäscheleine. Sie drängten sich um die breite vordere Veranda, wo die Limonade serviert wurde und wo sie sich auf Korbstühlen niederlassen und sich einbilden konnten, sie würden eine kühle Brise vom See her spüren.

Er rollte sich im Gras herum wie ein junger Hund, verfolgte aus seiner Frosch-Perspektive eine Partie Krocket. Seine Ellbogen, Knie und Strümpfe – da wo sie aus den Sandalen herauschauten – hatten grüne Flecken. Er war noch nicht alt genug, um sich wegen seines Matrosenanzugs oder der ständigen Fürsorge seiner Mutter zu genießen, und er war nicht mutig genug, um den anderen Kindern bei ihren Spielen nachzulaufen, selbst wenn sie das zugelassen hätte. Aber er

wurde von diesem geheimnisvollen Treiben angezogen, während die Erwachsenen ihn langweilten.

Die Erwachsenen redeten eigentlich meistens. Das war nichts Neues. So ging das ständig, im Dorf und auf der Straße, auf dem Rücken von Pferden und auf dem Sitz von Wagen; in den Höfen der Farmen über das Vieh, im Versammlungshaus in den besten Sonntagskleidern, auf dem See in Fischerbooten und über dem Zwieback-Faß im Laden seines Vaters.

Er wußte schon, daß das Reden nicht so einfach war, wie es sich anhörte. Sein Großvater, Old Will, pflegte zu sagen, daß jeder Trottel das Maul aufreißen kann. Es kommt jedoch vor allem darauf an, nicht ins Fettnäpfchen zu treten. Wenn jemand mit den Nachbarn ins Geschäft kommen will, muß er zuerst mit ihnen auskommen, wenn man aber ins Fettnäpfchen tritt, wird daraus nichts. Meistens lachten die Erwachsenen, wenn sie geredet hatten, und das bedeutete, das alles in Ordnung war und niemand ins Fettnäpfchen getreten war.

Er hörte sorgfältig zu, aber nicht, weil er wußte, daß er noch viel zu lernen hatte, obwohl man ihm das oft genug sagte, sondern weil er manchmal etwas hörte, was er bisher noch nicht gehört hatte – und manchmal war das etwas Neues oder Eigenartiges. Die Unterhaltungen bei dieser Party aber ähnelten zu sehr den Unterhaltungen nach der Versammlung, und es ging in ihnen zu oft um das Wetter, und alles war zu höflich. Das Gelächter der Frauen enthielt jene Spannung, die verriet, daß sie sich Gedanken machten, wahrscheinlich darüber, daß sie ins Fettnäpfchen treten könnten.

Später kam er hinter den Grund. Mrs. Christopher, die freundliche dicke Frau, die einen Zwicker unter ihrem breitkrempigen Strohhut trug, gab diese Tee-Party aus Gründen von *Noblesse oblige*, wie er später im Französisch-Unterricht an der High School erfahren sollte. Damit sagte man auf vornehme Art, daß Mrs. Christopher die Frauen von Nodd's Ridge wie Gleichberechtigte behandelte, und zwar gerade deshalb, weil sie selbst jemand war, und die Frauen nicht. Das sollte allerdings nicht heißen, daß die Farmers- und Ladenbesitzer-Frauen, die ledigen Tanten und die verwitweten Großmütter von Nodd's Ridge sich selbst auch nur für einen Augenblick für unbedeutend gehalten hätten.

Es war Stolz, reiner Stolz und nichts anderes, der sie alle in ihren besten Sonntagskleidern zu dieser Tee-Party geführt hatte. Ihre be-

sten Sonntagskleider wurden jedes Frühjahr mit neuen Bändern, Knöpfen und Rüschen sorgfältig verändert; sie wurden herausgelassen oder eingenäht, der Saum wurde gesenkt oder gehoben, so daß die Kleider vier oder fünf Saisons hielten, bevor sie an die Tochter, jüngere Schwester oder an die vom Alter eingeschrumpfte Mutter weitergegeben wurden. Der Sommer verlangte Weiß, gerade weil es so leicht schmutzig wurde, so verletzlich war. Die guten Frauen rui- nierten sich die Hände in den Waschubern und holten sich Rücken- schmerzen, wenn sie in der Hitze der Hundstage über ihre Bügelei- sen gebückt standen. Es mochte wohl Eitelkeit und Stolz sein, aber es wurde ein hoher Preis dafür bezahlt. Die Frauen von Nodd's Rid- ge wußten, daß sie schwer arbeiteten, anständig, tugendhaft und stolz waren, und auch Mrs. Christopher wußte das. *Noblesse oblige* aber bedeutete, daß das keine Rolle spielte.

Seine Mutter hatte ihren eigenen Grund, nervös zu sein. Ihre Hand, mit der sie seine hielt, war feucht und zitterte. Als sie sich zu ihm herunterbeugte, um seinen Kragen geradezuziehen und sein Haar glattzustreichen, konnte er die kleinen Schweißperlen an ihrem Haaransatz und auf ihrer Oberlippe sehen. Das schwere Blüten- Parfüm erstickte ihren eigenen Körpergeruch nicht ganz, den er von der Zeit, als er an ihren von Milch angeschwollenen Brüsten gelegen hatte, noch genau kannte. Diese Zeit war erst viel kürzer vorbei, als er zugeben wollte. Wie die weiß-rosa Pfingstrosen, die am Fuß von Mrs. Christophers Veranda blühten, war ihr Geruch bittersüß, und ihre Haut war ebenso seidenweich, wenn man sie berührte.

Sie war trotz der eindringlichen Ermahnungen ihrer Mutter und Schwiegermutter zu der Party gegangen, obwohl sie mit seiner klei- nen Schwester im fünften Monat schwanger ging. Es war damals eine Zeit, als eine bescheiden verheiratete Frau mit ihrem Zustand nicht protzte. Was die Öffentlichkeit betraf, war die Schwangerschaft strikt eine Privatangelegenheit. Als die Frau des erfolgreichsten Lad- denbesitzers der Stadt gehörte sie zu den wenigen, die sich zu dem Anlaß ein neues Kleid leisten konnten. Ihre Schwiegermutter ärgerte sich zwar etwas über sich selbst, weil sie die viel jüngere Frau ihres einmal verwitweten Sohnes so verwöhnte, beschloß aber, aus der Situation das Beste zu machen. Den Schnitt aus dem neuesten Buch über Damenmoden aus Boston hatte sie geschickt verändert, um Josie Nevers' peinlichen Bauch zu verstecken. Selbst ein Hängekleid

aber konnte die Nervosität nicht verbergen oder die von der Sonne und zu vielen Menschen verursachte Übelkeit oder die Schwächeanfälle abwenden; das mußte Josie selbst verstecken, und zwar nicht so sehr vor ihren Nachbarn, als vor ihrer Mutter und Schwiegermutter, die sie von ihren Korbstühlen auf der Veranda streng beobachteten. Sie wurde schnell müde. Als sie es trotz der aufmerksamen Blicke wagte, sich in den Schatten des Verandadachs zu flüchten, fand sie die Stühle alle von den Gebrechlichen, Alten und ganz Alten besetzt. Zum Glück gab es Säulen, an die sie sich unauffällig lehnen konnte.

Dem Jungen gefiel es auf der Veranda mit ihrem Gedränge und Lärm ausgezeichnet. Es war für ihn eine Leichtigkeit, sich zwischen den in ihre Unterhaltung vertieften Frauen durchzuwinden und ungestraft von den Tablett mit exotischen Leckerbissen zu probieren. Er nahm einen Bissen von allem, was geboten wurde, während seine Mutter sich tapfer mit der Braut des jungen Albert unterhielt.

Schließlich erwischte er eine unerwartet glatte und etwas gummiartige Auster, die ihm im Hals steckenblieb. Seine Mutter schien das fast sofort zu bemerken. Wahrscheinlich wurde sie schon von dem ersten leisen Geräusch von ihm alarmiert, dem einzigen, das er herausbrachte, oder sie bemerkte aus den Augenwinkeln eine spastische Bewegung. Sie reagierte so schnell, daß nur Frances Christopher registrierte, was sich hier abspielte.

Einige Jahre später, als er schon fast ein großer Junge war, erzählte ihm Josie, daß sie eigentlich vorgehabt hatte, ihn zu packen und auf den Kopf zu stellen, was in jenen Tagen die Standardprozedur war, wenn jemand etwas im Hals steckenblieb. Er hatte ihr jedoch den Rücken zugewendet, und sie war vor Angst ungeschickt. Ihre Arme schlossen sich von hinten um ihn, und sie packte ihn mit mehr Kraft, als sie vorgehabt hatte. Der plötzliche Druck ihrer Arme auf sein Zwerchfell preßte ihm die Auster aus dem Mund. Ein kleiner Schwall von unverdauten Vorspeisen folgte der Auster.

Das Summen der Unterhaltungen auf der Veranda ließ kurz nach, als die Damen die Unartigkeit bemerkten, die er begangen hatte, und die sie dann, nach der besten Tradition dieser Zeit, übersahen. Auf ein Zeichen von Frances hin wischte eines der Mädchen, die für die Party als Aushilfe angestellt worden waren, die Pfütze ebenso schnell wieder auf, wie er sie produziert hatte. Die Braut versicherte sich,

daß ihm nichts passiert war, und schlug dann Josie vor, ein Glas Limonade würde vielleicht seinen Magen beruhigen.

Josie Nevers holte ein Glas aus der sauberen Reihe auf dem Limonadentisch, nahm den nächsten schwitzenden Krug und goß – aber nicht in das Glas in ihrer schwitzenden Hand, sondern in den Schoß der direkt daneben sitzenden stocksteifen alten Jungfer. Die Frauen auf der Veranda reagierten mit einem Chor von Aufschreien und mißbilligendem Zischen. Nur Josie, die so verblüfft war, daß sie Miß Esther Linscott weiter Limonade in den Schoß schüttete, und Miß Esther selbst waren sprachlos.

Die Braut des jungen Albert, die sich mit ihrer Erziehung und Bildung nicht aus der Fassung bringen ließ, legte ruhig ihre Hand über die Josies und führte den inzwischen leeren Krug zurück auf den Tisch.

Mit dem Allzweck-Ausruf »Mein Gott!« nahm sich Mrs. Christopher senior der armen Miß Esther an und brachte sie ins Haus, wo es ihr gelang, die befeuchtete Würde der alten Jungfer wiederherzustellen und zugleich Rostansatz zu verhindern.

Die Braut hielt Josie Nevers weiter bei der Hand. Ihn nahm sie im Vorbeigehen auf und führte seine Mutter durch die tuschelnden Frauen, die beim Anblick ihres offenen, ungerührten Lächelns verstummten. Als sie drinnen waren, außerhalb der Sicht- und Hörweite ihrer Nachbarn und Verwandten, brach Josie in Tränen aus.

Der kleine Joe Nevers wurde in der Küche der Obhut der Köchin überlassen, und die jungen Frauen verschwanden über die Hintertreppe. Die Köchin ließ ihn zum erstenmal das interessante Heilmittel für Magenverstimmung – Coke mit Sodawasser – schmecken. Als die Braut und ihr Gast eine halbe Stunde später wieder erschienen, kicherten beide Frauen, obwohl Josie Nevers' Augen vom Weinen noch geschwollen waren. Geheimnisvollerweise waren das Frances' Augen auch.

Es war der Beginn einer Beziehung, die für die restlichen sieben Jahre des Lebens seiner Mutter halten sollte. Eine kostbare Erinnerung daran war später an Joe Nevers weitergegeben worden – die Fotografie, die sein Vater etwas später mit seiner neuen Kamera bei der gleichen Tee-Party gemacht hatte. Frances, die Braut des jungen Albert, steht groß, schlank, mit dunklem Haar und dunklen Augen völlig selbstsicher da. Hand in Hand mit ihr steht bei ihr neben der

alten Sonnenuhr auf dem Rasen Joe Nevers' blonde Mutter mit rundlichem Gesicht und rundlicher Figur, ein Sinnbild der Schwangerschaft, die das Kleid verstecken sollte. Zwei Schulmädchen hätten sie sein können, so herrlich jung scheinen sie nun für Joe Nevers' Augen.

Frances Burr Christopher war vor ihrer Hochzeit gerade zwanzig geworden; sie würde neunundsiebzig werden, und die letzten zwölf Jahre ihres Lebens hatte sie ihre Sinne nicht mehr beieinander. Joe Nevers' Mutter Josie, die mit sechzehn schon verheiratet und Mutter war, starb drei Monate vor ihrem neunzehnten Geburtstag. Sie sollte nach dem I. Weltkrieg der großen Grippe-Epidemie zum Opfer fallen. Das alles liegt schon ein ganzes Lebensalter zurück.

Der alte Mann stampfte um den Lieferwagen herum und klatschte in seine behandschuhten Hände. Er schüttelte sich, aber nicht wegen der Kälte, sondern aus Freude an der sauberen, kalten Luft, an dem Schnee, der ihn im Gesicht und hinten an seinem Hals kitzelte und zwischen Schal und Mütze in die Kleider rieselte. Er ließ den Schnee unter seinen Stiefeln knarren, nur weil er das Geräusch hören und seine Fußspuren in der satinweißen Fläche sehen wollte. Im Licht der Scheinwerfer des Lieferwagens zeigten sich die Schneeflocken blitzend und leuchtend wie Geister und verschwanden dann wieder im Zwielficht. Die Spuren, die er machte, füllten sich schnell wieder.

Von dem Gipfel des Hügels aus konnte er das Haus sehen, das illuminiert war wie ein Leuchtturm. Wenn er blind gewesen wäre, würde ihn seine Nase zu ihm geführt haben. Er brauchte nur dem Geruch des Geldes zu folgen, das Torie für die Elektrizität zum Kamin hinausjagte. Natürlich war das ihr Geld, und sie konnte es hinauswerfen, wie sie wollte. Das war ihr gutes Recht und ihr Privileg. Wenn sie nicht mehr Geld hätte, als sie brauchte, um Leib und Seele zusammenzuhalten, hätte sie auch nicht ein Haus wie dieses einzig und allein für ihre Trinkgelage. Und er hätte die Arbeit nicht.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, hatte er gegen das inzwischen fünfundzwanzig Jahre alte Haus ein Vorurteil. Von seinem Standpunkt aus bestand Tories Haus aus sechs Klötzen von verschiedener Größe, die zu einer unvollständig scheinenden Konstruktion zusammengestellt worden waren, als müßte man nur eines seiner Elemente einmal bewegen, um seine wahre Gestalt zu enthüllen. Das ver-

dammtes Ding machte ihn unruhig. Häuser sollten wie Häuser aussehen, nicht wie einer dieser Würfel, mit denen die jungen Leute heutzutage ständig herumspielten, wenn sie nicht gerade an einem dieser verdammten Video-Spiele hingen.

Er kratzte sich nachdenklich hinter einem Ohr und gab vor sich selbst zu, daß es ihn vielleicht nur störte, daß das neue Haus nicht das alte war. Er sagte gern zu den anderen alten Männern, die er kannte, daß die *Guten Alten Zeiten* so gut auch wieder nicht gewesen waren, weil er ein ehrlicher Mann war, und außerdem, weil er sie ärgern wollte, was sie dann und wann nötig hatten. Wenn er aber ehrlich war, mußte er zugeben, daß die Nostalgie ihn nur allzu leicht überkam. Es wurde immer schwerer, die Gegenwart richtig in den Griff zu bekommen.

Dieser plötzliche Anfall von Nachdenklichkeit kam davon, daß er wieder auf dieser Straße ging, zu einem Ziel, an dem er schon zu oft gewesen war. Kaum ein Fuß davon war nicht von den Geistern der Vergangenheit verwunschen.

### ❧ Herbst 1956 ❧

Der Nachmittag senkte sich seinem Ende entgegen, als Joe Nevers in die Straße zum Haus der Christophers einbog. Es war das letzte Haus, das er überprüfen sollte, und außerdem war es das letzte an der Straße, die danach nur noch als grobe Piste für die Lastwagen der Holzfäller weiterlief. Nicht nur der sommerliche Verkehr zu dem halben Dutzend Ferienhäusern am See hatte seinen Teil zu den Straßenschäden beigetragen. Vor allem die Holz-Laster, die Stämme aus den Wäldern der Gegend abtransportierten, hatten sie beschädigt und tiefe Fahrriillen hineingegraben. Er fuhr langsam und vorsichtig, weil er seinen alten Ford-Lieferwagen noch einmal über den Winter bringen wollte. Er paßte außerdem genau auf, ob ihm nicht ein Holz-Laster entgegenkam. Wenn die großen Lastwagen – so hoch es eben ging – mit Stämmen beladen waren, die mit schenkeldicken Ketten mit Krallen, so breit wie die Stoßstange des Fords, festgezurrert waren, so war das nicht ein Gegner, mit dem sich ein kluger Mann einließ. Außerdem hatte er es nicht eilig. Seit Marion ihn verlassen hatte, erwartete ihn zu Hause niemand als seine Tiere, und die waren geduldig. Halb und halb hatte er sich schon überlegt, daß der Sonnen-

untergang vom Haus der Christophers aus bestimmt ein sehenswertes Schauspiel war. Kurz vor der Einfahrt hielt er auf dem Kamm eines langgestreckten Hügels an, um ein Leitungsrohr zu überprüfen, das durch den Kies an die Oberfläche durchgetreten war. Er stellte fest, daß es durch die großen Lastwagen zwar etwas mitgenommen, aber nicht gebrochen war, wie er das befürchtet hatte. Damit würde es beim nächsten Tauwetter im Frühling wahrscheinlich keine Probleme geben.

Er war an diesem herrlichen Tag schon zu lange im Fahrerhaus des alten Lieferwagens eingesperrt gewesen. Er bewunderte das Indigo des Seewassers und der Berge mit ihren harten Konturen, die durch die breiten Lücken zwischen den immergrünen Bäumen, wo im Sommer die Laubbäume die Sicht versperrten, zu sehen waren, und er schlenderte das kurze Stück zur Einfahrt der Christophers hinüber. Der Geruch des Sees und der toten Blätter und der sonnenwarmen Zedern und Kiefern kitzelte ihn in der Nase, als er sich die Luft tief in die Lungen zog. Der See klang wütend und klatschte und schlug an die Felsen unter ihm, und hinter diesem Geräusch hörte er eine Frauenstimme, eine spöttische, unverkennbare Stimme, die er gut kannte.

Instinktiv sah er durch ein weiteres schiefes Fenster in den immergrünen Bäumen und erkannte ihr glänzendes Haar mit der Farbe eines Sonnenuntergangs an einem kalten Wintertag. Dann sah er einen dunkleren Kopf und hörte eine tiefere Stimme, die ihm auch vertraut war. Langsam, vorsichtig und lautlos zog er sich wieder zurück. Als er den Lieferwagen erreichte, nahm er seine Mütze ab und wischte sich mit seinem Hemdsärmel über die Stirn. Obwohl es ein kühler Tag war, war ihm ein bitterer, scharf riechender Schweiß ausgebrochen.

Vorsichtig machte er die Tür seines Lieferwagens auf, zog sich hoch und hinein, als würde er an einem Seil hochklettern, und dann schloß er die Tür mit einem Klicken, das nicht lauter war als das Geräusch, wenn der Hörer eines Nebenanschlusses heimlich aufgelegt wird. Er kuppelte aus und ließ den Lieferwagen rückwärts den Hügel hinunterrollen, ohne den Motor anzuwerfen. Er rollte über den Kies, und nur ein Knirschen begleitete flüsternd seinen heimlichen Weg. Am Fuß des Hügels bemerkte er erst, daß er den Atem angehalten hatte, und er legte seinen Kopf auf das Steuerrad und unter-

drückte das plötzliche Bedürfnis zu lachen. Er drehte den Schlüssel in der Zündung um und hoffte, daß sie, wenn sie das Geräusch des Motors hörten, während er zum Wenden bis zur Einfahrt des nächsten Nachbarn zurückstieß, denken würden, er sei nicht bis zum Ende der Straße vorgefahren, wer es auch gewesen sein mochte.

Es war nicht das erste Mal, daß er zufällig auf ein Geheimnis gestoßen war. Er sagte sich selbst, daß ihn das nichts anging. Deshalb brauchte er keine schlaflosen Nächte zu verbringen. Er konzentrierte sich darauf, den Lieferwagen nicht zu schnell werden zu lassen, und unterdrückte den Impuls zu fliehen. Es wäre schließlich nicht gut, wenn ihn jemand auf die Straße rasen sehen würde, als würde seine Hose brennen.

Joe Nevers schüttelte sich wieder, aber dieses Mal war es die Kälte, die tief im gefrorenen Herzen der Erde wurzelte und langsam von seinen Zehen in ihren Wollsocken und schweren Stiefeln bis in sein Innerstes aufstieg. Die Lichter des Hauses wurden zu einem Leuchfeuer, das Wärme und Schutz versprach. Es wurde ihm bewußt, daß wieder die nur allzu vertraute Müdigkeit auf ihm lastete, an der auch noch soviel Schlaf nichts mehr änderte.

Es würde ihm guttun, wenn er zu Fuß den Hügel hinunterging. Die Lichter des Hauses mochten noch so hell sein, aus dieser Entfernung beleuchteten sie nur Umrisse und Schatten. Sie reichten nicht aus, um das Risiko der unsicheren Fahrt mit dem Lieferwagen auf der ungeräumten Rutschbahn der Einfahrt einzugehen. Das war sein Vorwand, obwohl er ganz genau wußte, daß es nicht am Licht, sondern an ihm selbst lag. Er traute es sich nicht zu, den Lieferwagen in der Dunkelheit und dem wirbelnden Schnee den Hügel hinunterzufahren.

Man konnte es riskieren, den Lieferwagen am Straßenrand stehenzulassen. Vor dem nächsten Morgen würde hier niemand mehr vorbeikommen. Joe Nevers faßte in das Fahrerhaus, um die Scheinwerfer und die Zündung auszuschalten und seinen Korb mit Vorräten herauszuholen. Er steckte die Schlüssel in die Tasche. Der Geruch des frischgebackenen Brotes hatte selbst die Plastikfolie durchdrungen, in die er es eingewickelt hatte, und in der kalten Luft schien er irgendwie noch intensiver.

Er stemmte sich gegen den Hang und den Wind, um sein Gleichgewicht zu halten, nahm den Korb fester in den Griff und machte jeden Schritt mit äußerster Vorsicht. Der Wind zupfte am Rand seines Schals und wehte ihn dann über seine trockenen, aufgesprungenen Lippen.

Die Einfahrt war zugeweht und unter den Schneewehen nur noch undeutlich zu erkennen. Wenn nicht die Lichter aus dem Haus dann und wann einen markanten Felsen oder Baum beleuchtet hätten, hätte er ohne seinen Orientierungssinn leicht vom Weg abkommen können. Von Tories Ankunft war keine Spur zu sehen, denn die Reifenspuren in der frisch getauten Erde waren inzwischen vom Schnee zugedeckt.

Als er um die erste Kurve der Einfahrt kam, sah er vor sich in der zweiten, schärferen Kurve den Cadillac an einer ramponierten Eiche hängen. Auch er war von Schnee und Dunkelheit zugedeckt, so daß seine harten Konturen verwischt waren. Im Schein der Lichter aus dem Haus blitzte der Schnee darauf so weit entfernt wie ein Stern. Die glänzende Schwärze des Wagens war ein dichter Schatten in der Nacht, ein schwarzes Loch im Raum, durch das er in das Geheimnis seiner selbst gezogen zu werden drohte.

Es war unschwer zu erkennen, was geschehen war. Sie war ins Schleudern gekommen, hatte die Kontrolle über den Wagen verloren, war in den Straßengraben gerutscht und von dem Baum, einem alten Feind von ihr, aufgehalten worden. Drei der Räder des Cadillacs standen bis über die Radkappen in Schneewehen. Das Heck des Wagens ragte wie das Hinterteil einer Matrone über den Rand der Einfahrt. Das rechte Hinterrad hing gut einen Fuß über dem Boden.

Die Eiche lehnte sich müde über die Kühlerhaube. Es sah so aus, als hätte sie sich dieses Mal in dem unerklärten Krieg mit den von Torie gefahrenen Cadillacs eine tödliche Verletzung zugezogen. Der Baum und das Auto lehnten sich aneinander wie zwei betrunkene Penner, die sich auf einer Station ihres Leidenswegs gegenseitig stützten.

Joe Nevers stellte seinen Korb in einer Schneewehe ab und kämpfte sich auf die rechte Seite des Cadillacs vor. Der alte Dinosaurier zitterte und stöhnte, als er sich mit seinem vollen Gewicht darauf lehnte und ihn herunterdrückte. Er versuchte, in das Auto hineinzusehen, aber die beschlagenen Fenster reflektierten nur sein Gesicht wie ei-

nen undeutlichen Geist. Die Finger seiner Handschuhe blieben an dem Eis hängen, das sich auf dem Glas und dem Chrom gebildet hatte. Die erste Tür, die er versuchte, die rechte Hintertür, war zugefroren. Die vordere Beifahrertür aber war nicht ganz geschlossen worden und deshalb nicht wie die andere festgefroren.

Als er sich das Wageninnere schnell im Schein seines Gasfeuerzeugs ansah, stellte er fest, daß nicht einmal mehr Flaschen darin waren. Der Schlüssel steckte noch in der eingeschalteten Zündung. Der Hebel des automatischen Getriebes stand auf ›Fahrt‹, und die Scheinwerfer, die Heizung und das Gebläse waren zwar tot, aber angeschaltet. Die Belastung war für die Batterie zuviel gewesen, und sie würde sich sicher auch nicht ohne weiteres wieder zum Leben erwecken lassen. Torie war einfach aus dem Auto herausgekrochen und hatte es stehengelassen. Ohne ein Startkabel und seinen Lieferwagen war da nichts zu machen, und selbst dann gab es keine Garantie, daß er die Karre wieder in Gang bringen würde.

Die Schlüssel waren zweifellos im Zündschloß festgefroren. Am nächsten Morgen würde er sie mit seinem Feuerzeug befreien und mit seinem Lieferwagen den Hang herunterfahren, um den Cadillac in Gang zu bringen. Im Augenblick konnte er stehenbleiben. Es war noch unwahrscheinlicher, daß jemand den toten Wagen als seinen Lieferwagen stehlen würde. Selbst wenn er ihn aus dem Straßengraben herauszog, konnte Torie unmöglich Sonntag abend damit nach Falmouth fahren. Nicht mit einer Batterie, die toter war als das Feuerwerk vom letzten 4. Juli, mit einer verbeulten Motorhaube, einem zerschmetterten Kühlergrill und zersplitterten Scheinwerfern. Gar nicht zu reden von den Defekten, die sich erst herausstellen würden.

Es würde ihr wohl nichts anderes übrigbleiben, als sich von ihm zurückfahren zu lassen. Wenn er erst einmal da war, konnte er die notwendigen Ersatzteile auftreiben und den Cadillac von Reuben Styles wieder zusammenflicken lassen. Wenn Torie nicht allen Gebrauchtwagenhändlern in der Stadt den Dauerauftrag erteilt hätte, jedes Teil von diesem Typ und Baujahr für sie aufzuheben, würde der alte Schrotthaufen vielleicht nie mehr fahren, denn von seinem Typ waren die letzten Exemplare vor zehn Jahren aus den Vorführräumen herausgefahren worden. Inzwischen waren so viele seiner Bestandteile von Reuben oder anderen Mechanikern ersetzt worden, daß der ursprüngliche Cadillac eigentlich schon lange nicht mehr existierte.

Was Torie da gegen die schwer geplagte Eiche gefahren hatte, war ein mechanisches Frankenstein-Monster, aus Teilen von toten Autos zusammengesetzt.

Joe Nevers überließ den zusammengeflackten Cadillac der Nacht und ihren Stürmen, nahm seinen Vorratskorb wieder auf und ging weiter den Hügel hinunter. Als er auf die hintere Veranda zustampfte, hatte er eigentlich kein Recht auf eine so gute Laune, wenn man bedachte, was es für Mühe machen würde, den Wagen am nächsten Morgen herauszuziehen. Vorausgesetzt, er holte sich dabei keinen Herzanfall, würde es ein langer Tag werden. Eine lange Fahrt, nachdem er den Wagen herausgezogen hatte, und keine Garantie dafür, daß Torie umgänglicher sein würde als üblich.

Er war selbst überrascht, daß er eine leichte Aufregung bei dem Gedanken verspürte, Tories Haus in Falmouth wiederzusehen. Es würde erst sein fünfter Besuch dort werden, und von seinen bisherigen Besuchen zählte keiner zu seinen Lieblingserinnerungen, obwohl einer davon ihm noch deutlich im Gedächtnis haftete.

Die erste Gelegenheit war Bert Christophers Begräbnis gewesen, an dem er 1932 mit seinem Vater in einer Kirche in Falmouth teilgenommen hatte. Anschließend war ein Empfang im Haus abgehalten worden. Wegen der Menge und des entsprechenden Durcheinanders war ihm nur ein undeutlicher Eindruck von einem schönen, riesigen und romantischen Steinhaus geblieben. Das bedeutete allerdings auch, daß es nicht zu heizen war. Jahre später war er noch einmal uneingeladen mit seiner ersten Frau Marion gekommen. Es war ein Fehler gewesen, zwar kein unverzeihlicher, aber doch ein Fehler; er hatte ihn schon lange in seinem Gedächtnis abgekapselt. Beim dritten und vierten Mal war der Anlaß das Begräbnis von Guy und dann das seiner Mutter Fanny gewesen, die nur einige Monate auseinander gelegen hatten.

Beim letzten Mal hatte Torie ihn zu seinem Lieferwagen begleitet. Er konnte das Ausmaß ihrer Betrunkenheit an der Steifheit ihres Rückgrats ablesen; je angeschlagener sie war, desto mehr schien sie sich dagegen zu stemmen. An diesem Tag war sie stocksteif gewesen, und als sie neben dem Lieferwagen standen, fiel eine Hand leicht auf seinen Unterarm.

»Mit deinem nächsten Besuch darfst du aber nicht warten, bis wieder jemand stirbt, Joe Nevers«, sagte sie streng und zwinkerte ihm

völlig unpassend und so langsam zu, daß das auch für die anderen Trauergäste sichtbar gewesen sein mußte, die aus dem großen Haus hinter ihm kamen.

Sie hatte ein Talent dafür, seine schwachen Stellen zu finden, und in jenen Tagen versuchte er noch, sie vor ihr zu verbergen. Und sie suchte sie noch. Es war nicht der Schock, der ihn dazu brachte, sie auf den Arm zu tätscheln und sich von ihr abzuwenden, sondern ihr Schmerz und ihre Angst. Im Lauf der Zeit hatte sich bei ihm der Gedanke verfestigt, daß das der Augenblick gewesen war, in dem er sie am meisten im Stich gelassen hatte.

Er klopfte an der Hintertür und wartete geduldig eine halbe Minute lang. Er wußte, daß sie nicht verschlossen war. In all den Jahren, die er sie kannte, hatte er es noch nie erlebt, daß Torie eine Tür zugeschlossen hätte. Ebenso sicher wußte er, daß sie nicht antworten würde. Wenn sie sein Klopfen hörte, würde sie wissen, daß er es war. Er konnte sich nicht daran erinnern, wann sie aufgehört hatte, auf sein Klopfen zu antworten, aber das war auf jeden Fall lange her. Er hätte genausogut ohne Ankündigung hineingehen können, aber das hätte er einfach nicht fertiggebracht. Das war nicht sein Haus. Wären seine Wände eingestürzt, so daß nur noch die Tür in ihrem Rahmen stehengeblieben wäre, hätte er trotzdem geklopft. Ein einziges Mal hatte er gegen dieses Gesetz verstoßen, und das war genug gewesen. Er hatte seine Lektion gelernt. Er hatte Torie die Möglichkeit gegeben zu antworten, und dann, erst dann würde er sich einlassen.

Als er drinnen war, war der größte Teil des Erdgeschosses für ihn mit einem Blick sichtbar. Von seinem Standpunkt in dem Gang, der nach links zu Fannys alten Zimmern führte, einem Schlafzimmer und einem Bad, die einen eigenen kleinen Flügel bildeten, und nach rechts zu dem großen Schlafzimmer und der Wendeltreppe zu den oberen Stockwerken des Hauses, konnte Joe Nevers direkt an der kleinen Küche in das riesige Wohnzimmer sehen, das sich über verschiedene Stockwerke erstreckte und den größten Teil des Erdgeschosses ausmachte.

Dort sah er durch die hintere Wand des Zimmers, die nur aus Glas bestand und die das Innere des Hauses dem Licht öffnen sollte, das, was er gerade verlassen hatte: den See und die Berge. Es war jedoch mehr wie ein Tunnel, der direkt in die stürmische Nacht hinausführte. In den Lichtrahmen, der in die Dunkelheit hinausfiel, ergoß sich

ein Konfetti-Regen aus Schnee aus der tiefen Schwärze der Nacht, häufte sich auf und prallte gegen das Glas. Die Kälte draußen saugte die Wärme im Haus durch das Glas fast ebenso schnell hinaus, wie sie von den elektrischen Heizkörpern produziert wurde. Das Glas hatte begonnen, sich innen mit Eis zu überziehen.

Torie saß an dem Tisch vor der Glaswand an einem Puzzle-Spiel. Völlig ver mummt, hatte sie nur ihr kleines, weißes Gesicht und ihre wächsernen Hände der Kälte ausgesetzt. Sie trug ihren Nerzmantel links, so daß das graue Satin-Futter nach außen gewendet war und im elektrischen Licht schimmerte. Der Pelz war nur als silbriger Saum unten, an den Ärmeln und am Kragen zu sehen. Überraschenderweise wirkte das keineswegs lächerlich, sondern nur exzentrisch und romantisch, irgendwie ausländisch und altertümlich, als sei der Mantel das Kleidungsstück einer russischen Großfürstin im Exil.

Als Joe Nevers sie ansprach, antwortete sie ihm weder, noch sah sie auf, als sei sie taub. Das war sie nicht; sie hörte so gut wie jeder andere, und besser als manche. Allein Joe Nevers konnte sie nicht hören, wenn sie getrunken hatte.

Ihre vor Kälte roten Hände bewegten sich langsam über die Teile des Puzzles, als sei sie auch noch blind und verliefte sich nur auf ihr Tastgefühl, um die geheimnisvollen Teile zu identifizieren und festzustellen, wie sie zusammenpaßten. Die Flasche Bourbon rechts von ihr fand sie auf die gleiche Art, wie in Erinnerung an eine Welt, die sie nicht mehr sah, aber mit unheimlicher Genauigkeit erriet.

Um den Schnee nicht hereinzutragen, zog Joe Nevers sofort Stiefel und Jacke aus, obwohl er sofort die Kälte des unbewohnten Hauses bis in die Knochen spürte. Die Einbau-Heizkörper, die noch immer auf die Minimaltemperatur eingestellt waren, die notwendig war, um die Leitungen am Einfrieren zu hindern, konnten sie nicht durchdringen. Er ließ den Korb in der Küche stehen, drehte die Thermostate hoch, und dann machte er in dem alten Kachelofen im Wohnzimmer Feuer, füllte den Kessel aus einer der unter dem Spülstein gelagerten Wasserflaschen und stellte ihn zum Kochen auf.

Auch in dem kleineren Ofen im großen Schlafzimmer machte er Feuer. Die Daunendecke lag unordentlich auf dem nicht aufgedeckten Bett. Offensichtlich hatte sich Torie in der vergangenen Nacht darin eingerollt.

Die Bettücher, die Ruby Parks nach Tories letztem Besuch eingezogen hatte – er bemühte sich, sich daran zu erinnern, wann das genau gewesen war –, waren schon lange muffig geworden. Er beugte sich herab, zog das Bett ab und machte es mit verhältnismäßig frischen Tüchern aus dem Schrank neu. Als er das oberste Tuch ausschüttelte, fiel es ihm wieder ein; zehn Monate war es her. Wie doch die Zeit verging; er wurde alt. Natürlich war sie im ganzen letzten Sommer nicht da gewesen, seit Juni nicht mehr. So mußte es sein, denn er hatte ihr Marmelade aus wilden Erdbeeren gemacht. Sie hatte ein Glas davon nach ihm geworfen. Ungefähr so etwas hätte er sich denken können. Sie kam und ging, wie es ihr gefiel. Sie hatte keinen Grund, ihm darüber Rechenschaft abzulegen, wann sie das tat.

Ihn störte es mehr, daß er nichts gemerkt hatte, weil das ein weiteres Anzeichen für seinen Niedergang war. Er war unruhig gewesen, wie er das '79/'80, dem Winter ohne Schnee, auch gewesen war. Erst Mitte des folgenden Winters hatte er aus seinem Schlafzimmerfenster gesehen und die Veränderung gespürt, nicht in der Welt, sondern in sich selbst.

Eine neue Schneedecke überlagerte die Ansammlung von ungefähr einem halben Dutzend vorausgegangener Schneefälle auf den hinteren Feldern, und der See und die Berge leuchteten in der Entfernung. Der Tag draußen war strahlend und neu. Als er das Fenster einen Spalt öffnete, war die Luft süß, fast würzig, wie sie das nach einem schweren Schneefall oft ist. In diesem Augenblick fühlte er die geschlossene Einheit der Welt und seinen Teil in ihr. Erst dann ging ihm auf, wie sehr ihn die Unterbrechung des natürlichen Kreislaufs im vergangenen Winter gestört hatte. Als er von George Fogg gehört hatte, daß Torie wieder da war, hatte er ganz ähnlich empfunden, ein plötzliches Aufleben von guter Stimmung, das er nun als Erlösung von jener vagen Unruhe identifizierte.

Es hatte ebenso wenig Sinn, sich wegen Torie zu beunruhigen, wie wegen dem Wetter. Er hatte gelernt, das Wetter in seinen Knochen zu fühlen und durch seine Haut, aber Torie blieb weiter unvorhersehbar. Sie veränderte sich, und dann veränderte sie sich wieder; er war nie dahintergekommen, ob und wie sich bei ihr die Jahreszeiten ablösten.

Ebenso war in Vergessenheit geraten, wie die Frau und ihr Besitz in seine Obhut gekommen waren. Oder warum seine Fürsorge so eng umrissen war: allein hier, sonst nirgends, und nur, um es zu verhindern, daß sie sich einfach umbrachte, wenn sie an der Flasche gewesen war und dalag.

Es war ein Spiel, das sie mit ihm spielte, und wie viele andere Alkoholiker, die er gekannt hatte, zeigte sie einen unendlichen Erfindungsreichtum in ihren Versuchen, sich selbst zu zerstören. Sie rief nie vorher an, um zu sagen, daß sie kam. Die Regeln des Spiels verlangten es, daß er sie wie ein schicksalhaftes Geheimnis entdeckte, wenn er seine Runde machte, oder daß er es von einem der Einwohner erfuhr, der sie vorbeifahren gesehen hatte.

Es war entgegenkommend von ihr gewesen, daß sie Freitag abend in George Foggs Jeep hinein gefahren war, denn sonst hätte er nichts davon erfahren, daß sie in der Nähe des Hauses war, bis er sie über einem ihrer Puzzles oder in ihrem Bett steif gefroren oder kurz davor aufgefunden hätte.

Auch er hatte seine Regeln. Er hatte ihr verboten, Feuer anzumachen, obwohl er wußte, daß sie meistens zu betrunken war, um daran zu denken, die Thermostate für die elektrische Heizung hochzudrehen. Es war ein kalkuliertes Risiko, daß sie an Unterkühlung sterben oder sich eine Lungenentzündung holen würde, während sie von einer ›Mahlzeit‹ aus *Wild Turkey* angeschlagen war. Indem er aber seine Augen nach ihr offenhielt und sie dann über das Wochenende pflegte, konnte er das verhindern, darüber war er sich ziemlich sicher. Wenn sie aber das Haus ansteckte, wäre sie nicht zu retten; bis ein Feuer in dem leeren, isolierten Haus gemeldet werden würde, wäre es für sie zu spät.

So etwas wollte er nicht noch einmal durchmachen.

### ❧ Herbst 1956 ❧

Der Sommer 1956 war so trocken wie Staubflusen unter dem Bett. Außer der Überwachung von Grasbränden hatte die freiwillige Feuerwehr von Nodd's Ridge kaum etwas anderes getan, als das jährliche Grillfest in der Kirche zu organisieren und sich Gedanken über die Gefahr von Waldbränden im kommenden Herbst zu machen. Die Feuer von 1947 waren in die Erinnerung der meisten Feuerwehrleute

wie mit Brandeisen eingegraben; es würde noch lange dauern, bis die Zerstörung von Mount Desmond Island an der Küste und des größten Teils von York County, das an das nur vierzig Meilen von Nodd's Ridge entfernte Sabbatos County angrenzte, zur Legende verblassen würde. Solche nervösen Überlegungen wurden durch die Hurrikane, die der Herbst an die Küste brachte und die sich im Landesinneren durch schwere Regenfälle und starken Wind bemerkbar machten, gegenstandslos, denn die Wälder wurden dadurch gründlich durchnäßt.

Als an einem Samstag früh um 3.30 im November der Alarm gegeben wurde, war Joe Nevers wahrscheinlich der einzige freiwillige Feuerwehrmann, der noch wach war. Er war vor kurzem geschieden worden und hatte es sich angewöhnt, bis morgens früh zu lesen, um so eine Entschuldigung dafür zu haben, daß er noch nicht im Bett war. *Peyton Place* aber, das diskret unter den erwachsenen Benutzern der öffentlichen Bibliothek zirkulierte, brachte ihm eigentlich eher Beunruhigung als Ablenkung. Er war erleichtert, das Buch hinlegen und sich seine Jacke und seine Mütze holen zu müssen.

Er hatte sie gegen einen Feuerwehrhelm und einen von den gelben, mit Gummi überzogenen Leinenmänteln ausgetauscht, die die Feuerwehr im Jahr 1948 aus zweiter Hand von der Feuerwehr in Lewiston gekauft hatte, dem Jahr, in dem die Wälder sich plötzlich zur Großzügigkeit gegenüber ihrer Feuerwehr entschlossen hatten. Er holte gerade die Leiter aus der Feuerwehr-Scheune, als Pete Bucks Wagen mit quietschenden Reifen in einer Staubwolke stehenblieb. Pete war in diesem Jahr der Chef der Feuerwehr und hatte deshalb den Anruf von dem Ranger auf der Beobachtungsstation auf dem Thugless Mountain angenommen. Pete versuchte noch, sein Hemd über seinem Bierbauch zuzuknöpfen, als er sich aus dem Fahrerhaus seines Lieferwagens herauswuchtete.

»Christophers Haus«, rief er Joe Nevers zu und rannte zu dem Pumpenwagen in der Scheune.

Die Feuerwehr war in sieben Minuten die elende Dreck-Piste hinuntergefahren, und seit Pete den Anruf des Rangers bekommen und Alarm gegeben hatte, war kaum eine Viertelstunde vergangen, aber wie so oft nützte ihnen all ihre Eile nichts. Das alte Haus der Christophers stand bis zu den Türmen in Flammen. Es war verloren, das konnte auch der Dümme erkennen, und wenn jemand das Pech

hatte, noch drinnen zu sein, so galt für ihn das gleiche. Um diese Jahreszeit hätte es eigentlich leer sein müssen, aber da stand dick und glänzend ein neuer Lincoln Continental in der Einfahrt, der nicht von selbst dorthin gekommen war.

Joe Nevers war schon vom Feuerwehrgespann heruntergesprungen, bevor dieser zum Stehen gekommen war, und rannte über die Veranda zur Hintertür, obwohl das Vordach darüber schon lichterloh brannte. Als er nach dem Griff der Außentür faßte, ergoß sich plötzlich von oben ein Gestöber von feurigen Schneeflocken auf ihn herab, versengte seine Augenbrauen und verbrannte ihm das Gesicht. Er wehrte sie instinktiv ab und zögerte deshalb gerade lange genug, um Pete Bucks Bruder Freeman die Möglichkeit zu geben, ihn zurückzureißen. Freeman legte von hinten seine Arme um Joe Nevers und zerrte ihn mit seiner ganzen Kraft zurück zur Treppe. Joe Nevers wurde von dem größeren Mann überwältigt, verlor das Gleichgewicht und stürzte rückwärts auf Freeman. Die beiden Männer fielen ineinander verschlungen die Treppe hinunter. Kaum war Joe Nevers mit Freeman, der über einen Meter neunzig groß war und zweihundertfünfzig Pfund auf die Waage brachte, auf der untersten Stufe gelandet, als das Vordach mit einem beängstigenden Krachen zusammenbrach. Er und Freeman waren gezwungen, sich wie zwei Baumstämme an einem schlammigen Flußufer zur Seite zu rollen, um ihm auszuweichen.

Stunden später, und nicht so betrunken, wie er das nötig gehabt hätte, sagte Joe Nevers zu Pete Buck, er wüßte auch nicht, was über ihn gekommen sei. Es war ganz allein seine Schuld, daß er und Freeman beinahe ums Leben gekommen wären.

Pete, weit betrunken, als er das nötig gehabt hätte, aber nicht so betrunken, wie er das wollte, ertränkte feierlich den Stummel seiner Camel in dem Überrest auf dem Boden seiner Flasche Narragansett, starrte Joe Nevers mit rot umrandeten, wäßrigen Augen an und bemerkte weise: »Du hast verdammtes Glück gehabt, Joe. Verdammtes Glück.«

Joe Nevers gab Petes Einschätzung mit seinem Schweigen recht. Die Schmerzen von seinen Brandblasen und den schwerfälligen Humor der Stadt würde er auf die gleiche Art ertragen und dabei immer daran denken, daß die Scherze leicht auch bei Freemans Begräbnis oder seinem eigenen hätten gemacht werden können, aber unter we-

niger Gelächter. So sehr schämte sich Joe Nevers, weil er einen anderen Mann dazu gebracht hatte, wegen einer Dummheit sein Leben für ihn zu riskieren, daß er sich freiwillig für die gräßliche Aufgabe meldete, Doc McAvoy dabei zu helfen, die verkohlte Leiche des Opfers einzuwickeln, damit sie für die Autopsie weggeschafft werden konnte. Es war nicht die erste Leiche, mit der Joe Nevers zu tun hatte, und auch nicht die letzte, aber auf jeden Fall war es die schlimmste.

Nach seiner eigenen Einschätzung war das der Preis für seine Dummheit, die Erinnerung, die an ihm hing wie das verfaulende Huhn, das einem Hund, der Hühner tötet, um den Hals gehängt wird, um ihm diese lästige Unart abzugewöhnen. Genauso deutlich, wie er sich an seine Mutter und an das Gefühl erinnerte, als er auf der Veranda des alten Hauses am Ersticken war, verfolgte ihn jedesmal, wenn er seine Hand auf den Griff der Hintertür des neuen Hauses legte, wie ein Fluch die Erinnerung an das Feuer und die entsetzliche Leiche, die einmal der Mann gewesen war, den er als Dana Bartlett gekannt hatte.

Das Gesicht erschien ihm immer sowohl lebend als auch tot, wie die Puppen mit den zwei Gesichtern, die die Großmütter von Nodd's Ridge für ihre Enkelinnen machten und die auf der einen Seite das unschuldige Gesicht von Rotkäppchen zeigten, auf der anderen Seite aber, in der roten Mütze versteckt, das Gesicht des Wolfs in der spitzenumsäumten Nachtmütze der Großmutter. Dana Bartlett war an Rauchvergiftung gestorben, aber das Feuer hatte ihm sein hübsches Gesicht zerstört und ihn zu einem geschlechtslosen Gebilde reduziert, das als Hohn über den Beginn des Lebens wie ein ungeheuerlicher Fötus eingerollt war.

Nicht die erbärmlichen Umstände des Todes dieses Mannes waren in Ridge die Sensation, sondern das Geheimnis, das ihn umgab wie beißender Rauch. Die erste und naheliegende Vermutung der Feuerwehrleute war es gewesen, daß es sich bei der Leiche um die Überreste von Guy oder seiner Frau Torie handelte. Als aber Joe Nevers bei Pete Buck darauf bestand, daß die Papiere im Handschuhfach des Continental untersucht würden, fand Pete überrascht in ihnen den Namen Dana Bartlett.

Pete kratzte sich mit einem ascheverschmierten Daumen an der Glatze. »Also so was! Da habe ich doch gerade gedacht, was es für

eine Schande ist, daß Guy jetzt sein schönes neues Auto nicht mehr ausführen kann, und jetzt sieht es so aus, als wäre Dana das arme Schwein, das mit ihm seine letzte Fahrt gemacht hat. Was meinst du wohl, was er hier zu suchen hatte?«

Die Frage war von Pete nur rhetorisch gemeint gewesen, und sofort folgten ihr unflätige Vermutungen. Jeder wußte, daß Dana die Frauen mochte und die Frauen ihn. Man munkelte, daß er das kaum eine halbe Meile entfernte Sommerhaus seines Vaters außerhalb der Saison gut zu nutzen wußte. Das brachte allerdings auch keine Erklärung dafür, daß er das Haus der Christophers niedergebrannt hatte und nicht das seines Vaters, aber es deutete in eine gewisse Richtung. Direkt hier, unter den unrasierten Feuerwehrleuten, die mit roten Augen in der Asche herumstocherten, stieß man sich mit dem Ellbogen in die Rippen und prägte mit leiser Stimme das Bonmot, der alte Dana sei endlich so heiß geworden, daß seine Hosen Feuer gefangen hätten. Es wurde bei Roscoe Needham vom ersten Feuerwehrmann durch die Tür wiederholt, als Roscoe um sechs Uhr seinen Schnellimbiss aufmachte, und Roscoe wiederholte es bei allen, die den ganzen Tag lang hereinkamen, bis er seinen Laden wieder zumachte. Bis dahin hatte es in der Stadt jedermann gehört und weitergegeben.

Ein Anruf durch Joe Nevers unter der Nummer der Christophers in Falmouth lieferte schnell die Bestätigung dafür, daß es tatsächlich Dana gewesen war, der seinen neuen Wagen vor dem alten Sommerhaus geparkt hatte.

Guy Christopher nahm die Aufgabe auf sich, Danas Witwe Jeannie zu verständigen, die dachte, er sei mit Guy auf der Jagd. Guy war es auch, der die Leiche identifizierte, was vielleicht der Grund dafür war, daß er und nicht Jeannie bei Danas Begräbnis weinte.

Schon bevor Joe Nevers das bei der Verhandlung vor dem Friedensrichter aussagte, war man allgemein davon ausgegangen, daß Dana Bartlett als uralter Freund und naher Nachbar der Christophers gewußt hatte, wo die Nachschlüssel des Sommerhauses versteckt waren. Joe Nevers konnte aber ebensowenig wie sonst irgend jemand sagen, was Dana Bartlett betrunken und mit einer Zigarette im großen Schlafzimmer des Sommerhauses der Christophers zu tun gehabt hatte, wo er zuerst bewußtlos und dann so tot wie Moses und alle Israeliten und Pharaonen gelegen hatte. Wer die Frau gewesen war –

und daß eine Frau dageigewesen war, nahm man allgemein als sicher an – und warum sie nicht dageblieben war, um mit Dana zu sterben, blieb weiterhin ein Geheimnis, obwohl am Stammtisch, an dem sich die alten Männer in Roscoe Needhams Schnellimbiß versammelten, zahlreiche verleumderische Spekulationen angestellt wurden. So wurde Dana Bartletts Leben und Tod in der Erinnerung von Nodd's Ridge auf ein schadenfreudiges Lachen hinter vorgehaltener Hand reduziert, und bald war er fast ganz vergessen, so wie die Erinnerung an das viktorianische Lebkuchenhaus, das das Sommerhaus der Christophers gewesen war und zusammen mit Dana sein Ende gefunden hatte.

Joe Nevers aber mußte öfter an Dana Bartlett denken, als ihm lieb war. Vielleicht war er sogar die letzte oder fast letzte Person, die sich daran erinnerte, daß es einen Dana Bartlett überhaupt einmal gegeben hatte. In der letzten Zeit aber machte er sich über seine Erinnerungen an Dana, wenn sie ihn heimsuchten, keine besonderen Gedanken, sondern betrachtete sie eher wie einen alten Teller auf einem mit einem Wachstuch bedeckten Tisch in der Morgensonne. Er überlegte sich: *Nun, er könnte so alt sein wie ich jetzt, nein, ein paar Jahre weniger, er wäre jetzt knapp siebzig.* Weiter brauchte er nicht zu denken; es war fast sicher, daß Dana Bartlett, wenn er noch leben würde, jetzt sowieso kurz vor seinem Tod stehen würde.

Wenn sich jemand die Mühe gemacht hätte, ihn zu fragen, so hätte Joe Nevers gesagt: »Geister? Natürlich glaube ich an Geister. Ich bin selbst einer.« Und er hätte gelacht.

Und für ihn war das mehr als nur ein Scherz. Oft fühlte er sich mehr wie ein Geist als sonst irgend etwas, weil die Menschen und die Gegenstände ebenso wie die meisten Häuser und Orte, die für ihn ganz und gar real waren, mehr und mehr zu geisterhaften Schemen wurden.

»Was soll's«, könnte er vielleicht gesagt haben, »warum sollen nicht auch Häuser zu Geistern werden.«

Als er auf Tories Veranda stand, die über das Wasser zu den Bergen sah, spürte er die Arme seiner Mutter, die ihn vom Erstickungstod zurückrissen. Wenn er sanft und höflich an Tories Hintertür klopfte, griff er noch einmal nach dem schwarzen Eisengriff der hinteren Außentür des alten Hauses, obwohl es schon eine Stunde, nachdem er danach gegriffen hatte, zu Asche verbrannt war und die-

se Asche schon vor Jahrzehnten vom Wind über den See geweht worden war. Das kam alles nur daher, nahm er an, daß er in seinem Geburtsort alt geworden war.

In seinem Korb hatte er verschiedene Päckchen losen Tee, die er selbst aus den kleinen braunen Papiertüten präparierte, wie sie vor Jahren im Laden seines Vaters benutzt worden waren, um Süßigkeiten darin zu verpacken. Er brauchte nur noch die untere Spitze abzureißen, und die Teeblätter liefen sauber wie durch einen Trichter in eine frisch ausgespülte Teekanne. In die Tütchen ging gerade genug für eine ordentliche Kanne, so daß kein Teeblatt verschwendet wurde, nachdem er das kochende Wasser von dem Kessel zugegossen hatte. Während der Tee zog, stand er hinter Torie und sah zu, wie ihre Hände mit beunruhigender Sicherheit über die Stücke des Puzzles glitten. Sie suchten und fanden, und dann suchten sie und fanden wieder, wenn auch langsam und so mechanisch, daß der Eindruck entstand, als hingen sie am Draht eines unsichtbaren, herzlosen Puppenspielers. Joe Nevers sah ihr unwillkürlich zu. Schließlich zwang er sich selbst dazu, ihre Konzentration zu stören.

»Wie war's mit einer Tasse Tee, damit Sie warme Hände bekommen, Missus?«

Torie zuckte zusammen, etwas stärker, als er ihr abnahm. Während sie ihre Augen übertrieben erschreckt rollte, wedelte sie kurz mit ihrer rechten Hand und stieß dabei gegen die Flasche auf dem Tisch. Sie kippte träge, als würde auch sie von der Kälte erstarren, und fiel auf den Boden, wo sie zerbrach und sich zu einem immer größer werdenden Fleck aus Whisky und Glassplittern ausbreitete.

Sie zuckte ebensowenig zusammen wie er. Für beide waren zerbrochene Flaschen nichts Neues. Sie starrte blind darauf, sagte: »Scheiße.«

Joe Nevers seufzte. »Rühren Sie es nicht an. Ich wische es auf.« Kaum hatte er ihr den Rücken zgedreht, um sich aus der Küche zu holen, was er brauchte, als sie begann, sich langsam und vorsichtig zu bewegen, als könne auch sie zerbrechen. Die hölzernen Stuhlbeine, die quietschend über den gewachsenen Holzboden rutschten, verrieten sie, und sie schob sich vom Tisch weg.

Joe Nevers sah sich nicht um, wiederholte aber seine Anweisung. »Bitte rühren Sie sich nicht. Lassen Sie es mich aufwischen.«

Sie hockte sich an den Rand der Lache, als hätte sie kein Wort gehört, und begann, die Scherben der Bourbon-Flasche mit der gleichen blinden Sicherheit aufzuheben, mit der sie ihr Puzzle zusammensetzte, als hätte sie vor, die Flasche wieder zusammenzusetzen, und dann vielleicht noch ihren Inhalt, Tropfen um goldenen Tropfen, Molekül um Molekül. Der Saum ihres Nerzmantels senkte sich in die Pfütze und färbte sich dunkler. Obwohl ihre Wollhosen an den Knöcheln um ihre Stiefel geknöpft waren, waren sie so weit, daß der Stoff ebenso in die Lache hing wie das Ende des Kaschmir-Schals um ihren Hals.

Joe Nevers kam von seiner Suchaktion im Besenschrank mit Schrubber, Eimer und Wischtuch bewaffnet zurück.

»Mein Gott, Missus«, sagte er ohne Zorn, als er über ihr stand. »Ich habe doch gesagt, ich würde es saubermachen.«

Torie sah zu ihm auf, ihre großen Augen verengten sich, und ihre volle Unterlippe schob sich vor. Während sie wütend zu ihm hochsah, bewegten sich ihre Hände weiter ruhelos über die Scherben. Plötzlich schrie sie auf und packte die eine Hand mit der anderen. Blut lief zwischen ihren Fingern durch. Einige Tropfen zerliefen in der Pfütze aus Alkohol auf dem Boden, aber ihre tiefe Röte wurde sofort absorbiert und verlor sich.

Joe Nevers beugte sich leicht nach vorne, als wollte er sich vorbeugen, zog ein Taschentuch aus der Brusttasche und wickelte es mit einer einzigen knappen Bewegung um ihre beiden Hände. Als er es kräftig zuzog, brachte sie das unsicher auf die Füße. Vom Ende ihres Schals fielen goldene Bourbon-Tropfen herunter auf ihre sowieso schon zerknitterten Hosenbeine.

Wortlos begann er, ihre Hände voneinander zu lösen. Sie wehrte sich genauso sinnlos dagegen, wie sie sich gewehrt hatte, als er sie zusammenbinden wollte. Als er die Hände getrennt hatte, um nachzusehen, wie tief der Schnitt im Ballen ihrer linken Hand war, schüttelte er den Kopf. Gegen ihren Widerstand führte er sie in die Küche, wo er einen Erste-Hilfe-Kasten aus dem Schrank holte. Er wischte den Schnitt mit abgekochtem Wasser aus dem Kessel aus, desinfizierte ihn und verband ihn mit größter Behutsamkeit. Sie ließ sich seine Hilfe gefallen, blieb stumm und starrte ihn ab und zu an, als versuchte sie, sich daran zu erinnern, wer er war.

Als Joe Nevers fertig war, grunzte er zufrieden: »Setzen Sie sich ans Feuer und wärmen Sie sich auf. Ihre Hände sind eiskalt.«

Sie ging statt dessen direkt zu einem anderen Küchenschrank und holte sich eine neue Flasche *Wild Turkey* heraus. Die verletzte Hand drückte sie sich an die Brust und setzte sich auf das Sofa vor dem Herd. Um die Flasche auch nur unsicher im Griff behalten zu können, mußte sie sie gegen die zur Faust geballte verletzte Hand stützen und auf ihrem Schoß in die Falten ihres gewendeten Pelzmantels stellen. Nachdem sie den Verschuß mit ihrer unverletzten, zitternden Hand gelockert hatte, zog sie den mit Plastik überzogenen Korken mit ihren Zähnen heraus und spuckte ihn zur Seite. Sie belohnte sich selbst mit einem tiefen Schluck und schloß dann, von der Anstrengung ermüdet, die Augen und ließ sich entspannt in die Kissen auf dem Sofa sinken.

Für Joe Nevers, der sie verstoßen beobachtete, während er die Pfütze aufwischte, schien sie zu zerbrechlich für das Alltagsleben. Sie ruhte so leicht in ihren Hüllen wie Christbaumschmuck in seiner Verpackung. Ihr Gesicht war durch die Kapuze, die der riesige Rollkragen ihres Pullovers bildete, teilweise vor ihm versteckt. Eine Hand, so durchsichtig wie ein Fettfleck auf einem weißen Stück Papier, hielt die Flasche fest umklammert. Ihr Schal war über die glatten Satin-Schultern ihres Mantels bis zu ihren Ellbogen heruntergerutscht, wo er sie zu fesseln schien. Die Spitzen ihrer roten Lederstiefel sahen aus den dicken Falten ihrer weiten, grauen Hosen und dem von Pelz umrahmten, silbrigen Futter ihres Mantels hervor. Es war leicht, sie sich aus Eis vorzustellen, wie sie so nahe am Feuer langsam schmolz, so daß bald nur noch ein unordentlicher Kleiderhaufen auf den Sofakissen liegen würde.

Es war eine kurze Vision, die ihn dazu brachte, über sich selbst den Kopf zu schütteln. Solche Bilder waren eher etwas für Frauen und Kinder. Die Gedanken eines Mannes sollten nützlicher Art sein.

Torie Christophers Kopf war voller Fantasievorstellungen, und viel hatten sie ihr nicht eingebracht. Er dachte unwillkürlich, daß seine Nachbarn in Ridge recht hatten, wenn sie sie als eine dieser oberflächlichen Frauen mit zu viel Geld, zu viel Buch-Wissen und zu wenig Vernunft mit Mißtrauen betrachteten. Eine Frau sollte ihren Körper und Geist pflegen und um ihren Ruf besorgt sein.

Niemand aber machte Torie einen ausgesprochenen Vorwurf; man gestand ihr zu, daß sie den Preis für ihre Sünden gezahlt hatte. Genaue gesagt, war sie nicht eine von ihnen, und die Bewohner von Ridge nahmen Außenseiter nie allzu ernst. So ganz eindeutig war die Sache allerdings nicht. Für die Einwohnerschaft von Ridge zählte es durchaus, daß die Christophers schon seit Generationen ihre Sommer hier in der Gegend verbracht hatten. Torie war zwar keine reinrassige Christopher, weil sie in die Familie nur eingehiratet hatte, aber man räumte ihr eine gewisse Bedeutung und eine Narrenfreiheit ein, die man Neuankömmlingen oder Ausflüglern sonst nicht zubilligte. Man konnte nicht erwarten, daß es irgend jemand wirklich vergessen würde, daß sie von auswärts kam. Es spielte dabei keine Rolle, daß es derselbe Staat war, nur ungefähr hundertfünfzig Meilen nordöstlich. Weit genug.

Als aber ihr Mann Guy starb, nannte man ihn in den Nachrufen der Zeitungen in Portland und Boston und sogar in einem Ausschnitt aus der *New York Times*, die Joe Nevers von seiner Schwester aus Florida geschickt bekommen hatte, nur Victoria Christophers Mann, und zwar ganz oben, statt irgendwo inmitten des Nachrufs zu sagen, sie habe ihn überlebt. Joe Nevers dachte, er sei der einzige in Ridge, der das bemerkt hatte. Er schnitt die Nachrufe aus und klebte sie ins Album, als seien sie Spuren zu einem Geheimnis, das noch niemand enträtselt hatte.

Wer hätte je gedacht, sie könnte eine Berühmtheit sein?

### ❧ Frühjahr 1951 ❧

Auf den ersten Blick hielt er das Mädchen auf der anderen Seite des Fliegengitters in der Tür für eine Verwandte von Fanny Christophers Köchin Beulah Clark, die im Haus wohnte. Beulah war ein hageres, keifendes Weib in den Sechzigern, die ihr beachtliches Geschick als Köchin dazu benutzte, die für die Saison angestellten Mädchen aus der Umgebung zu terrorisieren. Beulah nahm sich viel heraus und kam auch damit durch; sie nutzte häufig ihr Privileg als Familienfaktotum, um sich mit ihren absurden Meinungen in die Unterhaltung der Familie Christopher einzumischen. Man hörte sie zwar mit großer Höflichkeit an, doch Fanny widerlegte sie dann auf ihre vornehme Art. Auch wenn sich Beulah wegen der zweimal jährlich stattfin-

denden Umzüge der Familie von einem Haus zum anderen als Kosmopolitin betrachtete, kam sie in Wirklichkeit aus einer isolierten, von Inzucht geprägten kleinen Siedlung der riesigen Wüstengebiete im Inneren des Staates. Im Verlauf der siebzehn Jahre, die sie über Fanny Christophers Küche geherrscht hatte, hatte sie eine endlose Reihe von weiblichen Verwandten als Gäste aufgenommen, die immer unangemeldet kamen, sich eine Woche oder zwei lästig machten und ungeheure Mengen aßen. Sie schliefen bei Beulah in ihrer Zweizimmerwohnung über der Garage. Ihre Gesichter zeigten zwar eine unverkennbare Familienähnlichkeit, aber der genaue Verwandtschaftsgrad zu Beulah war entschieden zu kompliziert und entzog sich jeglicher Vorstellungskraft. Auf jeden Fall war keine der Clark-Verwandten, die zu Besuch kamen, auch nur einen Schuß Pulver wert, da sie weder wichtig waren noch gut aussahen, sondern nur mit ihren knochigen Hintern auf den Küchenstühlen hockten, alles genau beobachteten, rauchten wie die Schlote und Beulahs ununterbrochenen Schimpftiraden weise nickend zustimmten, wahrscheinlich weil sie den Mund voll hatten.

Es war also natürlich, daß er das Mädchen, das auf sein Klopfen antwortete, für eine von Beulahs Cousinen oder Nichten hielt, denn der Fliegendraht ließ ihr Gesicht nur undeutlich erkennen, und er sah zunächst nur, daß sie nicht von hier war. In dem Augenblick aber, den sie brauchte, um ihr Gewicht schwerfällig von einem Bein auf das andere zu verlagern, während sie ihn frech wie ein kleines Kind anstarrte, änderte er seine Meinung.

»Mein Name ist Joe Nevers«, sagte er und nahm seine Mütze ab.  
»Ist Missus Christopher da?«

Sie warf ihm schnell wie Licht auf dem Wasser ein Lächeln zu und schob die Tür auf, um ihn hereinzulassen.

Beulah sah über ihre Brille nach ihm und unterbrach ihre in das alttümliche Kurbel-Telefon gebrüllte Bestellung beim Lebensmittelhändler lange genug, um Luft zu holen und ihn zu beschimpfen.

»Joe Nevers! Das wird aber auch wirklich Zeit! Wir warten schon den ganzen Morgen auf Sie.«

Ohne Zweifel stand Beulah mit der Sonne auf, da sie schon im fortgeschrittenen Alter war und dazu noch vom Land kam, und ihr Tag war so lang wie seiner, aber es war trotzdem erst neun Uhr morgens, und das Frühstücksgeschirr war gerade erst weggeräumt wor-

den. Er zweifelte nicht daran, daß er, wenn er sich früher gemeldet hätte, von ihr wegen seines Mangels an Rücksichtnahme beschimpft worden wäre. Außerdem hatte trotz Beulahs königlichem ›*Wir*‹ Fanny nach ihm geschickt. Er hatte den Zeitpunkt für seine Ankunft offensichtlich schlecht gewählt, denn jetzt brachte es Beulah nicht fertig, sich von den Vorwürfen loszureißen, die sie dem Jungen vom Lebensmittelladen machte.

»Morgen, Beulah«, sagte Joe Nevers.

Sie sah ihn wütend an und schüttelte empört den Kopf. Es gehörte zu den zentralen Leitsprüchen ihres Lebens, daß alle Männer zu nichts nützten, aber wenn einer von ihnen noch dazu grinste, so trieb sie das zur Weißglut. Sie nahm einen hastigen Zug von einer Zigarette, die zum größten Teil aus Asche bestand, und ließ sie in den Abfalleimer fallen. Da man sie um die Möglichkeit betrogen hatte, Joe Nevers auf seinen Platz zu verweisen, mußte sie sich zwangsläufig damit zufriedengeben, unhöflich zu sein. Sie drehte ihm den Rücken zu und widmete sich wieder dem Telefon.

»Mach den Mund auf, du Trottel!« brüllte sie in den Hörer und sah sich drohend um, um jedermann davor zu warnen, sie nicht noch einmal wegen Nebensächlichkeiten zu unterbrechen.

Joe Nevers sah sich noch einmal das Mädchen an. Sie stand mit hinter dem Rücken verschränkten Händen regungslos wie eine Katze auf einer Mauer neben ihm. Nicht hungrig, aber die Umwelt genau im Auge.

Sie war keine Clark; sie war Beulah und ihrer Sippschaft so unähnlich, wie man sich das nur vorstellen konnte. Die Clarks neigten zu Größe und Hagerkeit, zu blasser Hautfarbe und pechschwarzem Haar, das einen Indianer irgendwo in ihrem Stammbaum vermuten ließ. Dieses Mädchen war klein, mindestens einen Kopf kleiner als Beulah und blaß wie ein Geist in einem Schneesturm. Sie hatte herrliches Haar von der Farbe von Sherry, das sich in ihrem Pferdeschwanz kaum bändigen ließ. Ihre haselnußbraunen Augen hatten sich in Beulahs zigarettenrauchverhangener Küche eichhörnchengrau verfärbt. Ihr Gesicht war rund von Babyspeck; sie trug ein zu großes Männerhemd, das bis zu den Ellbogen aufgerollt war und über die hochgeschlagenen Blue Jeans hing, um so ihre jugendliche Molligkeit zu verstecken. Sie war barfuß.

Plötzlich ging sie zu der Tür zum Wohnzimmer, und er erkannte, daß er sich getäuscht hatte. Sie bewegte sich zu leichtfüßig für einen dicklichen Teenager, zu königlich, um etwas anderes sein zu können als schwanger.

Er folgte ihr durch den Salon, wo die Vorhänge zugezogen waren, um zu verhindern, daß die Morgensonne die Möbel ausbleichte, auf die Veranda hinaus, wo Fanny im Sommer gewöhnlich den Morgen verbrachte. Er fragte sich, ob Fanny jetzt ledige minderjährige Mütter aufnahm. So etwas konnte man ihr zutrauen. Seit dem Krieg war viel von unverheirateten, schwangeren Teenagern die Rede. Dieses Mädchen aber lief barfuß herum, als gehörte ihm das Haus. Selbst ihr wirres rotes Haar, das von einem Gummiband zusammengehalten wurde, schien in seiner Albernheit ihr Recht darauf zu bestätigen, sich hier aufhalten zu dürfen.

Fanny sah voller Erwartung von ihrem Platz in dem geflochtenen Schaukelstuhl auf. Sie mußte gehört haben, wie Beulah seinen Namen nannte.

Das Mädchen hakte seine Zehen unter die Stufe zur Veranda und hängte sich wie eine Galeonsfigur auf einem Segelschiff in den Raum.

»Sein Name ist Joe Nevers«, verkündete sie spöttisch.

»Aber natürlich«, sagte Fanny, legte ihre Stickei beiseite, nahm seine Hand in beide Hände und drückte sie. »Wie geht es Ihnen, Joe, und wie geht es Marion?«

»Ich kann mich nicht beschweren«, sagte er, »und Marion geht es auch gut.«

Nur nicht ganz so gut, dachte er, wie sie das möchte.

»Und Sie?« fragte er.

Fanny schüttelte den Kopf und seufzte. »Unverändert, Joe, immer das gleiche. Noch immer alt und nutzlos. Aber das macht nichts. Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie mir, was Sie mit dem alten Bootshaus machen wollen. Wollen Sie es noch einmal reparieren, oder wollen Sie ein neues bauen?«

»Nun«, sagte Joe Nevers und setzte sich unaufgefordert hin. Er lehnte sich mit seiner Mütze in einer Hand vor und machte eine Pause, um über Fannys Frage nachzudenken.

»Mutter«, sagte das Mädchen, »soll ich Beulah sagen, sie soll für dich und Joe Nevers Tee machen?«

Fanny sah ihn mit fragend hochgezogenen Augenbrauen an. Er nickte zustimmend. Sie lächelte ihm zu, als sei er wieder ein sehr kleiner Junge und hätte gerade etwas sehr Schlaues getan.

»Ja, bitte, liebe Torie. Und dann setzt du dich hin. Du machst mich müde, wenn du so herumflatterst.«

Das Mädchen lächelte Fanny zu und flatterte dann tatsächlich weg. Wie sie das allerdings fertigbrachte, so leichtfüßig zu sein, obwohl ihr Bauch so angeschwollen war, war ihm schleierhaft. Als er zu der Tür sah, in der sie gerade gestanden hatte, kam ihm der Gedanke, daß sie zu den Leuten gehörte, die bei ihrem Weggehen wirklich eine Lücke hinterlassen, einen verlassenen, leeren Raum.

Fanny setzte einen strengen Ausdruck auf ihr großmütterliches Gesicht. »Das Baby wird sie langsamer werden lassen«, bemerkte sie weise.

Er stimmte ihr zu; so würde es wohl kommen.

Das Mädchen hatte Fanny Mutter genannt. Das mußte Guys Frau sein, deren Namen er schon lange vergessen hatte. Victoria. »Torie«, hatte Fanny sie genannt. Diese Kurzform hatte er noch nie gehört.

Joe Nevers und seine Frau hatten die Hochzeit verpaßt. Marion hätte platzen können vor Wut. Ihr Vater hatte so lange gebraucht, bis er gestorben war. Im letzten Herbst war das gewesen; so lange war das schon wieder her.

Guy war im vorausgegangenen Sommer zwar ein- oder zweimal zu dem See gekommen, um seine Mutter zu besuchen, aber seine Verlobte hatte er nicht mitgebracht. Joe Nevers hatte gehört, daß sie irgendwo in der Weltgeschichte herumfuhr. Angeblich war sie in New Mexico, um sich dort irgendwelche indianischen Relikte anzusehen. Eine seltsame Verlobungszeit. Dann hatte das junge Paar im September geheiratet und war einen Monat ans Mittelmeer auf Hochzeitsreise gegangen. Nach dem Bauch des Mädchens zu urteilen, war zumindest das ein Erfolg gewesen. So ging es: der Vater starb, die jungen Leute heirateten, ein neues Baby. Er verspürte gegenüber dem Mädchen und Guy so etwas wie Dankbarkeit, weil sie den natürlichen Kreislauf fortsetzten.

Er versuchte, sich daran zu erinnern, was er über das Mädchen wußte, aber das war ziemlich wenig. Aus dem Inneren des Staats, aber aus seinem zivilisierten Teil. Der Vater hatte eine ungeheuer erfolgreiche Baufirma. Joe Nevers hatte aber irgendwoher die Vor-

stellung, daß sie nicht mehr die Jüngste war. Dieses Mädchen hatte kaum den Kindergarten hinter sich. Guy war mindestens fünfunddreißig, auch wenn Joe Nevers meinte, er wäre kaum aus den kurzen Hosen herausgewachsen. Fanny war erleichtert gewesen, als er sich endlich verheiratet hatte, und das hatte sie auch gesagt.

»Die junge Dame eben«, fragte Joe Nevers Fanny, »ist das Ihre Schwiegertochter?«

»Aber natürlich!« rief Fanny. Sie lehnte sich herüber und schlug ihm burschikos aufs Knie. »Sie denken bestimmt, bei mir läßt es im Kopf langsam nach. Ich hatte doch glatt vergessen, daß Sie nicht zu der Hochzeit kommen konnten. Der gute Will. Sie haben sie also noch nie gesehen. Na ja, das läßt sich ja ändern. Ich sage Ihnen, ich erinnere mich nicht einmal mehr daran, was ich heute zum Frühstück gegessen habe. Es ist eine harte Sache, wenn man alt wird, Joe Nevers.« Die alte Dame schüttelte den Kopf. »Ich freue mich aber wirklich darauf, ein Enkelkind zu bekommen.«

Sie würde sich über jedes Kind freuen, aber das würde Joe Nevers nie laut sagen. Zu Fanny nicht, die ihn verhätschelte, als sei er ihr Sohn, und zu Marion auf keinen Fall.

Fanny plapperte weiter: über den vergangenen Winter, die Leute in Ridge, die Sommergäste, die täglich eintrafen und Geschichten erzählten, die er schon ein dutzendmal gehört hatte.

Eigentlich müßte er sich an die Arbeit machen. Es gab mehr als genug zu tun, mehr als der Tag Stunden hatte, selbst ein langer Sommertag. Er blieb jedoch eine volle Stunde bei Fanny Christopher sitzen, hörte meistens nur zu und nippte an dem Tee, den das Mädchen gebracht hatte. Sie war gerade erst nach Ridge zurückgekommen und wollte von ihm den Klatsch des Winters hören. Das vom Eis beschädigte Bootshaus war nur ein Vorwand gewesen; es gehörte zu seinem Aufgabenbereich, und sie würde sich seiner Entscheidung fügen, wie sie auch ausfallen mochte.

Nachdem Fanny die beiden einander vorgestellt hatte, machte es sich das Mädchen auf der Schaukel auf der Veranda bequem. Sie nähte kleine bunte Stoffetzen zu einer Überwurfdecke zusammen und widmete ihrer Aufgabe ihre volle Konzentration. Fanny schloß sie in die Unterhaltung ein und erklärte ihr, wer dieser und jener war, und äußerte sich auch über das Warum, Was und Wie. Joe Nevers sah verstohlen zu Torie hinüber, wenn er sich traute. Einmal, als er

hinsah, erwischte er sie, wie sie ihn ebenfalls musterte. Einen Augenblick lang ruhte ihre Nadel, sie warf ihm ein heimliches Lächeln zu, und dann machte sie weiter mit ihrer Näharbeit.

Seine Ohren brannten. Sie paßte genau auf, diese junge Frau, sammelte Informationen über Ridge und nähte sie wie ihre kleinen Stoffetzen zu einem Muster zusammen. Es war gut möglich, daß er für sie nichts als ein weiterer Flicker war, den sie einfügen konnte, wo es ihr gefiel. Das beleidigte ihn aber nicht, nur etwas peinlich war es ihm, als könne sie direkt durch ihn hindurchsehen. Sie hatte einen scharfen Blick, wie ihn seine Schwester Gussie als kleines Mädchen auch gehabt hatte.

Das Baby wurde Ende Juli geboren und nach Tories Bruder Thomas genannt. Joe Nevers ersetzte das alte Bootshaus, das fünf Jahre später, als das alte Haus nieder brannte, noch immer stand. Der Sommer 1951 ging vorüber.

Um die Weihnachtszeit erlitt Fanny einen Herzschlag, nach dem sie geführt werden oder einen Rollstuhl benutzen mußte, und außerdem war sie kindisch geworden. Sie verwechselte ihren Sohn Guy mit ihrem verstorbenen Mann und das Baby Tommy mit ihrem kleinen Guy. Das war verständlich. Eigenartiger war, daß sie Torie oft für Joe Nevers' seit dreißig Jahren tote Mutter Josephine hielt, an die sich nur noch wenige erinnerten. Beulah Clark aber erkannte Fanny, und Joe Nevers' Schwester Gussie und Joe Nevers selbst, wenn sie sie in dem Krankenhaus in Portland und in dem Sommerhaus in den restlichen Jahren ihres Lebens besuchten, von denen ihr Gott, der gibt, aber auch nimmt, noch viele schenkte.

Er packte seinen Korb aus. Ein großes Glas mit von ihm selbst gemachtem Rindfleischintopf stellte er in einen Topf hinten auf dem Herd, wo er langsam warm werden sollte. Das Brot wickelte er aus und verpackte es in Aluminium-Folie, um es zum Aufwärmen in den Backofen zu schieben. Er hatte verschiedene kleine Plastikbeutel mit Salat-Zutaten mitgebracht, genug für zwei Mahlzeiten, sowie zwei kleine Gläschen mit Essig und Öl, die er zur Seite stellte, um sie für den Moment bereit zu haben, wenn er servieren wollte.

Joe Nevers mochte einen schönen Teller Salat, wie er es nannte, womit aber in Wirklichkeit alles gemeint war, was auch nur entfernt die Bezeichnung Gemüse verdiente und in seinem Kartoffelkeller

oder in seinem Kühlschranks zu finden war, und dazu alles, was einen Schuß Essig vertrug. Er war der felsenfesten Überzeugung, daß er neben seinem allabendlichen Glas mit lauwarmem Wasser und Zitronensaft vor allem seiner täglichen Dosis Salat seine gute Gesundheit verdankte. Er war mit seinen 73 Jahren der einzige Mann seines Alters in ganz Nodd's Ridge, der allein lebte, weil er entweder geschieden, verwitwet oder ein hartnäckiger Junggeselle war, der das von sich sagen konnte. Es war nicht seine Art, sich mit irgend etwas zu brüsten, zumal man auch die Theorie vertreten konnte (die auch vertreten wurde), daß er nur durch seine Erbanlagen mit einer robusten Natur gesegnet war.

Er ließ Päckchen mit Salz, Pfeffer und Butter sowie eine Büchse Sardinen draußen, an der die Mäuse kauen konnten, bis sie ein Gebiß brauchten, und räumte den Rest des Korbinhalts in den kleinen Eisschrank, der zur Zeit nur etwas Eis, eine weitere Halb-Gallonen-Flasche mit Wasser und einen Plastik-Eisbär mit Koch-Natron enthielt, was ihn aber nicht daran hinderte, abgestanden zu riechen. Als er ein halbes Dutzend Eier von seinen eigenen Hühnern, eine Dose mit gefrorenem Orangensaft, die auftauen sollte, eine Packung vorgebackener Brötchen aus seiner Tiefkühltruhe, ein kleines Glas Blaubeermarmelade, ein halbes Pfund Schinken, eine große Grapefruit, drei späte McIntosh-Äpfel von seinen eigenen Bäumen, ein halbes Pfund Vermont-Cheddar, ein Halbliterglas mit zu Hause zubereiteten Baked Beans, ein halbes Dutzend Würste und eine Packung Trockenmilch darin verstaut hatte, war kein Platz mehr für sonst etwas übrig.

Als es in der Küche für ihn nichts mehr zu tun gab, sah er neugierig in den Schrank, in dem Torie ihre Alkoholika aufhob. Was er dort sah oder vielmehr nicht sah, ließ ihn stutzen. Gewöhnlich brachte sie für ein Wochenende drei Flaschen mit, die doppelte Menge dessen, was sie bei ihrer kleinen Statur brauchte, um von Freitag nachmittag bis Sonntag früh betrunken zu bleiben. Von dieser Ration *Wild Turkey* war eine volle Flasche mit ungeöffnetem Verschuß noch da. Diejenige, die sie an sich drückte, wie ein Kind sich an eine Puppe oder an einen Teddybär klammert, während sie vor dem Feuer schlief, war noch fast voll, nur ein einziger Schluck fehlte. Auch die Flasche, deren Überreste er gerade aufgewischt hatte, war noch fast voll gewesen, denn schließlich war gut die Hälfte des Bodens damit

bedeckt gewesen, wenn er seinen Augen noch trauen konnte, und das konnte er. Er brauchte immer noch nur zum Lesen eine Brille. Er überprüfte die Abfalleimer in allen Räumen des Erdgeschosses nach leeren Flaschen, fand aber keine. Er brauchte nicht weiterzusuchen; das war alles.

Torie ging nie in den ersten Stock hinauf, das hatte sie seit Jahren nicht mehr getan. Er hätte in den oberen Räumen ein Treibhaus voller Marihuana, eine Tonne Opium oder zehn kleine Jungen zum Foltern verstecken können, und sie hätte nichts davon gemerkt. Ruby Parks aber wohl, denn sie kam einmal im Monat, um abzustauben und die Betten neu zu beziehen, ob das nun nötig war oder nicht. Zugegeben, in keinem der Betten außer in dem Tories hatte seit Jahren irgend jemand geschlafen. Er fragte sich, ob Ruby jemals etwas von dem fühlte, was in ihm vorging, wenn er die Treppe hinaufging. Er traute sich nicht, sie danach zu fragen, weil er befürchtete, Ruby könnte sich dann wie er selbst überlegen, ob Joe Nevers nicht langsam verrückt wurde. Der erste Stock war sein Geheimnis.

Das Erdgeschoß war ganz anders. Die Zimmer waren voll von Tories zweitem Leben als Archäologin, geschmückt mit den exotischen Mitbringsele von ihren Reisen und Studien, die ihn ständig daran erinnerten, wie weit sie im Gegensatz zu ihm schon weggewesen war. Ruby nannte die Sachen ›*Tories Schrott*‹, behandelte sie aber mit der Ehrfurcht, die Reliquien von Heiligen zukommt: Tonscherben von uralten Gefäßen, leuchtende kleine Stücke aus Gold oder Glas und Knochen, geheimnisvolle Steine und hinter Glas eingerahmte Stoffetzen, Spuren von Leben, die weit weg und vor langer Zeit gelebt worden waren. Joe Nevers dachte von Ruby wegen dieser abergläubischen Ehrfurcht nie schlecht; er verstand, daß die Kraft der Jahre alltägliche Gegenstände zu adeln vermochte. Er gestand ›*Tories Schrott*‹ gern die gebührende Ehre zu, entschied sich aber dafür, nichts davon zu genau zu untersuchen, denn wenn es zutraf, daß die Jahre geben konnten, so stimmte es auch, daß sie nehmen konnten. Und unbestreitbar gibt es Dinge, die man am besten nicht anrührt.

Er wanderte ruhelos durch das Erdgeschoß und schaltete unnötige Lichter aus. Die flachen Glasbehälter mit Tories Funden waren von ihnen beleuchtet, und wegen des Effekts ließ er es so. In der Dunkelheit sahen die Behälter aus, als bestünden sie aus Licht, und ihr Inhalt – den er als den Abfall von Kulturen kannte, die er sich kaum

vorstellen konnte – schien so solide und unzerstörbar, daß er zum ersten Mal den Wunsch verspürte, ihn zu berühren und seine Beschaffenheit im Vergleich mit seinem flüchtigen Fleisch zu prüfen. Das Glas schützte jedoch ihn und seine Enthüllungen so sicher wie die Schichten von vulkanischer Asche oder versteinertem Schlamm oder Moorboden oder trockenem Wüstensand, der ihn bisher vor dem Verfall geschützt hatte.

Joe Nevers hatte noch nie Angst vor leeren Häusern gehabt, verspürte im Gegenteil sogar eine gewisse Sympathie mit ihnen. In diesem Haus aber waren ihm schon Dinge geschehen, die er nicht ganz verstand und die er wahrscheinlich auch nie ganz verstehen würde. In der jüngsten Zeit war er öfter hergekommen, als er das eigentlich gebraucht hätte. In diesem Augenblick kam ihm der Gedanke, und er nahm ihn mit einem Zittern von Erleichterung an, daß er im Unterbewußtsein gemerkt hatte, wie lange Torie nicht dagewesen war, und daß ihn das zu dem Haus gelockt hatte, als könne er sie durch seine Anwesenheit dort zur Rückkehr bewegen.

Im Grunde genommen brauchte er aber nur sehr selten in das Haus hineinzugehen. Jeden zweiten oder dritten Tag rüttelte er an den Türen, um sich zu versichern, daß sie noch verschlossen waren, und dann ging er um das Haus herum, um sich zu überzeugen, daß kein Fenster eingeschlagen war. Erst wenn er das erledigt hatte und wenn die Lampe, die anging, wenn die Temperatur unter den Gefrierpunkt sank, nicht brannte, konnte er sich mit gutem Gewissen auf den Weg machen. In periodischen Zeitabständen machte er einen längeren Besuch, um eine Birne in dem Hoflicht, das immer brannte, zu ersetzen, falls er nach Einbruch der Dunkelheit vorbeikam und sie nicht mehr brannte, oder um die Mausefallen neu aufzustellen, oder nur, um durch das Haus zu gehen und die Augen nach Mäusekot und Wasserflecken am Boden oder an der Decke aufzuhalten und darauf zu achten, ob nicht ein Möbelstück zu nahe an den elektrischen Heizkörpern stand und ob nichts verrückt worden war. In Wirklichkeit aber zeigte er sich dem Haus, als wolle er ihm sagen: *Ich bin hier, du kennst mich doch. Für diese wenigen Momente bist du nicht leer oder verlassen.*

Einmal, nur Wochen war es her, hatte er dem Haus einen solchen Besuch abgestattet. Zunächst schien es wie ein Routinebesuch. Dann bemerkte er einen eigenartigen Geruch und ließ sich von seiner Nase

direkt zu einem der Glaskästen führen, der im Schlafzimmer stand. Darin lag ein Knochenstück, an seiner konvexen Biegung unverkennbar als menschliches Schädelfragment zu erkennen, auf einem Stück schwarzem Samt. Er starrte es lange an. Das war alles, was der Kasten enthielt, nichts sonst, und es war unmöglich, daß noch etwas anderes hineingekommen war. Er hatte schon mehr als eine tote Maus in einer leeren Toilettenschüssel, einem tiefen Abflußbecken oder einer anderen unbeabsichtigten Falle gefunden, und zuerst hatte er angenommen, daß er so etwas roch. Dann aber wurde ihm klar, daß das, was er hier roch, keine vermodernde Maus war, sondern, viel schrecklicher, verbranntes menschliches Fleisch. Sein Wissen ließ ihn weich in den Knien werden.

Plötzlich klopfte ihm das Herz, und seine Nasenflügel weiteten sich, um mehr Sauerstoff aufnehmen zu können; der Gestank wurde noch intensiver, und er zuckte innerlich vor der Gewißheit zurück. Er hob abwehrend seine Hände und ging rückwärts aus dem Zimmer.

Der Geruch verfolgte ihn. Er schien aus jedem Glaskasten zu kommen, an jeder Wand in jedem Zimmer im Erdgeschoß, er vermischte sich mit dem Geruch des Hauses selbst: schal und kalt und leer wie eine ausgeraubte Pyramide oder das Grab Jesu Christi.

Er wußte, daß er allein in diesem leeren Haus war. Es stand so weit entfernt von allen anderen, daß es niemand hören würde, wenn er vor Schmerz laut aufschrie oder auf den polierten Holzboden fiel, falls sein Herz, das so heftig klopfte, daß er das Gefühl hatte, es wollte aus seinem Gefängnis aus Knochen ausbrechen, die Anstrengung nicht aushalten sollte. Er könnte in dem Versuch, sich am Leben festzuklammern, mit seinen Nägeln über den Fußboden kratzen, oder er könnte in seinen letzten Zuckungen mit seinen Stiefeln darauf trommeln, aber niemand würde ihn sterben hören, und dann würde es Stunden oder Tage dauern, bis seine Leiche gefunden werden würde. Er wußte genau, wie das dann aussehen und riechen würde, denn er hatte im Lauf der Zeit viele alte und mittelalterliche, aber auch junge Männer gefunden, die in leeren Häusern vom Tod überrascht worden waren.

Er dachte jetzt nur noch an Flucht. Er stolperte die Treppe hinauf, weil er wußte, daß im ersten Stock die Sonne noch schien, und legte sich dort keuchend und voller Angst vor einem Herzanfall auf die Daunendecke eines Kinderbetts. Seine Hände fielen auf den seidigen

Pelz der ausgestopften Tiere, die mit großen, weit offenen Augen auf die Kinder warteten, die nicht mehr hierherkamen, und fand ihre glasigen Augen freundlich, frei von Vorwürfen und voller Verzeihung. Teddybären, Puppen, Katzen, Hunde und kleine Drachen auf den bunten Stoffetzen, die Torie vor langer Zeit zu Decken zusammengeñäht hatte, sprachen von anderen Leben, die nicht mehr zurückgerufen werden konnten. Die Sonne schien auf ihn, wie er da lag, und sie wärmte ihm Knochen, Blut und Gehirn. Sein Herz beruhigte sich; seine Lungen sogten die träge Abendluft gleichmäßiger und ruhiger ein. Er hatte keine Erinnerung daran, daß er eingeschlafen war. Träume keimten in der Wärme und blühten prächtig.

Durst. Durst war der Name dieses Sommers. Joe Nevers war wieder durstig. Er wischte sich die Stirn und die Brust mit einem großen, alten Taschentuch ab. Da er sich entschlossen hatte, in der Hitze kein Hemd anzuziehen, hatte er von den Zweigen, die er am Tag zuvor abgeschnitten und heute auf die Ladefläche seines Lieferwagens gehoben hatte, bald die Haut voller klebriger Flecken aus Harz.

Er schlenderte zum See hinunter und hockte sich auf einen Felsvorsprung, um sich von der Sechserpackung, die er zwischen zwei Felsen ins Wasser gestellt hatte, eine Büchse Bier zu holen. Das Bier war herrlich kühl. Er überlegte sich, ob er noch sechs Büchsen kaltstellen sollte.

»Herrgott noch mal, David!« rief Tommy. Er ließ seinen Schläger auf den Boden fallen und warf einen verstohlenen Seitenblick zu Joe Nevers hinüber, um sich davon zu überzeugen, wie der auf den Fluch reagieren würde.

Joe Nevers hatte aus den Augenwinkeln verfolgt, wie sich das Problem aufbaute.

David versuchte auf dem Rasen am Strand, wo der Boden flach wurde, Tommy den Ball zuzuwerfen. Die technischen Probleme waren unüberwindlich. David hatte zu kurze Arme und Beine, und der Ball war zu groß für seine Hand. Er war kaum über fünf, und für sein Dreirad und fürs Gehen reichte es gerade, aber für mehr nicht. Er versuchte es aber.

Tommy brauchte unbedingt einen Werfer und wußte, wie sehr David es sich wünschte, für ihn zu werfen. Er hatte es auch versucht, aber seine Geduld war erschöpft, als der Ball wieder in den See flog.

David's Unterlippe zitterte, aber er lief brav zum Wasser, kickte sich seine Tennisschuhe herunter und holte den Ball zurück.

»Vergiß es«, sagte Tommy. »Es geht einfach nicht.«

»Vielleicht kann ich helfen«, sagte Joe Nevers. »Wirf mir den Ball zu, David.«

Die beiden Jungen sahen ihn an. Sie sahen einander an und grinnten. David warf ihm den Ball zu.

Joe Nevers fing ihn mit einer Hand. »Fang du, David, und dann versuche ich es mit dem Schläger.«

Mit den Schuhen an den Schnürsenkeln in der Hand ging David einen Schritt nach dem anderen ein Stück hinter Tommy zurück und sah sich dabei ständig über die Schulter. Dann stopfte er seine nackten Füße wieder in die Tennisschuhe, ohne sich mit den lästigen Schnürsenkeln aufzuhalten.

Tommy grinste Joe Nevers zu. »Vielen Dank, Joe.«

Zwischen Schlucken aus der einen und dann der nächsten Bierdose warf Joe Nevers dem einen und dann dem anderen Jungen den Ball zu. Er machte das wegen Tommys Gesichtsausdruck, wie er nach dem Ball sah. Tommy war gut. Er verpaßte nicht viele Bälle. David lief sich seine kurzen Beine ab, wenn Tommy doch einmal einen Ball verpaßte und er ihm nachrennen mußte. Auch David gelang es, zweimal zu treffen, als er an der Reihe war, aber was ihn wirklich zum Grinsen brachte, war, daß Joe Nevers ihm durch das Haar fuhr und einen Schluck Bier anbot, als sie fertig waren.

Joe Nevers spürte, wie er sich entspannte. Die Jungen schienen nichts zu stören. Sie nahmen seine Fröhlichkeit als selbstverständlich. Wahrscheinlich waren sie durch den Umgang mit ihrer Mutter daran gewöhnt. Ein Gefühl begann sich bei ihm einzustellen, er könnte ewig weiter Tommy Bälle zuwerfen. Das Gesicht des Jungen hob sich zu ihm, und sein Blick folgte dem Ball, der auf ihn zuflog. Peng!

Als er schweißgetränkt und benommen aufwachte, ruhte der Schatten des Tages auf ihm, und über den Bergen begann das Licht sich einzutrüben.

Der Geruch von erbrochenen Gräbern war noch da; er hatte sich daran gewöhnt. Es überlief ihn noch immer kalt, wenn er ihm bewußt wurde. Angsterregender war es, wie die Zimmer im ersten Stock ihn anzogen, so sehr er sich auch dagegen wehrte und sich selbst ver-

sprach, er würde nicht gehen. Er verträdelte noch viele Nachmittage dort und träumte mehr, als er selbst wahrhaben wollte. Die Geister im ersten Stock waren die Geister von Kindern, von Kindern, die er gekannt hatte und die wollten, daß er zu ihnen kam und mit ihnen spielte, wie er das früher getan hatte. Er sagte es niemand, und er sah nicht mehr in den Spiegel, als das nötig war, um sich anständig zu rasieren.

Er konnte mit der Angst fertig werden, daß all das bedeutete, daß er langsam den Verstand verlor; es war eine trockene Angst, wie das Rascheln alter Blätter. Aber selbst die Angst, die der Geruch nach Tod in dem Haus in ihm aufsteigen ließ, die es ihm kalt den Rücken hinunterlaufen ließ und zu kalten Schweißausbrüchen führte, hielt ihn nicht vom ersten Stock fern. Vor allem der Gedanke, er könnte süchtig sein, machte ihm Sorgen; er war der Überzeugung, daß ein Mann, dessen Wünsche zu seinen Bedürfnissen geworden sind, von sich selbst wissen muß, daß er verloren ist. Daß all seine Geister Kinder waren, verhinderte es, daß die Träume selbst angsterregend waren. Die Träume waren alte Knochen, die liegenbleiben mußten, wo sie hinfielen; ihre Bedeutung wartete auf die Enthüllung.

Da war es doch leichter, sich mit dem Rätsel auseinanderzusetzen, warum Torie so wenig getrunken hatte und trotzdem zwar noch nicht bewußtlos, aber betrunkenener schien, als er sie je erlebt hatte. Als er zu ihr kam, um nach ihr zu sehen, war sie in einen unruhigen Schlaf versunken. Trotz ihrer dicken Kleider und ihrer Nähe zum Feuer hatte sie keine Farbe im Gesicht. Eine Haarlocke war unter ihrem Tuch herausgerutscht, und ohne zu überlegen, schob er sie wieder zurück. Dann aber wurde ihm bewußt, daß sie weiß war, so weiß wie der Schnee, der sich draußen auftürmte, und unter seinem Schlüsselbein kristallisierte sich die Kälte in einem harten, gezackten Klumpen wie ein Schneeball. Er wollte sie nicht wecken und sich von ihr Vorwürfe anhören müssen, weil er sie berührt hatte, aber trotzdem schob er das Tuch etwas zurück. Das Haar, das er freilegte, war so weiß wie die erste Locke, so weiß wie sein eigenes Haar, obwohl sie vierzehn Jahre jünger war. Es war ganz kurz geschnitten, nicht viel länger als sein eigenes. Als er sie vor neun Monaten zum letzten Mal gesehen hatte, war ihr Haar so lang wie eh und je gewesen, wenn es auch die Wahrheit war, daß ein silbernes Grau über das warme, glühende Rot ihrer Jugend vorherrschte. Nun war ihr Haar fast ganz

verschwunden, und die schneeweißen Überreste waren so dünn wie eine Pusteblume.

Der Schock nahm ihm den Atem; er fühlte sich so angeschlagen, als hätte ihn gerade ein fest geworfener Schneeball aufs Herz getroffen. Ein plötzlicher Anflug von Angst und Panik verhärtete sich zu der irrationalen Überzeugung, daß sie aufwachen würde, und dann würde sie ihn dabei erwischen, wie er sie ansah, während sie auf eine geheime Art so nackt war wie Susanna unter den Blicken der Ältesten mit ihren sündigen Gedanken. Beschämt hielt er sich die Augen zu, so daß er sie nicht mehr anschauen und sie ihn nicht mehr sehen konnte, und dann stolperte er weg zum Schlafzimmer. Dort angekommen, konnte er nur verwirrt um sich schauen, als wüßte er nicht, wo er war oder warum er dorthin gekommen war, während sein Gehirn von einer Flut von Fragen überschwemmt wurde.

Hatte ihm das Alter wieder einen üblen Streich gespielt? Hatte er wieder ein Riesenstück Zeit verloren, so, wie er manchmal vergaß, wo er seine Lesebrille gelassen hatte oder wo das Buch, das er gerade las, oder wo seine Zigarren waren? Er tastete sich zum Bad vor, um sich im Spiegel zu betrachten.

Alt war er noch immer, aber nicht älter, als er vorher ausgesehen hatte. Es war ein Trost, das gleiche Gesicht vor sich zu sehen, das er sein ganzes Leben getragen hatte, wenn es auch noch so angeschlagen von der Zeit war. Zugegeben, die rosa Kopfhaut war durch das dünne weiße Haar zu sehen, und seine Haut war zu der Farbe von feinem Pergament gealtert, und um die Augen und am Hals hatte sie viele Falten, aber er grinste sich mit allen seinen eigenen Zähnen an wie ein Totenkopf, weil das Zahnfleisch zurückgegangen war. Das Blau in seinen Augen war zwar blasser geworden, und das Weiße gelb, aber sie blitzten noch immer. All das spielte für ihn keine Rolle; was ihn betraf, so war es ein Schicksal, das eher einer Gurke als einem Menschen zustand, sich gut gehalten zu haben. Was für ihn nur wichtig war, war die Tatsache, daß sie auch nicht älter sein konnte, weil er ja auch nicht älter war. Es waren ihm also doch nicht eine oder zwei Dekaden im Sumpf seines nachlassenden Gedächtnisses verlorengegangen.

Es hatte nun den Anschein, als ob die Schwierigkeit bei ihr zu suchen war. Wie war es möglich, daß Torie innerhalb von zehn Mona-

ten von der Lebensmitte direkt ins Greisenalter übergegangen war und ihn fast überholt hatte?

Vielleicht war es einer jener Anfälle, die manchmal über junge und alte Frauen kommen. Waren nicht seine beiden Ehefrauen und seine Schwester Gussie und jede andere Frau, die er je gekannt hatte, von einer plötzlichen Unruhe überfallen worden und hatten sich das Haar abschneiden, wellen, färben oder bleichen lassen, wie es jene Massenpsychose, die die Frauen Mode nennen, verlangte? Er hatte mehr als eine Frau kennengelernt, die älter geworden war und den Beschluß gefaßt hatte, den Prozeß selbst zu kontrollieren, und die ihn dann nach den eigenen Vorstellungen entweder verweigert oder beschleunigt hatte. Wahrscheinlich steckte das dahinter. Torie hatte beschlossen, sich das Haar ganz weiß färben zu lassen, damit sie ihre Ruhe hatte.

Es gab aber auch noch andere Erklärungsmöglichkeiten, die danach verlangten, durchdacht zu werden. Er war nicht mehr schnell genug, um solchen unangenehmen Gedanken davonlaufen zu können.

Er vergaß die eigene Person, während er sich vom Spiegel abwendete, und ging direkt zum Bett, wo Torie ihre Handtasche gelassen hatte. Es war eine Ledertasche von beachtlichem Alter und eher bescheidener Größe. So viele Frauen schleppten ihr ganzes Leben in riesigen Handtaschen mit sich herum, und über die Gründe dafür konnte er nur staunend Spekulationen anstellen. War es Angst vor Dieben, die einbrechen und das gesamte bunte Sortiment von Gegenständen stehlen könnten, an denen Frauen hängen, oder sahen sie es als ihre Aufgabe als Mütter, auf jeden denkbaren Notfall vorbereitet zu sein, von Erdbeben und Schneestürmen bis zu Grippe-Epidemien, plötzlichen Anfällen von Lust oder einer plötzlichen weltweiten Lippenstift- und Puder-Knappheit? Der Zweck und der Inhalt einer Frauenhandtasche drang so direkt zu dem Mysterium der Frauen vor, daß Joe Nevers nur seine Mütze ziehen und den Rückzug antreten konnte, angesichts einer undurchdringlichen Liturgie für immer zu einem Heidendasein verurteilt.

Nun machte er etwas, das er in all den Jahren, die er diese Frau während ihrer Alkohol-Orgien versorgt hatte, noch nie getan hatte. Ohne Zögern nahm er ihre Handtasche auf und sah hinein. Er konnte nichts daran ändern, daß sein Gesicht schnell rot vor Scham wurde.

Nur einmal war er in ein Haus eingetreten, ohne zu klopfen, außer in das alte Haus, als es brannte. Das war das andere Haus gewesen, das am Meer, und zwar an dem Tag, an dem er mit Marion unangemeldet zu Besuch gekommen war. Es verstieß gegen alle Regeln der Höflichkeit, die ihm seine Eltern beigebracht hatten, in Tories Handtasche zu sehen. Er war sich in seinem Herzen aber sicher, daß es sich hier um eine ähnliche Situation handelte, wie wenn jemand zur Hintertür eines brennenden Hauses läuft. Drinnen könnte ein Leben zu retten sein, selbst wenn das ein Leben kostete.

Es war in der Tasche genauso ein Durcheinander wie in jeder Frauenhandtasche, und so leerte er den Inhalt mit zitternder Hand auf das Bett. Es ergoß sich eine ungeheure Flut heraus: Münzen, zerknitterte Geldscheine aller Arten, eine Brieftasche, die vor Kreditkarten aus den Nähten platzte, ein Geldbeutel, der sich von dem Gewicht der Münzen geöffnet hatte, eine Uhr mit zerkratztem Glas, ein Stoffbeutel, dessen seltsame Wülste und Kanten vermuten ließen, daß er irgendein Make-up enthielt, ein Desinfektions-Stift, ein Parfüm-Flakon ohne Verschuß, eine ungeöffnete Packung Papiertaschentücher, ein Nagelreiniger und eine Nagelfeile aus Sandpapier, der Verschuß des Parfum-Flakons, drei Schlüsselbunde, fünf Stifte, von denen einer auslief, ein Scheckbuch und ein gewöhnliches liniertes Notizbuch. Zu dieser bunten Mischung kamen noch vier, nein fünf Plastikfläschchen mit Pillen. Es handelte sich dabei um Apotheken-Fläschchen, auf denen ein Zettel mit ihrer Herkunft, Dosierung und dem Namen des behandelnden Arztes stand. Sie waren mit leicht zu öffnenden Kappen zugeschraubt. Das braune Plastikmaterial war diskret undurchsichtig, aber man konnte erkennen, daß jede Flasche weit mehr als eine Sorte von Pillen enthielt. Er öffnete eine und schüttete sich ein Sortiment in die Handfläche, das so bunt war wie ein Korb mit Ostereiern. In den fünf Fläschchen war mehr als ein Dutzend Sorten von Pillen und Kapseln.

Die Namen der Drogen auf den Schildern waren Bekannte, wenn nicht gar alte Freunde, die er oft auf den Nachttischen von Kranken und Sterbenden gesehen hatte. Drei davon – Darvocet, Darvon und Demerol – waren starke Schmerzmittel, wie sie seine zweite Frau Cora in den letzten Monaten ihres Lebens genommen hatte. Sie fanden sich zahlreich in der bunten Mischung von großen, dicken, glänzenden Kapseln und roten, rosaroten, grauen und schwarzen Pillen;

er überlegte sich, daß ihr Geschmack, wenn sie Gummidrops gewesen wären, zugleich exotisch und bitter gewesen wäre. Auf einer der Flaschen stand der Name Thorazin; er hatte nie davon gehört und wußte nicht, was es in der Mischung von drei oder vier anderen Pillensorten war. Den Namen auf der letzten Flasche hatte er einfach dadurch gelernt, daß er ihn stundenlang angestarrt hatte, während Cora schlief, und manchmal auch während sie wach war, nur um irgendwie die Zeit herzubringen. Oder vielleicht war sie ihm wichtiger als die anderen vorgekommen.

Doc McAvoy hatte Cora zu einem Spezialisten weitergeschickt, zu Dr. Bickel in Lewiston. Nachdem Dr. Bickel die Tödlichkeit ihrer Krankheit diagnostiziert hatte, war sie in seinen Augen keine voll verantwortliche Erwachsene mehr; er begann, sie so zu behandeln, als sei sie nicht nur krank, sondern auch schwachsinnig. Er beauftragte Joe Nevers, darauf zu achten, daß sie ihre Medizin nahm.

»Also das hier«, bemerkte der Spezialist und tippte mit einem kräftigen Zeigefinger auf das Rezept, »hat auf der Straße keinen Wert.« Er lachte verlegen, als hätte er gerade in gemischter Gesellschaft einen gewagten Witz erzählt. »Es dauert recht lange, bis es wirkt. Normalerweise wird es nach einigen Wochen wieder abgesetzt.« Dr. Bickel räusperte sich. »Das ist in ihrem Fall natürlich nicht nötig. Es dürfte ihr über die Depressionen weghelfen, die in der Zeit, die ihr noch bleibt, zu erwarten sind. Lassen Sie es mich wissen, wie sie darauf anspricht. Es ist ein neues Medikament, und ich möchte über ungewöhnliche Reaktionen informiert werden.«

Joe Nevers nickte und nahm Cora und ihre Medizin mit nach Hause. Er war dankbar für die Schmerzmittel, fast so dankbar wie Cora selbst. Trotz ihrer Wirkung litt sie unvorstellbar, selbst nachdem in der letzten Operation ein Nervenstrang in der Wirbelsäule durchtrennt worden war, um den Schmerzen ein für allemal ein Ende zu machen. Der Name des Antidepressivums aber blieb ihm im Gedächtnis haften, so daß er noch heute, wenn er an Cora dachte, unwillkürlich diesen Namen aussprechen wollte.

»Amitriptylin«, murmelte er und wechselte die Flasche von einer Hand in die andere.

Eine Wunderdroge hatte der Spezialist sie genannt, wie sie das früher von Penicillin und dem Impfstoff gegen Kinderlähmung gesagt

hatten, nur daß diese hier nicht Bakterien abtötete und Krankheit und Tod verhinderte. Sie verhinderte Verzweiflung.

Er öffnete das Fläschchen noch einmal und sah sich die Pillen an. Unter anderen, die er von Aspirin, Mitteln gegen Sodbrennen oder frei verkäuflichen Grippe-Kapseln nicht unterscheiden konnte, erkannte er die blaßrosa Pillen, die wie M&Ms aussahen, und kleine rote oder gelbe, die noch mehr wie die Penny-Bonbons aussahen, die man als Pünktchen von gewachstem Papier lösen muß. Obwohl seine Hand noch zitterte, verstaute er alles außer dieser Flasche wieder in Tories Handtasche. Er hielt die Pillen in der Hand und setzte sich auf die Bettkante. *Dosierung nach Rezept. Amitriptylin.*

Sein Blick wurde plötzlich unscharf, so daß er die Worte nicht mehr lesen konnte. Er ertappte sich dabei, wie er weinte, wie er seit dem Jahr nach Coras Tod nicht mehr geweint hatte, in dem es eine allnächtliche Angewohnheit gewesen war.

Nach einiger Zeit holte er unsicher tief Luft und drückte sich mit einem breiten Daumen und einem schwielenüberzogenen Zeigefinger die Nasenwurzel zusammen. Von dort aus schob er seine Finger wie Schneepflüge auseinander und drückte die Tränen von seinen Augenwinkeln zum Rand der Backenknochen. Mit seiner linken Hand tastete er nach seinem Taschentuch, das von Tories Blut rostrot gefärbt war, und schneuzte sich mit seiner ganzen Kraft hinein.

Er konzentrierte sich darauf, das Etikett noch einmal zu lesen und dann noch einmal, immer und immer wieder, und er schob damit alles aus seinem Kopf außer den glatten, runden Silben des Namens der Droge. Die Beschwörungsformel wirkte so magisch, als hätte er die Droge selbst genommen, und eine sanfte Flut überschwemmte sein Bewußtsein. Mit einem Seufzen ließ er die Flasche wieder in die Handtasche zu den anderen fallen.

Es gab noch viel zu tun, was nur er erledigen konnte. Er öffnete die Tür zur Veranda, nahm eine Handvoll Schnee auf und rieb sich damit das Gesicht ab. Er füllte den kleinen Ofen mit Holz und stellte die Luftzufuhr ein. Er strich die Decke auf dem Bett glatt, so daß keine Spur mehr von seiner Anwesenheit zu sehen war. All das tat er langsam und widerwillig, weil er nur ungern wieder ins Wohnzimmer gehen und dort Torie ins Gesicht sehen wollte. Er war sich nicht sicher, ob er nicht wieder zusammenbrechen würde. Außerdem

brauchte sie ihm nur ins Gesicht zu sehen, um zu wissen, daß er es wußte.

Was wußte? Bisher konnte er nur mit Sicherheit sagen, daß ihr Haar weiß war und sie eine Menge Pillen hatte. Und was war mit dem Bourbon? Davon hatte sie doch wenig oder gar nichts getrunken. Trotzdem hatte sie einen benommenen Eindruck gemacht, als er hereingekommen war, aber wenn das nicht vom Alkohol gekommen war, dann vielleicht von den Pillen. Vielleicht hatte sie ja nicht alle zugleich genommen, aber einen Teil davon bestimmt. Und warum? Warum eine so umfangreiche Hausapotheke, und warum hauptsächlich Schmerzmittel? Außer dem Amitriptylin. Warum das? Verschrieb man das nur den Sterbenden, an denen sogar die Ärzte die Hoffnung aufgegeben hatten? Er wußte es nicht. Er wünschte, Glen McAvoy wäre noch am Leben; Glen würde das wissen. Er selbst hatte nicht einmal bemerkt, ob die Pillen für Torie etwas Neues waren, obwohl er es sicher gemerkt hätte, wenn sie sie schon lange genommen hätte.

Er hatte fest damit gerechnet, daß sie ihn überleben würde. Erstens hatte sie den Vorteil des Lebensalters auf ihrer Seite; sie war noch keine sechzig, er dagegen dreiundsiebzig. Außerdem hatte er sich um sie gekümmert, soweit sie das zugelassen hatte. Das Sprichwort, daß Gott Kinder und Betrunkene schützt, betrachtete er mit einem gewissen Vorbehalt. Er hatte den Verdacht, daß Gott die Betrunkenen genauer im Auge behielt. In seiner langen Zeit hatte er es erlebt, wie Betrunkene grauenhafte Unfälle, erschreckende Lebensumstände und Winter in Maine überlebt hatten, denen Junge und Starke mit erschreckender Selbstverständlichkeit zum Opfer gefallen waren. Wenn Alkohol ein Konservierungsmittel war, müßte Torie Christopher eigentlich ewig leben.

Trotz wie sie war, würde es ihr ähnlich sehen, wenn sie vor ihm sterben würde, nur um ihn zu ärgern. Sie mußte die Überzeugung, die er sogar vor sich selbst geheimhielt, gespürt haben, daß sie ihm eines Tages, wenn er einmal nicht mehr da wäre, dankbar sein werde. Er wollte glauben, daß sie ihn brauchte, um sich auf ihn zu stützen, ihn zu mißbrauchen und ihre Geheimnisse von ihm hüten zu lassen. All ihre Stärke schien ihm nicht mehr als die besessene Wut seiner kleinen Schwester, als sie vor sechzig Jahren die senkrechte Wand des Küchenschanks ihrer Mutter hochgeklettert war, um vielleicht

etwas Verbotenes zu finden. Warum sonst kam sie immer wieder in ihren lächerlich riesigen Autos zurück nach Ridge gerast?

In Ridge wußte allein Joe Nevers, wer sie war. War sie nicht überall in der Welt gewesen und wieder zurückgekommen, hatte Wunder gesehen und Dinge erfahren, von denen in Ridge sonst niemand auch nur träumte? Es schien ihm offensichtlich, daß sie in einem so anstrengenden und gefährlichen Leben einen Zufluchtsort, ein Ridge brauchte, wohin sie heimkommen konnte.

Nun aber schien es, als hätte er sich geirrt. Er hatte geglaubt, was er glauben wollte. Irgendein Arzt hatte ihr diese Pillen verschrieben, weil sie starb. Er hatte sich doch nicht genug um sie gekümmert.

Nach ihrem Tod würde er nichts sein als ein weiterer nutzloser alter Mann, der auf den Tod wartete und im Grund schon so gut wie tot war. Die Schritte, die ihn zu ihr zurückführten, wurden von Angst verlangsamt, und zwar nicht davor, Torie wieder gegenüberzutreten, sondern einfach nur davor, sie im Schlaf zu sehen. Er hoffte zugleich, daß sie noch schlief, in ihrer beider Interesse.

### ❧ Herbst 1953 ❧

Nach dem Tag der Arbeit Anfang September begegneten sich die Ortsansässigen mit einer Freundlichkeit, die ihren Ursprung in satter Selbstzufriedenheit hatte. Die Sommergäste waren weg. Wie den Feldmäusen, die in die Ferienhäuser und Sommerhütten eindrangten, blieben den Ansässigen die zurückgebliebenen Reste. Nicht nur die Dollars, die die Sommergäste zurückließen, sondern die hellen, makellosen Tage von September und Oktober auch. Das waren die Tage, die sich die Sommergäste nicht leisten konnten oder deren Wert sie sich einfach nicht klarmachten. Es waren die Tage der Ernte, nicht nur in den Feldern und Gärten, sondern die Ernte der Fülle des Sommers selbst: Wärme, Leichtigkeit, Vielfalt, die für die Kälte des Winters angesammelt war. Im Wechsel der Jahreszeiten wurden die Blätter wie die Bodenfrüchte durch den milden Frost reif, und geerntet wurden sie vom Wind, um zu vermodern und den Boden für die Samen des kommenden Jahres zu düngen. Das Versprechen wurde gehalten, die Ordnung der Jahreszeiten erlebte ihre Rechtfertigung.

In diesem Jahr war der Altweibersommer herrlich. Niemand konnte sich daran erinnern, daß er je so lang und so schön gewesen wäre.

Der Mais stand noch immer mit dunklen Quasten in den Gärten, und den Tomaten blieben noch zwei Wochen Reifezeit am Stock, bevor der erwartete scharfe Frost kam. Die hohen Fenster des alten Schulhauses im Park mußten mit Hilfe eines Hakens an einem langen Stock geöffnet werden, den der Hausmeister in seinem Schuppen aufbewahrte, um an den heißen Nachmittagen einen Luftzug hereinzulassen, weil sonst die Schüler über ihren Büchern eingeschlafen wären.

Die Hitze brachte endlich ein Gewitter, und in der Nacht schlug der Blitz in das Schulhaus ein. Der Sicherungskasten schmorte durch, und ein Feueralarm wurde ausgelöst, was alle Dorfbewohner in Hörweite herbeirennen ließ – Männer mit nackten Oberkörpern, die sich im Laufen noch die Hosen zuzogen, alte Männer in langen Unterhosen, alte Frauen mit Zöpfen in Nachthemden, Mütter mit rosa Lockenwicklern im Haar und Kinder in Schlafanzügen, fast alle kamen sie barfuß durch das nasse Gras und den Regen gerannt. Die Frauen und Kinder stellten sich unter Vorbauten unter, um miteinander zu sprechen und den Feuerbekämpfern zuzusehen, die in der Finsternis nur dann und wann im Schein eines Blitzes oder der rauchigen Flammen, die aus der Hintertür des Schulhauses schlugen, auszumachen waren. Das Feuer wurde mit Feuerlöschern gelöscht, bevor überhaupt jemand auf den Gedanken gekommen war, die Feuerwehr zu rufen; die meisten freiwilligen Feuerwehrleute waren sowieso schon da. Man war sich allgemein darüber einig, daß der Regen das Feuer gelöscht hätte, bevor es wirklich gefährlich werden konnte, obwohl man das auch nicht ganz sicher sagen konnte. Auf jeden Fall war es ein erhebendes Erlebnis, daß das ganze Dorf so zusammengekommen war, um das Schulhaus zu retten, und alle waren bester Stimmung, besonders, nachdem die alten Frauen angefangen hatten, Kaffee und frisches Gebäck auszugeben, mit dessen Vorbereitung sie angefangen haben mußten, bevor die Alarmglocke aufgehört hatte zu klingeln.

Der Schaden war nicht groß – der Schuppen des Hausmeisters war wegen der Reinigungsflüssigkeiten angekohlt und verrauchte, und die elektrische Leitung war ausgebrannt. Das elektrische System war aber ganz unkompliziert und versorgte nur die Lampen, eine Wasserpumpe für den Brunnen, die Becken und die Toiletten, sowie je eine Steckdose für die vier Klassenzimmer, die manchmal für ein

Projektionsgerät oder einen Plattenspieler gebraucht wurden – Roberta Huffy zeigte den Siebt- und Acht-Kläßlern manchmal Dias aus ihrer Zeit als Missionarin in Afrika, und Joe Nevers' Frau Marion spielte ihrer Vorschulklasse und den Erstkläßlern gern *Peter und der Wolf* vor. Ronnie Linscott schlug vor, das ganze Gebäude mit Hilfe von Pete und Freeman Buck, die zwar keine Elektriker waren wie er, ihm aber zur Hand gehen konnten, in einem Tag neu zu verkabeln. Die Kinder und insgeheim wahrscheinlich auch die Lehrer hofften, daß die Arbeit einen zweiten Ferientag ergeben würde.

Marion reagierte auf den unerwarteten Feiertag wie ein Kind; sie war während des herrlichen Herbstwetters mit den Schülern zusammen im Klassenzimmer eingesperrt gewesen. Sie wollte jetzt unbedingt nach Portland fahren, und so machte sich Joe Nevers eine Aufstellung von all den Besorgungen dort, die er bisher vor sich hergeschoben hatte. Sie fuhren also los, obwohl er verschiedenes zu erledigen gehabt hätte, was ihm lieber gewesen wäre. Auf der anderen Seite war es auch schön, sich auf der langen Fahrt die Landschaft anzusehen. Die Bäume an der Straße zeigten schon die ersten Farben, wenn auch nur zögernd, und die Straße war mit ihren Kurven um Seen und Teiche, weg von den Bergen und hin zum Meer zur Bucht von Casco, sehr reizvoll.

Nachdem Joe Nevers seine Besorgungen erledigt und Marion sich die Schaufenster in der Congress Street angesehen hatte, gingen sie in ein *Deering Ice Cream Restaurant* und aßen zu Mittag Fischsuppe und gegrillte Käse-Sandwichs. Wieder draußen, schlenderten sie gemächlich durch die sonnige Congress Street und starrten die Gebäude mit ihren vielen Stockwerken an, die während der Geschäftszeit zum Teil mehr Menschen enthielten als ganz Nodd's Ridge im Winter. Sie starrten die Stadtbewohner an, die so geschäftig ihren Berufen nachgingen, die Joe Nevers eigentlich nicht wie Arbeit vorkamen, oder ihren Vergnügungen, die ihn an seine Arbeit hier in der Stadt erinnerten.

»Riech doch nur, das Meer!« rief Marion.

Joe Nevers roch es und nickte. Es war ein fruchtbarer, weiblicher Geruch, völlig anders als die kristallene Süße des Sees.

»Jedesmal, wenn ich das Meer rieche«, sprach Marion langsam weiter, als sei er einer ihrer Zöglinge im Kindergarten, »denke ich, ich könnte hier wohnen.«

Joe Nevers roch nun nichts mehr als den überwältigenden Geruch des Meeres und ging schweigend neben ihr her.

Marion sah ihn an. »Joe, denkst du eigentlich nie daran, woanders zu leben?«

Joe Nevers schüttelte den Kopf. Es war unnötig, daran zu denken.

»Ich schon«, sagte sie.

Sie legte ihm ihre linke Hand auf den Arm, hielt ihn an und musterte ihn eindringlich; sie war entschlossen, ihm seine Lektion beizubringen.

»Ich könnte das.«

Wieder schüttelte er den Kopf. Er versuchte zu lachen, aber es kam schwächlich und verlegen heraus: *Du kennst mich doch, ich kann mich nicht ändern.*

Sie seufzte und wollte sich von ihm lösen, aber er legte eine Hand fest auf die ihre und weigerte sich, sie loszulassen. Er führte sie zurück zum Lieferwagen. Sie ging zwar Arm in Arm mit ihm, aber er spürte, wie der Abstand zwischen ihnen trotzdem immer größer wurde.

Etwas später, als sie an einer Ampel standen und warteten, starrte Marion auf die Stadthäuser und in den *Deering Oaks Park*, wo die großen, alten Bäume angenehmen Schatten auf die schönen Wege warfen und Enten in einem Teich schwammen. Sie hatte ein schönes, auffallendes Profil, auf das sie sehr stolz war, wenn sich auch nun, da sie kurz vor ihrem vierzigsten Geburtstag stand, entlang der Backenknochen und am Kinn leichte Alterszeichen einstellten.

»Wo wohnt denn Torie Christopher?« fragte sie in dem gleichen Tonfall, als hätte sie sich erkundigt, ob das dort drüben die Statue von Longfellow sei.

»In Falmouth Forside«, sagte er, »mindestens zwanzig Meilen von hier.«

»Erzähl mir was davon.«

Nach kurzem Schweigen sagte er: »Da gibt es nicht viel zu erzählen. Ein riesengroßes Steinhaus. Es muß ein Vermögen kosten, es zu heizen.«

Marion zeigte ihm wieder ihr Profil. Sie hatte es ihm noch immer nicht verziehen, daß sie nicht zu der Hochzeit von Guy und Torie hatte gehen können. Fast hatte es den Anschein gehabt, als hätte sich ihr Schwiegervater ausgerechnet diesen Augenblick für seinen lan-

gen Todeskampf ausgesucht, um sie zu ärgern; sie glaubte, daß der alte Mann ihr ihre Kinderlosigkeit zum Vorwurf machte.

»Ich weiß nicht, ob ich es finden würde«, sagte Joe Nevers, was fast eine Lüge war.

Das wußte auch sie. Joe Nevers hatte sich in seinem Leben noch nie verlaufen; sein Orientierungssinn war unheimlich. Sie war sicher, daß er ihr bloß nicht den Gefallen tun wollte. Er wollte es einfach nicht, daß sie das Haus sah, und er wollte nicht, daß sie bei den Christophers hineinschauten, als seien sie Freunde und Nachbarn und nicht Leute, für die er arbeitete.

»Wir könnten ja bei einer Tankstelle fragen«, schlug sie vor.

Nun erregte eine Reihe von völlig gewöhnlichen Häusern ihr Interesse, als suchte sie nach einer Hausnummer oder einem Straßenschild. Sie wollte seinem Blick und seiner Wut nicht begegnen.

Er antwortete nicht. Wenn er bei einer Tankstelle nach dem Weg fragte, konnte er genausogut auch Pete Buck bitten, mit ihm auf die Toilette zu gehen und ihm helfen, seine Hose aufzuknöpfen, weil sein Vater nicht mehr da war und ihm nicht mehr helfen konnte.

»Komm, sehen wir es uns einmal an«, sagte Marion. »Vielleicht sind sie nicht da.«

»Vielleicht sind sie aber auch da«, sagte er. »Das wäre doch schön, nicht wahr? Wenn wir das Haus der Christophers anglotzen würden wie zwei Touristen.«

»Nein, wir fahren besser nicht hin«, sagte Marion nach einer angespannten Pause. »Deine Hände sind nicht sauber genug.«

Sie waren einem offenen Krach nie näher gewesen. Wenn Marion ihn wie ein Kind im Vorschulalter behandelte, war sie wütend. Er ignorierte ihre Stichelei jedoch, und sie würde sich sicher bald beruhigen.

Seitdem Guy Torie mit zum See gebracht hatte, hatte Marion ein Interesse an ihr entwickelt, das Joe Nevers für ungesund hielt. Marion war zu dem Entschluß gekommen, daß sie da auch sein könnte, wenn Joe Nevers nicht gewesen wäre. Wenn nur Tories Baby nicht gewesen wäre; Marion würde jetzt nicht auf einmal anfangen, Babys zu bekommen, nur weil Torie eines hatte.

In ihren ersten Ehejahren hatte er ihr es geglaubt, wenn sie sagte, sie wolle sich erst an die Ehe gewöhnen. Er erklärte ihren Widerwillen mit der Frühgeburt, die sie an ihrem ersten gemeinsamen Weih-

nachten gehabt hatte. Sie waren noch sehr jung, überlegte er sich, und er konnte es ihr nicht verübeln, wenn sie noch zögerte. Im Lauf der Zeit wurde ihm aber klar, daß sie einfach kein Kind wollte, das war alles. Er kaufte und benutzte weiter Präservative, als wolle er das so, aber es war ihre Entscheidung, sonst wollte sie mit ihm nichts zu tun haben. Allmählich wurden die Gelegenheiten immer seltener, bei denen er Verhütungsmittel gebraucht hätte, was Marion zunächst als ein Nachlassen seiner sexuellen Energie interpretierte. Das traf nicht zu. Sie schöpfte zunächst Verdacht gegen ihn, und dann verachtete sie ihn. Es ging ihm gegen den Strich, wenn er sie betrog, und zwar so sehr, daß er sich weigerte, Marion deshalb anzulügen, aber aufhören konnte er damit auch nicht. Die Frauen waren immer da und wollten ein Abenteuer. Er redete sich selbst ein, daß das bei allen Männern so sei und daß es nicht natürlich wäre, wenn jemand hundertprozentig treu blieb.

Marion wollte reich sein, eine bedeutende Persönlichkeit, und er hatte sie enttäuscht. Vielleicht hätte sie ihm das Kind gegeben, das er sich wünschte, wenn er sie reich und zu einer Persönlichkeit gemacht hätte. Er würde aber nie reich werden, und für sein Gefühl war er bereits eine Persönlichkeit. Er versuchte weiter, es ihr recht zu machen. Er erlebte es immer öfter, daß seine Bemühungen mit dem entsetzten Blick belohnt wurden, der sonst der Katze vorbehalten war, wenn sie die Überreste ihrer Jagdbeute blutig und zerfleischt auf der hinteren Veranda liegenließ.

Also hielt er seinen Mund und fuhr weiter, bis sie in die Allee zwischen den leuchtend roten Ahornbäumen einbogen, die bisher noch unberührt vom Frost geblieben waren. Die Garagen waren geschlossen, die runde Einfahrt leer, und das große Steinhaus stand still, öde und monumental da, so wenig einladend, wie er sich das nur vorstellen konnte. Auch Marion blieb still. Vielleicht war sie von der Realität überrascht, denn das Haus sah weniger palastähnlich als gefährlich aus, ein erbarmungsloses Haus, das kleine Ausrutscher nicht verzeihen würde. In ihm konnte man sich auf der Treppe ein Loch im Kopf holen, ein Bein oder den Hals brechen, und jeden Tag würde es seinen Zoll an abgeschürfter Haut, an blauen Flecken auf Ellbogen oder Knien fordern. Ein Haus, das sich hervorragend dafür eignen würde, einen eifersüchtigen Ehepartner einzumauern.

Er hielt den Lieferwagen vor der Eingangstür an und sagte: »Ich klopfе nur an. Höchstwahrscheinlich sind sie nicht da.« Er sprach leise, als sei er in der Nähe eines Krankenzimmers, eines Totenbetts oder in einer Kirche.

Sein erstes festes Klopfen gegen die altmodische Doppeltür stieß sie auf, denn sie war nicht nur unverschlossen, sondern nur angelehnt. Er stand da und sah den langen, mit Steinplatten ausgelegten Gang hinunter, der das Haus von vorne bis hinten, von der Einfahrt bis zum Meer teilte. Als er sich nach Marion umsah, war ihr Gesicht hinter der Windschutzscheibe kaum zu erkennen, aber sie blieb sitzen.

Joe Nevers nahm seine Mütze ab und trat in den Gang, auf den Orient-Teppich, und er spürte und roch sofort die Brise vom Meer, die durch die offene Glastür am anderen Ende hereinwehte. Am erstaunlichsten war es, daß es nicht nur nach Salzwasser, Schlick und Seetang roch, sondern unverwechselbar auch nach sonnenwarmen Tomaten am Stock. So lautlos, wie ihm das in seinen Arbeitstiefeln möglich war, ging er durch den Gang und blieb im Schatten direkt vor den Türen stehen.

Draußen führten breite Granit-Stufen zu einem Innenhof. Fanny schlief mit offenem Mund wie ein Kartoffelsack in ihrem Rollstuhl, und ihr Kopf wurde durch einen alten Strohhut vor der Sonne geschützt. Ihre Hände lagen blaß auf ihrem Bauch, und ihre fleckige Haut war angespannt und glänzte wie Wachs, weil sie so angeschwollen waren.

Tommy, ein kräftiger, rothaariger Junge in kurzen Hosen und einem Pullover, hockte auf der mittleren Stufe und stellte ein Dutzend oder mehr bunte kleine Autos unter unterdrücktem Brummen und nachgeahmtem Motorengeräuschen in Reihen auf.

Weiter unten war ein Garten. Eigentlich war es eher ein exotischer Dschungel als ein richtiger Garten. Blumen, Kräuter und Gemüsepflanzen waren den Beeten entkommen und wucherten wild. Direkt vor ihm war ein Dickicht von Tomatenpflanzen, die schwer mit Früchten beladen waren. Mitten darin hatte sich Torie einen kleinen Platz zwischen den ungezähmten Pflanzen erobert und beugte sich über das grüne, feuchte Gras. Sie hatte ihr Kleid in einer Hand hochgehoben, so, wie das in Joe Nevers Erinnerung früher seine Mutter mit ihrer Schürze gemacht hatte, um etwas darin zu sammeln. Torie

füllte den so entstandenen Behälter gerade mit Tomaten. Die Sonne stand hinter ihr, verwandelte ihr Haar in einen roten Heiligenschein und schien durch ihren Unterrock, den sie freigemacht hatte, als sie ihr Kleid aufhob. Sie strahlte vor Zufriedenheit.

Er beobachtete sie einige Sekunden und drehte dabei in einem Anfall von Schüchternheit seine Mütze in seinen Händen herum. Sein größter Wunsch war es, sich unbemerkt wieder wegzuschleichen. Er trat zurück und wäre fast über einen großen rötlichen Kater gefallen, der aus dem Haus herausgekommen sein mußte, um sich den Eindringling anzusehen. Joe Nevers hielt sich an der Glastür fest und fand sein Gleichgewicht wieder; die Katze schrie auf, machte einen Satz, scheinbar genau zwischen seine Füße, und dann raste sie aus der Tür und verschwand zwischen den Pflanzen.

Torie sah zu ihm hoch. Ihr Gesicht wurde still und verschloß sich.

Tommy sah zu ihm auf und grinste breit.

Joe Nevers rang sich ein Lächeln für den Jungen ab. »Wie geht's, Tom? Torie«, versuchte er zu sagen – der Beginn einer fröhlichen Begrüßung, aber sie blieb ihm im Hals stecken, als bestünde ihr Name nur aus scharfen Kanten, die ihm wie Glasscherben die Eingeweide zerschnitten.

Sie lächelte vorsichtig. Dann wurde ihr klar, daß ihr Rock voll von Tomaten war und sie ihm ihren Unterrock zeigte. Sie starrte die Tomaten mit aufgerissenen Augen an, und dann sah sie wieder zu ihm hoch. Wenn sie den Rock loslassen würde, würden die Tomaten zu Boden fallen und aufplatzen.

Sie richtete sich etwas gerader auf und wischte sich eine Haarlocke aus der Stirn, als wolle sie ihn warnen, ja nichts Kokettes an ihr zu finden.

Wäre er nicht so verlegen gewesen, hätte er ihr vielleicht gesagt, er sei stolz auf sie, weil sie nicht die Früchte verschwendet hatte, um ihre Ehre zu retten. Er brachte es aber nicht fertig. Er begann, nachdem er sich mit einem schnellen Blick davon überzeugt hatte, daß die Katze nicht mehr da war, sich zurückzuziehen in den schützenden Schatten des kühlen Steinganges.

»Ich bin nur vorbeigekommen«, stotterte er.

»Ja«, sagte sie.

Der kleine Junge war von dem unerwarteten Erscheinen seines Freundes Joe Nevers, des Hausmeisters, zur falschen Zeit am falschen

Ort aufgeregt und sah von einem zum anderen. Tories schnelles Lächeln, das allein ihm galt, versicherte ihm, daß er deshalb nicht zu erschrecken brauchte.

Torie sah auf die Tomaten herab. Sie beugte sich leicht vor und hob noch eine auf.

»Wiedersehen«, murmelte Joe Nevers und floh.

Tommy starrte ihm nach, zuckte dann die Achseln und nahm seine unterbrochene Tätigkeit wieder auf und schob Autos auf der Stufe hin und her.

»Niemand zu Hause«, sagte Joe Nevers zu Marion. »Nur die Haushälterin.«

Marion starrte ihn an, verschränkte die Arme und starrte zu dem Haus hinaus, während sie wegfuhr, als versuchte sie, durch die Fenster zu sehen, um ihn dann einen Lügner nennen zu können. Er richtete seine Aufmerksamkeit auf die Straße und war dankbar dafür, daß er das konnte. Marions Verachtung stand wie eine unsichtbare Wand zwischen ihnen. Das machte ihm nichts mehr aus; auch für diese Wand war er dankbar. Sie bedeutete, daß auch sie ihn nicht mehr erreichen oder durchschauen konnte.

Er war bei Torie eingedrungen, und das bereute er. Marions gesellschaftlicher Ehrgeiz war eine gänzlich unwürdige Entschuldigung. Mehr noch, er war so frustriert, daß er mit der Faust auf das Lenkrad hätte einschlagen können.

Er erkannte Dampf, wenn er ihn sah. Glaubte das Mädchen etwa, er wollte sich verbrühen? Sie hatten sich nur einmal angesehen, und es dann sofort erkannt. Ihm war es schon vorher passiert, auch wenn es ihr noch nie geschehen war. Man brauchte dem aber nicht nachzugeben.

Vielleicht war das alles, was dahintersteckte; sie war kaum mehr als ein Mädchen. Er wollte nur, daß ihr klar war, wie es um ihn stand. Er war auf dem besten Weg in die mittleren Lebensjahre. Er arbeitete für ihren Mann, hatte Guys Familie sein ganzes Leben gekannt und Guy selbst auch, hatte ihn in seiner Wiege gesehen und auch an Fannys Brust. Glaubte sie vielleicht, er würde unter diesen Umständen den ersten Schritt tun? Er war vielleicht bei Gelegenheit schwach, aber dumm war er auch nicht. Er wollte nur, daß sie Freunde waren, denn er war sicher, daß sie zu Feinden werden würden, wenn sie nicht bald Freunde wurden; der Druck mußte sich irgend-

wie Luft schaffen, anders war es nicht möglich. Er hatte fast so viel Angst wie sie. Er mußte einen Weg finden, wie er es ihr zeigen konnte, wie er ihr sagen konnte, daß er sie nicht verletzen würde. Nun stand noch etwas zwischen ihnen, ein ungeschützter Augenblick. Sie würde es ihm nicht verzeihen, daß er sie mit hochgehobenem Rock und ungeschützt gesehen hatte; so sehr fürchtete sie ihn und sich selbst.

Auf ihrer Seite des Fahrerhauses weinte Marion sehr damenhaft in ein gesticktes Taschentuch. Verwirrt von seiner eigenen Wut floh er zurück nach Ridge und nahm wie ein Samenkorn den Traum von Torie im Schein einer roten Sonne mit, der immer wieder in zahllosen Nächten für ein Viertel-Jahrhundert seines und ihres Lebens wiederkehren sollte.

»Na, Alter, Sie sehen ja elend aus«, sagte Torie und lachte. Ihre tiefe Stimme kratzte, als würde sie über einen Kurzwellensender durch die Atmosphäre geschickt, aber ihr Lachen klang wie ein morscher Ast, der abbrach. Es lief ihm kalt den Rücken hinunter.

»Was ist denn los?« wollte sie wissen. »Verstopfung? Oder ist gerade Ihr bester Freund gestorben?«

»Amitriptylin«, sagte er. Schon während er das sagte, wußte er, daß er ihre schwache Stelle angriff, um seine eigene Panik zu verstecken. Er schämte sich deshalb, und das machte ihn noch aggressiver.

»Was?« Sie richtete sich auf und strengte sich an, das zu verstehen, was er gerade gesagt hatte. Ihre Augen weiteten sich; ihre Lippen zuckten. Ein hartes Lachen entfuhr ihren Lippen. Sie hob mit beiden durchsichtigen Händen die Flasche Bourbon am Hals hoch, um ihm zuzuprosten.

»Ich stelle erleichtert fest, daß Sie immer noch so regelmäßig wie der Herzschlag des Universums sind«, sagte sie.

Ein letzter, rauher Lachkrampf erstarb zu einem Seufzen, während sie sich in die Kissen zurücksinken ließ. Als sie wieder etwas Luft geschnappt hatte, fuhr sie ihn fluchend an.

»Verdammt noch mal, jetzt haben Sie mir die Pointe verdorben, Sie alter Spielverderber. Ich wollte gerade sagen, daß Sie sich täuschen wie üblich. Ich bin nicht Ihre beste Freundin, und ich bin nicht tot. Noch nicht.« Sie zwinkerte ihm zu. »Hoffen können Sie allerdings.«

Sie bewunderte die Flasche, die in ihrem eigenen feurigen Licht glänzte. »Und ich auch.«

Ihre Schimpferei beruhigte ihn. Allzu viel hatte sich nicht verändert. So war es immer; nur durch das Ausmaß ihrer Betrunkenheit oder ihres Katers ergaben sich leichte Variationen.

Er schüttelte mit übertriebener Besorgnis den Kopf. »Eines gefällt mir an Ihnen, wenn Sie betrunken sind«, sagte er.

»Junge, Junge«, unterbrach sie ihn. »Ich kann es kaum abwarten zu erfahren, was das ist.«

»Wir wissen dann zumindest beide, daß Sie nur Scheißdreck erzählen.«

»Also so was. Sie sollten froh sein, daß ich zu müde bin, um Ihnen den Mund auszuwaschen.«

»Das ist absolut unfair. Die ganzen Schimpfworte habe ich doch erst von Ihnen gelernt.«

»Das ist eine gottverdammte Lüge«, krächzte sie. »Sie waren doch schon mit Hetty Linscott hinter der Scheune und haben ihr unter den Rock gesehen, bevor es meiner Mutter meinetwegen morgens schlecht geworden ist.«

»Jeder hat Hetty unter den Rock gesehen«, sagte er. »Außerdem sind das sowieso zwei verschiedene Paar Schuhe. Mein Vater hätte mich für ein einfaches ›verdammte‹ verprügelt.«

Eine zerbrechliche Hand löste sich lange genug von der Flasche, um durch eine Handbewegung seine Verteidigung abzutun. Sie sah ihn durch gesenkte Lider an.

»So schlimm sehe ich also aus, daß Sie mir die Handtasche durchsucht haben?«

Er wurde rot. Wenn er seine Mütze in der Hand gehabt hätte, hätte er sie gedreht. Er brachte kein Wort heraus.

»Wenn ich in die Hölle komme, soll ich dann Cora schön grüßen?« fragte Torie hinterlistig.

»Also, Missus!« brachte er heraus.

Sie setzte sich wieder auf, stellte die Flasche entschlossen auf den Tisch zwischen dem Sofa und dem Schaukelstuhl und sah ihn an.

»Meinen Sie, sie hätte alle die Jahre ungeduldig auf Sie gewartet?« fragte sie ihn.

Joe Nevers wußte, daß sie keine Antwort, sondern nur seine Aufmerksamkeit wollte, und sagte deshalb nichts und schlenderte in die Küche.

»Das wird es wohl sein, was Sie am Leben erhält«, sprach Torie weiter. »Der Gedanke, daß Cora dort unten auf Sie warten könnte, um Ihnen all die glitschigen Brocken ihrer kranken Fantasie in den Rachen zu stopfen. Kein Wunder, daß Sie nicht so anständig sind zu sterben, bevor Sie anfangen zu verfaulen.«

Er hob den Deckel der Teekanne hoch. »Beim Straßenbauamt würden sie das hier verwenden, um Schlaglöcher zuzumachen.«

Er goß den zu starken Tee in den Abfluß. Er machte ein blubberndes Geräusch und erfüllte die Luft mit einem bitteren Geruch.

»Sie hätten ihn mir trotzdem geben können«, sagte Torie. »Vielleicht hätte mir das die Löcher in meinen Eingeweiden zugemacht.«

»Eigentlich sollte man annehmen, daß Sie besser von den Toten sprechen würden«, sagte er langsam und kam wieder auf das vorherige Thema zurück. »Da Sie doch jetzt bald auch zu ihnen gehören werden.«

»Haben Sie deshalb das Feuer so verdammt heiß gemacht? Als Vorgeschmack auf das Feuer dort unten?« Sie lachte. »Denken Sie doch an all die frommen Seelen, die die Möglichkeit haben werden, mich schlechtzumachen, wenn ich weg bin. Ich revanchiere mich nur, solange ich noch kann.«

Auch er mußte darüber lachen; sie hatte völlig recht, es war die Wahrheit.

Torie begann, sich mühsam den Pelzmantel auszuziehen, während er die Teekanne ausspülte und noch einmal begann, Tee zu machen.

»Da«, sagte sie und warf den Mantel mit einer schwachen Bewegung beiseite. Sie begann, sich die roten Stiefel auszuziehen.

»Dann sollen sie doch alle zur Hölle fahren.«

Sie trat einen Stiefel vom Fuß und schien sich nicht dafür zu interessieren, wohin er fiel. Der zweite flog ebenso achtlos in eine andere Richtung. Sie stützte sich auf die Kissen und beobachtete ihn über die Sofalehne.

»Sind Sie von mir enttäuscht, Alter?« fragte sie und schien erfreut über diese Möglichkeit.

Der Teekessel begann schrill zu pfeifen. Er machte sich hektisch daran, Tee zu machen, um die Antwort hinauszuzögern.

Er könnte sagen: *Ja, ich hätte es nie erwartet, deinen Tod ertragen zu müssen. Ich hatte vor, daß du meinen durchstehen mußt.*

Er könnte sagen: *Ja, ich wollte, daß du ein Geheimnis bleibst, über das ich nachdenken kann, bis meine Zeit abgelaufen ist. Nun hast du mir vor Augen geführt, daß du ebensowenig ein Geheimnis bist wie ich selbst, von einem so weisen Toren wie dem Tod leicht durchschaut.*

Er könnte sagen: *Ja; du wolltest dich nicht davon abbringen lassen. Du hast dich freudig in die Umarmung des Grabes gelegt.*

Tatsächlich aber sagte er: »Nein«, während er das zweite Tütchen mit Tee aufriß. Über der Kanne zitterten seine Hände kurz und verstreuten Teeblätter über die Arbeitsfläche.

Wenn er gesagt hätte, was er hätte sagen können, wer weiß, was dann noch hätte passieren können. Was vielleicht noch gesagt worden wäre.

Als er ein kleiner Junge war, hatte ihm seine Mutter aus der Bibel vorgelesen. Er blieb aber ein Heide, und die Gnade der Erlösung wurde ihm verweigert. Ihre Stimme aber hatte ihn ermahnt, siebenmal siebenfach zu vergeben, bis jetzt, bis zu seinem siebenten Jahrzehnt. Als Junge hatte er darüber nachgedacht, welche schreckliche Sünde man wohl an jemand begehen könnte, die so viel Vergebung verlangte. Konnte überhaupt ein gewöhnlicher Mann, wie er selbst einer war, jemals einen so tiefen Brunnen der Vergebung in seiner Seele finden?

Als erwachsener Mann begann er sich zu fragen, ob es vielleicht noch eine Vertiefung der biblischen Ermahnung gab, die er von seiner Mutter gehört hatte und die von ihm nicht siebenmal siebenfache Vergebung verlangte, sondern siebenmal siebenfach zu geben. Er befürchtete, daß das mehr war, als er leisten konnte, und, schlimmer noch, mehr als er leisten wollte. Er war der Meinung, daß er für sich die Grenzen gezogen hatte, wie weit er gehen wollte. Wenn die Welt etwas Neues und Wunderbares enthielt, was er entdecken könnte, so mußte er das selbst herausfinden.

Er mußte damit aufhören, den Tee auf das Tablett zu stellen, um eine plötzliche Träne der Wut abzuwischen. Er drehte ihr dabei den Rücken zu, damit sie nichts davon sah.

»Mein Gott«, sagte sie und streckte genüßlich ihre Zehen.

Er nahm das Tablett auf. »Ich heiße Joe Nevers«, sagte er.

Sie schnaubte und sah ihn an. »Mein Gott«, sagte sie. »Ich wollte sagen, eigentlich sollten Sie erleichtert sein.«

Er wick geschickt ihren herumliegenden Schuhen aus und stellte das Tablett auf dem Tisch ab.

»Mein Gott, das riecht gut«, sagte Torie.

»Ich heiße Joe«, begann er.

Sie riß eine Zitronenscheibe von dem Tablett und drohte ihm damit.

»Nevers«, sagte er trotzdem.

Sie warf die Scheibe. Er fing sie auf und ließ sie wieder auf das Tablett fallen.

»Danke, Alter«, sagte sie. »Für etwas sind Sie immer noch gut.«

Er hob ihre Stiefel auf, stellte sie sauber nebeneinander auf und ließ sich in den Schaukelstuhl fallen. »Gern geschehen, Missus.«

Torie griff nach der Flasche und mühte sich ab, den Korken herauszuziehen. Er wollte ihr helfen und streckte die Hand aus, aber sie hielt die Flasche fest und wick ihm aus.

»Ich mache das, verdammt noch mal«, sagte sie.

Und sie schaffte es auch, verschüttete dabei etwas auf ihren Pullover, ihre Hosen und auf das Sofa, als sie Bourbon in eine der Teetasen goß.

»Gut ist das auch nicht für Sie, oder?« fragte er.

Sie schnaubte. »*Nichts* ist gut für mich. Es ist nur die Frage, was mir am wenigsten schadet.« Sie ließ feierlich eine Zitronenscheibe in die Tasse fallen.

Er lehnte sich hinüber, um heißes Wasser zuzugießen. Sie sagte nichts, bis die Tasse fast voll war. Dann goß er sich selbst Tee ein und lehnte sich zurück, um seine Wärme in seinen Händen zu spüren und seinen duftenden Dampf einzusatmen. Ihre Stimmungen ähnelten sich; auch sie lehnte sich zurück, um das zu genießen, was sie in ihren Händen hielt.

»Sie haben sich verändert«, sagte er.

### ❧ Frühjahr 1967 ❧

Über den reinen Informationsaustausch hinaus – »Ich gehe um sieben; im Herd steht ein Auflauf.« oder »Die Kuh ist so schwer verletzt, daß sie geschlachtet werden muß.« und ähnliches mehr – hatten

sich Cora und Joe Nevers nichts zu sagen. Coras Schweigen aber breitete sich aus wie die schwarzen Spiegelungen von Gewitterwolken im See. Manchmal dauerte es bis zu zehn Minuten, bis sie eine Frage beantwortete. Auf dem Küchentisch lagen unter dem Salzstreuer immer wieder kleine Zettel, auf denen sie ihm in ihrer winzigen, aufrechten Handschrift mitteilte, was er wissen mußte. Immer öfter fand Joe Nevers sie mitten bei ihrer Arbeit völlig regungslos vor, wie verzaubert, mit ihren Gedanken offensichtlich weit weg. Dabei war sie eine Frau, die von sich selbst behauptete, nie zu träumen, eine Frau, die Romane, Filme und Fernsehen als ›*Schnickschnack*‹ abtat und die in schwarz und weiß dachte. Es konnte doch wohl nicht sein, daß sie Tagträumen nachhing.

Dann suchte er nach dem Leck, das die Bodenbretter im Bad anschwellen ließ, und öffnete die kleine, verkleidete Tür vor dem niedrigen Gang, der zu den Leitungen führte, und fand dort eine Schachtel mit Monatsbinden. Als er sie herauszog, gab der nasse Boden des Kartons nach, und Binden fielen in den Gang und auf den Badezimmerboden. Sie waren alle entweder naß oder durch die Berührung mit dem Boden verschmutzt, deshalb hob er sie auf und warf sie in den Abfalleimer. Den brachte er Cora, die am Küchentisch Äpfel schälte.

»Was hat es damit auf sich?« fragte er und zeigte sie ihr.

Sie erschrak und wurde rot.

»Sie sind alle unbrauchbar«, sagte er. »Die Schachtel war naß, und sie sind herausgefallen. Entschuldigung.«

Cora starrte den Inhalt des Abfalleimers an und dann ihn. Sie hatte damals die Wechseljahre schon hinter sich, und seit ihrer Hochzeit hatte sie keine Menstruationsblutungen mehr gehabt.

»Ich habe leichte Blutungen gehabt«, flüsterte sie. »Nichts Besorgniserregendes.«

»Leichte Blutungen? Sind das nicht extrastarke Binden?« Er war genauso feuerrot geworden wie sie.

Marion war mit ihren Menstruationsblutungen immer sehr diskret gewesen, aber sie hatte es nicht für nötig gehalten, ihre Binden in dem kleinen Gang zu verstecken. Cora war der Inbegriff von Schamgefühl und Ordnung, aber eine solche Geheimnistuerei schien doch übertrieben.

»Du brauchst dir keine Gedanken darüber zu machen«, beharrte Cora.

»Und warum hast du sie dann versteckt?«

Die Frage schien Cora nur zu verwirren. Sie starrte wie gebannt auf das Obstmesser und den halb geschälten Apfel in ihrer Hand.

»Seit wann?« fragte er.

Sie zuckte unbeholfen die Achseln. Sie gab sich große Mühe, den Apfel in einem langen, ununterbrochenen Streifen zu schälen. »Nicht lange. Du brauchst dir keine Gedanken zu machen.«

Joe Nevers trug den Abfalleimer zu der Mülltonne im Schuppen und leerte ihn aus. Dann trug er ihn zurück in die Küche, stellte ihn auf den Boden und nahm den Telefonhörer ab.

Cora sah mit vor Angst verkrampftem Gesicht zu ihm auf. Sie brachte es aber nicht über sich zu fragen, wen er anrief.

»Hallo, Hope«, sagte er in den Hörer, als er Antwort bekam. »Ich möchte gern mit Glen sprechen, wenn das möglich ist.«

Es folgte eine Pause, während der Cora Joe Nevers anstarrte und er sie, bis sie sich wieder daran machte, den Apfel zu schälen. Sie hörte damit aber auf, als er wieder sprach.

»Hallo, Glen«, sagte er, »Cora hat seit einer Weile Blutungen. Sie will mir nicht sagen, seit wann oder wie stark, aber dir wird sie es schon sagen.«

*Jetzt wußte es der Doktor. Er würde es aus ihr herausholen.*

»Danke, Glen, also halb neun.«

Cora nahm noch einen Apfel auf und schnitt hinein. Ihre Hände wollten nicht mehr ruhig bleiben; die Schale zerfiel zu Segmenten, als sie sich von dem Apfel löste. Schlechtes Vorzeichen.

»Ich fahre dich morgen früh gleich hin«, sagte Joe Nevers und legte den Hörer auf.

Cora holte tief Luft. »Du brauchst dir keine Gedanken zu machen.«

Joe Nevers nickte. Er hatte getan, was er konnte. Er mußte noch die undichte Leitung finden. Als er aber beim Hinausgehen über die Schulter blickte, sah er, wie Cora ungeheuer vorsichtig das Messer und den Apfel auf den Tisch legte und ihren Kopf in ihren Händen vergrub. Er zögerte und überlegte sich, ob er vielleicht zurückgehen und ihr so viel Trost spenden sollte, wie ihm das möglich war. Das würde sie natürlich nicht wollen, nicht von ihm.

Als er sie nach der langen Reihe von Tests mit dem Karton voll Pillen und Mitteln aus der Krankenhaus-Apotheke zwischen ihnen auf dem Boden des Lieferwagens nach Hause fuhr, unterbrach er ihr Schweigen.

»Cora«, sagte er.

Sie starrte geradeaus auf die Straße, die heim nach Ridge führte.

»Du weißt doch, was dir fehlt, nicht wahr?«

Sie riß ihren Kopf heftig zu ihm herum; das hätte ebensogut eine Reaktion auf einen Schlag wie eine Andeutung sein können, daß sie es tatsächlich wußte.

Joe Nevers packte das Steuerrad fest. »Der Arzt hat gesagt, daß du nicht zu leiden brauchst. Es gibt keinen Grund, warum du mit den Pillen sparen solltest.«

Sie richtete sich gerader auf und holte mit schnellen, kurzen Atemzügen Luft. »Ich habe keine Angst«, sagte sie, schloß aber ihre Arme fest um sich.

Ein kurzer Blick zu ihr veranlaßte ihn, den Mund zusammenzuziehen. Es war eine schwierige Zeit. Die jungen Leute sprachen plötzlich auch in Ridge ihre eigene Sprache. Sie hatten aber ein Wort, das er sofort ohne Übersetzung verstanden hatte, das er aber nicht über die Lippen brachte. Es war ein Wort, das einen dazu brachte, mit den Zähnen zu knirschen. *Daneben*. Cora war *daneben*, das war sie wirklich.

Er riß seinen Blick noch einmal von der Straße los, streckte eine Hand aus und tätschelte ihr auf den Arm. Sie zuckte von seiner Berührung zurück, und ihr Blick war starr und wild geworden.

Ihre Augen, von dünnen, blauen Äderchen überschattet, in ihren Schädel eingesunken, zeigten hinter den Gläsern ihrer Brille ein wäßriges und gelbliches Weiß. Ihre dünnen Nasenflügel weiteten sich in ihrer Panik. Ihr Mund hing offen und arbeitete. Ihr Speichel zog Fäden von ihren grellweißen, falschen Schneidezähnen zu ihren eigenen, gelben Backenzähnen. Ihre Zunge verdrehte sich und zog sich krampfartig in der adrigen, glänzenden Höhlung ihres Mundes zusammen, die so sehr einem unwissentlich und schamlos entblößten inneren Organ ähnelte, daß ihn ihr Anblick peinlich berührte. Ihre Kopfhaut war durch ihre farblosen Haarsträhnen zu sehen, die in den letzten Monaten so dünn geworden waren, daß sie sich weigerte, das Haus zu verlassen und nicht einmal zum Sonntagsgottesdienst ging.

Ihre Bluse spannte um ihre hervorstehenden Schlüsselbeine wie um einen im Sand vergrabenen Eimer.

»Verdammt sollst du sein«, sagte sie und holte dabei tief Luft, um ihn zu verfluchen. »Warum bist du es nicht?«

Er zog seine Hand zurück und legte sie sanft auf das Steuerrad. »Ich weiß es nicht, Cora. Ich werde dich aber nicht im Stich lassen. Ich werde es mit dir zusammen durchstehen.«

Sie lachte bitter. »Lob wirst du von mir dafür nicht bekommen. Es ist schließlich deine Pflicht.«

»Ich weiß«, sagte Joe Nevers. »Ich kenne meine Pflicht.«

Sie schnaubte. »Dann hast du aber eine komische Auffassung davon.« Ihr Blick wanderte wieder zu den Fenstern. Sie näherten sich jetzt Ridge. Ihre Hände auf ihrem Schoß wurden schlaff vor Erleichterung. »Um eine sterbende Frau willst du dich kümmern, aber als sie noch am Leben war, hast du nie Zeit für sie gehabt.«

Darauf wußte er keine Antwort.

»Versprich mir«, sagte sie, »daß du mich nie wieder zurück ins Krankenhaus bringen wirst.«

»Ich verspreche es«, sagte er.

Doc McAvoy's Frau Hope, die schon lange Coras Vertraute war, fand eine Berufung darin, sie zu pflegen. Cora war eine gute Patientin. Vielleicht hatte auch sie ihre Berufung gefunden.

Hope konnte Joe Nevers seine Affären nicht verzeihen, aber sie wurde ihm gegenüber milder. Sie wurde für ihre Arbeit aus seiner Tasche bezahlt, und das verdiente sie auch. Er zahlte die steigenden Kosten von Coras Pflege, ohne sich zu beklagen und in bar. Cora war nicht die Brotverdienerin im Haus und deshalb nicht versichert. Vielleicht lieferte das Joe Nevers eine gute Entschuldigung dafür, daß er Überstunden machte.

Tagsüber stand das Haus Coras Freundinnen offen. Krankenbesuche waren schon immer eine der Lieblingspflichten der Frauen des Dorfes gewesen; das Unglück, das zu den Schwierigkeiten, die sie kürzlich in ihrer Ehe gehabt hatte, hinzukam, lockte die Frauen in Scharen an. Cora schien ihre Aufmerksamkeit zu genießen, aber nach einiger Zeit bemerkte selbst Hope, die das Drama ebenso liebte wie die Gesellschaft, wie geschwächt Cora war, wenn die Frauen wieder gegangen waren. Hope sah das als einen weiteren Beweis von Coras unendlichem Mut.

»Quatsch«, sagte Coras Tochter Jane unverblümt zu Hope. »Sie spielt die Märtyrerin. Auf diese Rolle hat sie sich doch schon ihr ganzes Leben lang vorbereitet.«

Hope war schockiert. Sie hatte gerade angefangen, besser von Jane zu denken, weil sie jedes Wochenende die beschwerliche Reise von Boston nach Norden auf sich nahm, um ihre Mutter zu besuchen. Cora weigerte sich noch immer, sich mit ihr zu versöhnen, was Hope als scheinbare Halsstarrigkeit Gedanken machte, aber nicht mehr. Jane war einfach nicht normal, ein Opfer ihres eigenen bösen Mundwerks, und das war alles.

Kurz vor Halloween kam Joe Nevers eines Abends von der Arbeit nach Hause und schaute bei Cora hinein. Sie schlief, wie das für diese Tageszeit üblich war. Hope hatte ihm schon von Coras Tag berichtet, und dann hatte sie ihn allein das Abendessen zu sich nehmen lassen das sie für ihn vorbereitet hatte. Nachdem er das Geschirr weggeräumt hatte, sah er nach, ob Cora noch schlief, und dann ging er hinaus, um das Vieh zu versorgen.

Ungefähr um acht Uhr kam er wieder herein. Sie rührte sich bereits. Cora hatte gewöhnlich abends eine Wachperiode, und er saß dann oft bei ihr.

Nachdem er geduscht und die sauberen Arbeitskleider angezogen hatte, die er morgen noch einmal tragen würde, trug er ihr eine Tasse Bouillon und einen trockenen Toast auf einem Tablett hinein. Er kümmerte sich etwas übertrieben um sie, gab ihr ihre Brille, frisches Trinkwasser, zog ihre Bettücher glatt, schüttelte ihre Kissen auf und legte ihr eine große Leinen-Serviette hin, damit keine Brosamen oder Tropfen von ihrem Abendessen in ihr Bett fielen. Dann fütterte er sie, und wie oft aß sie mit einigem Appetit. Danach lehnte sie sich zurück und schloß die Augen, während er das Tablett wegbrachte.

»Ich hatte unheimlich Hunger«, sagte sie, als er wieder hereinkam.

Als er sich hingesetzt hatte, bat sie ihn: »Würdest du bitte die Jalousie hochziehen. Ich möchte sehen, wie der Mond aufgeht.«

Daran hätte er selbst denken sollen, und deshalb ärgerte er sich nicht wirklich über sie, aber sie fand immer ein Dutzend Gründe, um ihn wieder hochzujagen, wenn er sich hinsetzen wollte. Besonders die Jalousien schienen immer in der falschen Position zu sein.

»So ist es besser«, sagte sie.

Sie sah sich in dem Wohnzimmer um, in dem das Krankenhausbett an die Stelle des Sofas an der Wand getreten war und die Attribute ihrer Krankheit zum beherrschenden Motiv geworden waren. Sie hatte einen schmerz erfüllten Ausdruck im Gesicht. Sie war schon immer eine ausgesprochen ordentliche Hausfrau gewesen. Sie haßte es, ihr ordentliches, altmodisches Wohnzimmer mit seiner Rosen-Tapete und den Chintz-Polstermöbeln durcheinandergebracht und in ein Krankenzimmer verwandelt zu sehen. Es war jedoch im Erdgeschoß, und das Bad war direkt nebenan.

»Ich verstehe einfach nicht, warum Jane ständig wiederkommt. Ich wünschte, ich könnte ihr sagen, sie soll wegbleiben«, beschwerte sich Cora. »Sie beunruhigt mich nur.«

Das war fast wörtlich der gleiche Satz, den er von Hope McAvoy gehört hatte, als sie sich vor seinem Abendessen in der Küche die Hände gewaschen hatte.

»Es ist eine lange Reise für Jane«, erinnerte er sie. »Niemand zwingt sie dazu. Sie tut, was ihre Pflicht gegenüber ihrer Mutter ist.«

Cora widersprach ihm nicht. Der äußere Anschein, besonders das, was sich gehörte, war ihr noch immer zu wichtig. Sollte das Dorf doch denken, Jane würde sich am Totenbett ihrer Mutter erniedrigen. Jane war es ihr, weiß Gott, schuldig. Niemand brauchte zu wissen, daß Cora nicht vorhatte, Jane zu verzeihen, niemals. Außerdem war sie sicher, daß sie ihr auch nicht verzeihen würden, wenn sie alle gewußt hätten, was Jane zu ihr gesagt hatte.

»Ich habe schließlich auch so schon genug zu leiden«, sagte Cora.

Das stimmte tatsächlich. Der Satz enthielt so viel Wahrheit, daß er eine Lüge so leicht verschlingen konnte wie der See einen Sack voll kleiner Katzen.

Joe Nevers zog seine Zigarren heraus. »Ich könnte mir vorstellen, daß du vielleicht den Wunsch hättest, deinen Frieden mit ihr zu machen, solange noch Zeit dazu ist.«

Cora seufzte und griff matt nach dem Wasser.

Er stand auf und gab es ihr.

»Manche Dinge lassen sich nicht aus der Welt schaffen, das weißt du«, sagte sie und sah dabei angestrengt aus dem Fenster, um den Mond zu finden. Sie meinte damit auch ihre Beziehung.

Er brachte es nicht über das Herz, ihr zu sagen, daß die Wolken sich zusammengezogen hatten, während sie schlief, und daß wahr-

scheinlich in dieser Nacht weder Mond noch Sterne zu sehen sein würden.

Ihre Augen hinter ihren Brillengläsern waren eulenhaft und unscharf. Ihre alte Brille nützte ihr nicht mehr viel, aber sie weigerte sich, sich eine neue verschreiben zu lassen. »Wozu noch?« fragte sie dann scharf, nachdem sie sich ausführlich über die Nutzlosigkeit ihrer alten Brille beschwert hatte.

Dann folgte wieder einer jener scharfen Brüche in der Unterhaltung, die seiner Ansicht nach sicher auf die Berge von Medikamenten zurückzuführen waren, die sie nahm. »Mein Vater hat mir nie verziehen, auch wenn ich ihn tausendmal darum gebeten habe.«

Joe Nevers richtete sich auf und konzentrierte sich. Er zog sich einen Aschenbecher her und streifte etwas Zigarrenasche darin ab.

»Ich wußte gar nicht, daß er dir etwas zu verzeihen hatte.«

Cora lächelte. »Es war nie eine Angewohnheit von mir, mein Maul aufzureißen.«

Joe Nevers nickte. »Warst du denn nicht sein Liebling? Dein Bruder hat gesagt, das wärest du gewesen.«

»Doch, das war ich«, gab sie zu. »Das ist es doch gerade. Ich habe ihn im Stich gelassen. Ich habe sein Vertrauen mißbraucht.« Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Joe Nevers war sicher, daß sie ihm genau die Worte ihres Vaters wiederholte. Er tippte seine Zigarre in den Aschenbecher in seiner Hand. »Jane?«

»Natürlich«, sagte Cora. »Er hat es mir nie verziehen, daß ich schwanger geworden bin und daß ich Church geheiratet habe. Er hat ja dann auch die Möglichkeit bekommen, mir zu sagen: *Ich habe es dir doch gleich gesagt*, als Church sich umgebracht hat. Er hat gesagt, das wäre der Beweis dafür, daß er recht hätte und ich unrecht und daß ich es verdiente, als Witwe mit einem kleinen Bastard sitzengelassen zu werden.«

»Mein Gott!« Joe Nevers stand auf und stampfte um seinen Stuhl herum. »Cora, wie zum Teufel kommst du dazu, dir von einem solchen Schwein Vergebung zu wünschen? Was ist das denn für ein Vater, der so etwas zu einer Frau sagt, die gerade ihren Mann durch Selbstmord verloren hat? Großer Gott, ich bin froh, daß ich den alten Dreckskerl nie kennengelernt habe.«

Cora blieb stumm, und er wußte nicht, ob sie nichts sagte, weil sie von seiner ungewohnt harten Ausdrucksweise verletzt war, oder ob sie über seine Meinung nachdachte.

»Er hatte recht«, sagte sie schließlich. »Ich habe Church hereingelegt, daß er mich heiraten mußte, nachdem er mich geschwängert hatte.«

»Na und?« sagte Joe Nevers. »Du warst schließlich nicht die erste. Und Church hat seinen Spaß dabei gehabt. Wenn das die größte Sünde wäre, die jemand beichten kann, dann ist der Hälfte der Einwohner von Ridge ein Platz in der Hölle sicher. Die meisten Leute, denen das passiert, kommen damit zurecht. Ich wäre überrascht, wenn Church sich deshalb umgebracht hat, Cora. Du hast es mir selbst erzählt, und ich habe es auch noch woanders gehört, bevor ich dich kennengelernt habe, daß er ein unleidlicher, launischer, versoffener Bastard gewesen ist und daß er das auch schon vor eurer Ehe war. Er hatte einen Onkel und einen Bruder, die sich auch umgebracht haben. Das haben sie nicht getan, weil du es mit Church getrieben und ihn gezwungen hast, dich zu heiraten, als du einen dicken Bauch bekommen hast.«

Das war die längste Rede, die Cora von Joe Nevers je zu hören bekommen hatte. Sie erwartete von ihm aber nicht viel Moralgefühl, nicht nach all den Jahren. Er war wohl ein ehrlicher Mann, aber trotzdem war er ein Weiberheld, der sich von seinem Schwanz leiten ließ. Sie hatte nicht einmal mehr Wut auf ihn. Es war nur schwer zuzugeben, daß sie wieder hereingelegt worden war und Joe Nevers nichts als ein weiterer Mann war.

»Wenn etwas von allen getan wird, ist es deshalb noch lange nicht richtig«, sagte Cora spitz. »Ich wollte nur aus diesem Haus heraus. Ich konnte es einfach nicht erwarten. Nur gearbeitet habe ich da. Nachdem meine Mutter gestorben ist, mußte ich die Kinder aufziehen, den Haushalt führen, und ich hatte nie einen Augenblick für mich allein oder mit anderen jungen Leuten. Ich weiß auch nicht, wie ich darauf gekommen bin, daran würde sich etwas ändern, wenn ich verheiratet bin. Ich hätte genausogut zu Hause bleiben und weiter Dad versorgen können.«

»Ich weiß nicht, warum du immer noch mit seinem Prügel auf dir herumtrommelst«, sagte Joe Nevers. »Es ist doch nur natürlich, wenn ein junges Mädchen selbst ein Kind und ihren eigenen Mann und ihr

eigenes Heim haben will. Es gibt viele Mädchen, die nie aus ihrem Elternhaus herauskommen würden, wenn die Schande für die Eltern sonst nicht zu groß wäre, so daß sie sie gehen lassen müssen, und das weißt du auch genau.«

»Aber er hat mich gebraucht.«

»Wenn er eine Frau gebraucht hat, dann hätte er ja losgehen und eine heiraten können. Das hat er schließlich ja auch getan, nachdem du weg warst, oder?«

Cora rang die Hände. »Sie hat nichts getaugt. Sie war eine Schlampe.«

»Das war aber nicht deine Schuld.« Joe Nevers goß ihr Wasser ein. »Zeit für deine Pillen.«

Cora lächelte. »Du willst, daß ich den Mund halte.«

Es war nicht zu übersehen, daß sie sehr erregt war, aber das spielte keine Rolle, es war trotzdem Zeit für ihre Pillen. Wenn sie in eine solche Erregung geriet, so bedeutete das, daß die Wirkung der Schmerzmittel nachzulassen begann.

Sie schluckte ihre Pillen und lehnte sich zurück. Er setzte sich hin, um noch eine Zigarre zu rauchen. Das war zwar eine mehr, als er sich gewöhnlich genehmigte, aber er mußte zugeben, daß ihn Coras Erzählung auch etwas aufgeregt hatte. Das paßte alles so gar nicht zu der strikten, aufrechten Frau, die er geheiratet hatte.

Als Cora eine halbe Stunde später weitersprach, zweifelte er keinen Augenblick daran, daß sie unter dem Einfluß der Medikamente stand.

»Sie hat nichts getaugt«, sagte Cora. Sie ballte ihre Fäuste und starrte mit wildem Blick durch das Fenster in die Nacht hinaus. »Das hat er mir selbst gesagt. Sie hat ihn nie richtig behandelt. Er hat gesagt, ich wäre eine viel bessere Frau gewesen, mir selbst hat er das gesagt. Eines Abends, als Church ausgegangen war, um einen zu trinken, ist er zu mir gekommen.« Sie kicherte. »Immer wieder hat er mich geküßt. Meine Corrie, mein Baby hat er mich genannt.« Cora seufzte glücklich. »Er hat unheimlich gern gewollt. Ich war aber mit Church verheiratet, und damals konnte ich auch Recht von Unrecht unterscheiden. Mir konnte er nichts mehr vormachen. Ich habe mich von ihm küssen lassen, bis er so hart war wie ein Schüreisen, so hat er ihm gestanden in der Hose, und groß war er, mein Daddy, weißt du, das war er wirklich, größer als Church. Größer als du, Joe Ne-

vers, auch wenn sich all die Weiber aufführen, als hättest du ganz was Besonderes. Den von meinem Daddy hätten sie sehen sollen. Grauenhaft häßlich war er aber. Das sind sie alle, aber er hatte den häßlichsten, den ich je gesehen habe. Er dachte, ich würde alles für ihn tun. Das war eine Überraschung für ihn! Ich habe ihn so hart werden lassen, daß es ihm weh getan hat, und dann habe ich ihm einen guten Tritt in die Eier gegeben. Als er damit fertig war zu schreien, ich hätte ihn umgebracht, wollte er mich verprügeln, aber ich habe ihm gesagt, das soll er bloß wagen, dann würde ich es Church sagen.« Sie klang mehr als nur leicht enttäuscht, daß ihr Vater sie nicht verprügelt hatte. »Das hat ihn zur Besinnung gebracht, und er hat mich nie wieder belästigt. Nein, Sir.«

Joe Nevers saß regungslos in seinem Stuhl, und der Zigarrenstummel verglühte zwischen seinen Fingern.

»Trotzdem war er der Beste«, sagte Cora verträumt. Sie berührte vorsichtig mit ihren Fingerspitzen ihre eingeschrumpften Brüste unter ihrem Flanell-Nachthemd. Es war das einzige Mal in ihrer gesamten Ehe, daß Joe Nevers es erlebt hatte, daß sie einem spontanen erotischen Impuls nachgegeben hatte. Das mochte angesichts ihres zerstörten Körpers und der widerlichen Geschichte, die sie ihm gerade erzählt hatte, zwar noch so grotesk sein, aber kurz spürte er in sich den Funken einer Reaktion, der sofort wieder wie eine weit entfernte Sternschnuppe in einer Augustnacht erstarb. Langsam ließ er seinen Kopf in seine großen Hände sinken.

»Ja«, sagte er, »Sie haben sich verändert.«

Torie musterte ihn und überlegte sich, was sie sagen könnte.

Er spürte, daß sie einen Punkt erreicht hatte, über den sie nicht hinausgehen wollte.

»Das«, sagte sie schließlich, »liegt in der Natur der Dinge, nicht wahr?«

Er nickte. Sie hatte recht, das war auf jeden Fall wahr.

Torie nippte geistesabwesend von ihrem heißen Getränk und verzog das Gesicht. »Was für eine Verschwendung von gutem Bourbon.« Sie stellte das Glas ab. »Scheiße«, sagte sie. »Ich kann das nicht trinken, der Arzt hat es mir verboten. Zusammen mit den Pillen wird es mich halb umbringen. Ich weiß auch nicht, warum ich ihn mitgebracht habe. Wahrscheinlich aus Gewohnheit.« Sie starrte trost-

los vor sich hin. »Ich weiß nicht, warum ich überhaupt hergekommen bin.«

Nun hatte Joe Nevers das Gefühl, daß sie mit sich selbst sprach, und er kam sich vor, als belauschte er sie. Er räusperte sich unruhig. Er wußte, daß man dem, was man am meisten fürchtete, die Macht nahm, wenn man es laut aussprach. So war es auch bei Joe Nevers, als er versuchte, das in leichtem Tonfall zu sagen, was dann zögernd und mit zitternder Stimme herauskam: »Unerledigte Angelegenheiten?«

Das brachte ihre Aufmerksamkeit wieder auf seine Person zurück, brachte ihm aber keinen Trost. Sie sah zu viel, wenn sie aufmerksam hinsah.

»Ich muß noch der Eiche da draußen den Garaus machen«, sagte er und lachte nervös.

Sie sah an ihm vorbei zu der Glaswand des großen Fensters, an der sich der Schnee aufhäufte. »Ich bin froh, wenn sie weg ist«, sagte sie.

Joe Nevers hatte ein Gefühl, als hätte er den Boden unter den Füßen verloren, und rutschte mit furchterregender Schnelligkeit einen Hügel aus Glas hinunter. Er konnte sich nicht dagegen wehren und holperte weiter.

»Ich weiß nicht, ob ich das Auto aus dem Graben herausbekomme, ohne daß mich dabei mein Herz im Stich läßt«, sagte er und schüttelte den Kopf.

Sie grinste ihn an. »Das war es«, rief sie. »Deshalb bin ich hergekommen. Um sicherzustellen, daß Sie den verdammten Herzanfall bekommen, auf den Sie schon seit dreißig Jahren warten. Warum geben Sie sich nicht einen Stoß und bringen den Scheiß-Anfall jetzt sofort hinter sich? Mein verdammtes Auto hole ich schon selbst heraus.«

Er schüttelte wieder den Kopf. »Ich denke, ich bleibe doch noch am Leben, bis ich mir das angeschaut habe. Das dürfte ein witzigerer Anblick sein als ein Pferd mit Hosen. Wenn Sie es fertigbringen, ein Auto mit einer toten Batterie zu starten, können Sie wahrscheinlich auch einen alten Mann vom Tod zurückholen. Wenn Sie das schaffen, können Sie sich in Jesus umtaufen lassen und mich in Lazarus.«

»Ihr Name ist Joe Nevers«, sagte sie so trocken wie der Sand in einer Sanduhr, »und wenn ich Jesus wäre, würde ich Marthas Rat-schlag befolgen und Sie verfaulen lassen.«

»Wissen Sie«, sagte er, »ich glaube, Sie sind noch nicht halb so schlimm wie Sie tun.«

»Es ist mir scheißegal, ob Sie das Auto aus dem Graben herausbekommen oder nicht. Ich sterbe hier genauso gern wie sonst irgendwo. Mir ist das gleich«, sagte sie.

»Ich kann unmöglich zulassen, daß Sie hier sterben«, sagte Joe Nevers zu ihr. »Ruby würde mich fertigmachen. Sie macht mir ja schon die Hölle heiß, wenn sie nur einen Mäusedreck findet. Ich wage nicht einmal daran zu denken, was sie sagen würde, wenn ich Ihre Leiche hier herumliegen lasse. Sie könnte schließlich alle möglichen Arten von Ungeziefer anlocken. Warum haben Sie es außerdem so eilig? Ich habe schon eine Menge Leute erlebt, die viel schlimmer ausgesehen haben als Sie und die das Sterben zu regelrechten Ferien ausgedehnt haben. Ich meine, es wäre am schlauesten herauszuholen, was herauszuholen ist, wenn man es schon tun muß.«

»Scheiße«, sagte sie.

»Sprechen Sie jetzt wieder mit sich selbst?« fragte er unschuldig.

Sie richtete sich auf und warf ein kleines Sofakissen nach ihm. Er fing es lässig mit einer Hand auf, lehnte sich hinüber und ließ es wieder auf das Sofa fallen.

»Verdammt noch mal«, sagte Torie. »Wir müssen unsere Routine ändern.«

»Ich bin zu alt«, sagte er. »Einem alten Hund kann man keine neuen Kunststückchen lehren.«

»Das ist Ihr Vorwand«, sagte sie. »Sie sind schon zu alt, seit die *Chicago Tribune* gedacht hat, Dewey wäre gewählt worden. Na ja, ich bin jetzt zu krank und zu müde. Wir geben vielleicht ein Paar ab, wir beide!«

Er streckte sich genüßlich, daß seine Gelenke hörbar knackten. Das brachte sie zum Lachen, und er grinste, hochofren über, daß er wieder gefährliche Gewässer hinter sich gebracht und irgendwie ihre Laune gebessert hatte. Plötzlich hatte er einen Heißhunger. Es war ein langer Tag gewesen, und er wollte sein Essen.

Draußen hatte sich der Wind zu einem stetigen Kreischen verstärkt. Er beugte und verdrehte die Bäume um das Haus, die an Schindeln, Glas und Verkleidung kratzten, wo sie konnten. Das Haus war voll von seinen eigenen Geräuschen, knackte wie Joe Nevers' Gelenke, zog sich zusammen und wehrte sich gegen den Wind und die Kälte.

Das Feuer in den Öfen krachte und prasselte und knisterte wie Frühstücksflocken. Das Haus war endlich bewohnbar, warm genug, um selbst das Eis zu schmelzen, das sich an den Rändern der Glaswand gebildet hatte.

Der Schnee, der aus der Dunkelheit an das Glas wehte, schmolz und erstarrte fast sofort wieder zu eiszapfenförmigen Rinnsalen.

Für Joe Nevers war der Sturm wie eine Würze zu seinem Essen. So war es schon immer gewesen, und so würde es auch immer bleiben, soweit er wußte.

»Schmeckt hervorragend«, bemerkte er zu Torie nach seinem ersten Löffel Eintopf.

Zu seiner Überraschung schüttelte sie fast bedauernd den Kopf.

»Bitte entschuldigen Sie meine Unhöflichkeit« sagte er und legte seinen Löffel hin. »Ich füttere Sie doch gern, wenn Sie wollen.«

»Wagen Sie es bloß nicht, Ihr Essen kalt werden zu lassen, nur weil Sie mich bedienen wollen. Warum sollten Sie auch erwarten, daß ich etwas essen will, nachdem ich seit Jahren keine anständige Mahlzeit mehr gewollt habe?«

Das war natürlich wahr, und er nahm seinen Löffel wieder auf, benützte ihn aber nicht mehr.

Sie saß mit um ihre Knie geschlungenen Armen da, auf die sie ihren Kopf stützte, während sie ihn beobachtete.

»Seltsam, wie gut das riecht«, sagte sie. »Wissen Sie, ich kann mich nicht erinnern, wann ich zum letzten Mal Hunger hatte.«

Das ließ ihn traurig lächeln; es war Jahre her, seit er sie essen gesehen hatte, wie ein gesunder Mensch das tun sollte.

»Das kommt davon, weil ich nichts getrunken habe«, sagte sie nachdenklich. »Da sehen Sie, in welche Schwierigkeiten es mich gebracht hat, daß ich nüchtern geblieben bin. Wenn ich tatsächlich etwas esse, wird mich das wahrscheinlich halb umbringen.«

»Wie wär's mit einem verlorenen Ei auf einer Scheibe Toast?« schlug er ihr vor. »Ich hätte Plätzchen und Milch oder etwas Ochsenchwanzsuppe mitgebracht, wenn ich gewußt hätte, daß Sie krank sind.«

»Mein Gott, klingt das gut«, sagte Torie begeistert.

»Mein Name ist Joe Nevers«, sagte er. »Trotzdem vielen Dank für das Kompliment.«

»Sie sind schon eine Nummer, Alter«, sagte sie. »Sie werden sich nie ändern.«

Er gab darauf nichts zurück. Das war eine Gelegenheit, die er nicht verpassen wollte. Als er ihr das Tablett auf den Kaffeetisch stellte, schnappte sie vor Vorfreude leicht nach Luft. Er setzte sich mit seiner Schale Eintopf in der Hand in den Schaukelstuhl, um ihr beim Essen zuzusehen. Sie schloß beim ersten Bissen von dem verlorenen Ei die Augen. Als sie sie wieder öffnete, standen sie voller Tränen.

»Missus«, murmelte er und zog sein vielbenutztes Taschentuch heraus.

Ihre Gabel klapperte auf der Glasplatte des Kaffeetischs, als sie sie ablegte und mit der anderen Hand nach dem Taschentuch griff. Sie versteckte ihr Gesicht darin und schneuzte sich. »Macht nichts«, sagte sie durch den Stoff. Dann griff sie trotzig nach der Gabel, aber ihr Mund zuckte bei der Anstrengung, das Weinen zu unterdrücken. »Ich ärgere mich bloß über mich selbst«, sagte sie. »Ich kann nicht einmal ein verdammtes Ei essen, ohne dabei in Gefühlsausbrüche zu verfallen.« Sie nahm noch einen Bissen, der sie aufzumuntern schien.

Ihm kam der Gedanke, daß es einmal eine Zeit gegeben hatte, da sie den Teller oder die Gabel nach ihm oder an die Wand geworfen hätte. Diese Zeit schien vorbei zu sein, unwiederbringlich vorüber, und war er nicht der Narr, daß er hieß saß und das bedauerte? Wenn sie doch nur ihren Teller nach ihm werfen würde, könnte er die Apotheke in ihrer Handtasche vergessen, ihr verändertes Haar, ihre Gebrechlichkeit und ihre Nüchternheit.

### ❧ Frühjahr 1957 ❧

Mai 1957. Das Eis war gerade geschmolzen, und Joe Nevers ließ an fast jedem schönen Morgen ungefähr eine Stunde vor der Morgendämmerung in dem See sein Kanu zu Wasser. Draußen im tiefen Wasser angelte er Forellen, Barsche und Lachse. Oft machte er sich an einem verlassenem Strand an einem kleinen Feuer ein Frühstück aus frischgeangelten Fischen, oder manchmal benutzte er auch den Grill bei einem verlassenem Sommerhaus.

Eines Tages gegen Monatsende fischte er am Nordende des Sees, wo wenige Sommerhäuser standen und die Wälder noch am ursprünglichsten waren. Er hatte vor, direkt hinter dem Grundstück der

Christophers bei einer abgeschiedenen Lichtung an Land zu gehen, und er kam in Sichtweite an den Überresten des alten Hauses vorbei. Das verkohlte Gerippe war von weit draußen auf dem See noch zu sehen. Er hatte es kaum ausgemacht, als ihm ein übler Gestank in die Nase stieg. Er widerte ihn an und verdarb ihm den Appetit auf die Fische auf dem Boden seines Kanus.

Dann sah er einen Rauchfaden in der Luft, der ihm verriet, daß irgendwo ein Lagerfeuer brannte. Der Gestank entpuppte sich als Holzrauch, der mit einem durchdringenden Geruch von verbranntem Kaffee vermischt war. Er konnte ein Zelt erkennen, und dahinter ein schlammbespritztes Ungeheuer, einen alten Cadillac. Er konnte sich denken, wem er gehörte.

Es gehörte zu seinen Aufgaben zu wissen, wer wo war und warum. Noch bevor er sich konkret dazu entschlossen hatte, hatte er schon begonnen, sein Kanu umzudrehen. Dann sah er sie.

Torie. Sie tanzte barfuß. Tanzte über die erst kürzlich wieder grün gewordene Wiese zwischen dem See und dem ausgebrannten Haus. Ihre weißen Hosen waren über ihre Knöchel hochgekrempt, und ihr Haar flog leuchtend wie ein brennender Busch in der Wildnis um ihren Kopf.

Nichts in seiner Erfahrung lieferte ihm einen Hinweis darauf, was sie vorhaben könnte, daß sie hier wie eine Druidenpriesterin vor den Überresten des Hauses der Familie ihres Mannes tanzte. Zugleich aber meldeten sich praktische Überlegungen, und er fragte sich, warum sie sich von dem kalten, nassen Boden nicht stören ließ. Sein Instinkt riet ihm, so schnell und so lautlos, wie er konnte, vorbeizurudern. Ob der Grund dafür Höflichkeit oder Angst war, spielte letzten Endes keine Rolle, denn sie drehte sich beim Tanzen um und sah ihn. Sie stellte ihren Tanz sofort ein, was bei Joe Nevers unerwarteterweise einen kurzen Anflug von Bedauern auslöste. Sie winkte ihm wie ein Bahnwärter mit beiden Armen zu.

Gehorsam kam er an Land und machte an dem Anlegeplatz fest, den er für Fanny in dem Sommer, bevor sie ihren Schlaganfall gehabt hatte und kindisch geworden war, ersetzt hatte.

»Joe Nevers!« rief Torie.

Sie sprang auf und ab, als sei sie ein aufgeregtes Kind, das seinen Vater zu Hause begrüßt. Sie kam zu der Anlegestelle gerannt und blieb atemlos stehen.

»Morgen, Missus«, sagte er.

»Kommen Sie, frühstücken Sie mit mir«, befahl sie und rannte mit der gleichen Geschwindigkeit zum Lagerfeuer zurück, mit der sie hergekommen war.

Er schüttelte über ihre Energie staunend den Kopf. Mit seinen aneinandergebundenen Fischen in der Hand folgte er ihr über die Wiese und machte nicht einmal den Versuch, mit ihr Schritt zu halten.

Sie stieß einen Schrei aus, als sie die Fische sah.

»Mein Beitrag zum Frühstück«, sagte er und reichte sie ihr so feierlich, als sei er ein Indianerhäuptling, der der Großen Weißen Mutter ein Geschenk überreicht.

Sie prüfte sie voller Hochachtung. »Gott sei Dank, habe ich Schinken mitgebracht.«

»Soll ich sie putzen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Geben Sie mir Ihr Messer.«

Er reichte es ihr und sah sich auf dem Lagerplatz um. »Wenn Sie die Arbeit machen wollen«, sagte er, »hole ich mir einen Stein.«

»Kaffee ist in der Kanne«, sagte die knapp. Ihre gesamte Aufmerksamkeit galt dem Fisch in ihrer Hand.

»Ich weiß. Ich habe es weit draußen auf dem See gerochen; sogar den Geruch der Fische hat es übertönt.«

Er fand eine Blechtasse und bediente sich aus der blauen Emaille-Kanne, und dann setzte er sich auf ein bequem aussehendes Stück Granit, um ihr zuzusehen. Er hatte noch nie jemand gesehen, der Fische schöner ausgenommen hätte. Ihre Finger benutzten die rasiermesserscharfe Filettierklinge so geschickt, wie sie früher einmal die Nadel benutzt hatten.

»Woher wußten Sie denn, daß ich heute morgen für eine Forelle jemand hätte umbringen können?« fragte sie.

»Das wußte ich nicht«, gestand er.

Das Gelächter, das aus ihr herausexplodierte, galt nicht ihm, und sie lachte auch nicht mit ihm, dachte er. Es kam aus ihrem Bauch, und manchmal hatte er bei Frauen ein solches Gelächter gehört, direkt nachdem sie geliebt worden waren. Er wußte nicht, ob sie sich so sehr über sein Geschenk freute oder ob sie so großen Spaß daran hatte, die Fische auszunehmen. Vielleicht war es nur eine ganz unschuldige Vorfreude auf das Essen.

Irgendwann vorher hatte sie einen Eimer mit Wasser aus dem See geholt. Nachdem sie Kaffee gekocht hatte, war noch genug übrig, um das Blut abzuspülen.

»Stellen Sie die Pfanne ins Feuer«, befahl sie.

Inzwischen hatte sie den Fisch in Schinken aus ihrem eigenen Nahrungsmittelvorrat in der Kühltasche eingewickelt, und bald war die Eisenpfanne heiß genug, um Wasser in Perlen in ihr tanzen zu lassen.

»Von dem Geruch allein könnte man schon ein Essen machen«, sagte sie und hockte sich neben das Feuer.

Er nickte.

»Wie ist der Kaffee?«

»Grauenhaft.«

Sie fiel rückwärts in das nasse Gras und legte ihre Arme um sich. »Ein ehrlicher Mann«, japste sie.

Sie aßen den Fisch in freundlichem Schweigen, das nur vom Grunzen des Genusses unterbrochen wurde. Von dem Fisch war nur noch ein Haufen Gräten übrig, als Torie zu ihm sprach.

»Danke.«

»Und ich danke Ihnen, Missus«, sagte er. »Der Schinken war genau das richtige für den Fisch.«

»Amen.« Sie goß den Kaffee in das Feuer und löschte es aus. »Zum Teufel mit der Brühe.«

»Amen«, sagte er.

Sie grinste und warf ihm ein feuchtes Handtuch zu, an dem er sich die Hände abwischen konnte.

»Soll ich beim Säubern helfen?«

»Ich hatte schon gehofft, Sie würden fragen. Übernehmen Sie die Pfanne.«

Während er die Pfanne mit Sand putzte und sie im See ausschwenkte, packte Torie ihre Sachen zusammen. Er bemerkte das lange Papp-Rohr, das aus dem Haufen herausragte. Pläne für das Haus, war sein erster Gedanke.

»Ganz schön tapfer, daß Sie es um diese Jahreszeit mit den Mücken aufnehmen«, sagte er.

»Die stechen mich nie«, sagte Torie. »Ich kann mich also damit nicht brüsten.« Sie deutete mit einer Kopfbewegung zum See hinüber. »Machen sie Ihnen zu schaffen?«

»Nein, nicht besonders. Mich mögen sie auch nicht.«

Torie setzte sich im Schneidersitz ins Gras und legte ihre Arme um sich. »Gewöhnen Sie sich langsam daran, daß Sie geschieden sind?«

Irgendwie machte es ihm nichts aus, daß sie ihn das fragte. »Ich denke schon.«

»Haben die Mücken Marion gestochen?« fragte sie.

»Unwahrscheinlich«, sagte er, und sie lachten beide.

»Na ja, sie wird von Jesus eine Krone extra bekommen, wenn sie in den Himmel kommt, meinen Sie nicht auch?« sagte Torie.

»Möglich.«

»Ich habe gehört, Sie wären in dem Feuer beinahe umgekommen«, sagte sie. »Freeman Buck auch.«

Er nickte; sie hatte ein Recht darauf.

Sie sah zu ihm auf, wie er so locker vor ihr stand und mit einer Hand in seiner Jackentasche nach seinen Zigarren suchte. »Ich weiß nicht, was Sie da zu retten versucht haben. In dem Haus war doch nichts mehr, was auch nur einen ordentlichen Fluch wert gewesen wäre, und ein menschliches Leben schon gar nicht.«

Er schüttelte verneinend den Kopf, als mache er sich darüber auch Gedanken. So reagierte er bei jedem, der ihm diese Frage stellte.

Sie wollte sich nicht abbringen lassen. »Wen zum Teufel wollten Sie denn da retten?«

Sie begegnete seinem Blick, ohne auszuweichen.

»Dana.«

»Sie wußten, daß er da war.« Sie fragte ihn das nicht, sondern stellte es nur fest.

Er steckte sich sorgfältig seine Zigarre an und schüttelte das Streichholz aus. »Ich hatte so eine Ahnung«, sagte er.

»Haben Sie noch mehr Ahnungen?« fragte sie ruhig.

Er grinste um seine Zigarre herum und schüttelte den Kopf. »Keine einzige.«

Sie grinste zurück. Sie sahen einander lange an und gestanden sich ein, daß sie in diesem Augenblick ohne Worte eine Übereinkunft getroffen hatten. Er war ebenso erleichtert wie sie und wollte ebenso gern wie sie glauben, daß sie keine Schuld traf und der Mann durch einen Unfall oder seine eigene Achtlosigkeit ums Leben gekommen war.

Sie sprang auf, zog das lange Papp-Rohr zwischen ihren Sachen hervor und stieß damit auf den Boden. »Wir fangen an zu bauen,

sobald der Dreck hier weg ist. Könnten Sie jemand finden, der das Grundstück saubermacht und räumt?« Sie warf den Papp-Zylinder in die Luft, fing ihn wieder auf und balancierte ihn auf einer Handfläche. »Ich bezweifle allerdings, ob Ihnen das neue Haus gefallen wird.«

Er zuckte die Achseln. Arbeit war Arbeit; man bezahlte ihn nicht dafür, daß es ihm gefiel.

»Es muß etwas Kies auf dem sumpfigen Stück abgeladen werden, damit so früh im Jahr ein Lastwagen durchkommt, aber das mache ich selbst. Ich rufe Sie an, wenn alles erledigt ist.«

»In Ordnung«, sagte sie.

»In einer Woche etwa, wenn das Wetter sich hält«, sagte er.

Er ging von ihr weg um die Ruinen des Hauses und sah sie sich gut an. Er mußte wissen, was wo war und womit er es zu tun haben würde. Dann ging er zu ihr zurück.

Sie saß wieder im Schneidersitz auf dem Boden und hatte ihr Gesicht mit geschlossenen Augen der aufgehenden Sonne zugewendet.

»Brauchen Sie Hilfe?« fragte er aus den Mundwinkeln, ohne die Zigarre aus dem Mund zu nehmen.

Sie öffnete ihre Augen und sah ihn an. Ihre Lippen waren zu einem leichten Lächeln verzogen.

Später würde er sich selbst einreden, daß es eine Ausnahme war, das Ergebnis der Enthaltensamkeit, die er sich selbst nach der Scheidung von Marion auferlegt hatte. Noch viel später kam ihm die Erkenntnis, daß er auch damals schon zu alt war.

Sie hielt ihm ihre Hände hin. Er nahm sie, und sie stand in einer langsamen, unvermeidlichen Bewegung auf. Sie nahm ihm die fast zu einem Stummel heruntergerauchte Zigarre aus dem Mund.

»Du bist ein Lügner, Joe Nevers«, flüsterte sie, während er eine Hand auf das Ende ihrer Wirbelsäule legte und sie an sich zog. »Freilich hast du eine Ahnung.«

»Oh, Missus«, sagte er, »wenn das nur alles wäre«, und bedeckte ihren Mund mit seinen Lippen.

Sie stöhnte nur in seinen Mund hinein.

Es war wie in seinem Traum, wenn er die Früchte in ihrem Rock auf den Boden fallen ließ. Ihr whiskyfarbenes Haar war sonnenwarm, als enthielte es sein eigenes Feuer, und ihre Lippen waren kühl und seidig wie das Wasser des Sees auf seinen Händen. In die-

sem Augenblick wurde er von seiner Ejakulation überrascht, bevor er noch eine richtige Erektion hatte. Er konnte sich nicht dagegen wehren und drängte sich gegen ihren weichen Bauch, und er hielt sie so fest, daß sie nur mit Mühe atmen konnte.

Sofort bekam er es mit der Angst. Sie hatte das so mühelos erreicht. Sie hatte damit angefangen. Nur Meter von der Stelle, an der sie standen, war ein Mann für sie gestorben. Es erregte ihn; er schämte sich, und dann stieg Panik in ihm auf.

Er hatte sie losgelassen, oder sie hatte sich von ihm losgerissen; er wußte es nicht. Sie stand nur atemlos da und wischte sich mit Tränen in den Augen den Mund mit ihrem Handrücken ab. Er konnte es nicht ertragen, ihr ins Gesicht zu sehen. Er zwang sich dazu wegzugehen, obwohl er am liebsten gerannt wäre. Er wußte, daß er sie verließ, um sich selbst zu retten.

Er lenkte sein Kanu in das tiefste Wasser des Sees und schwor sich, er würde sich nicht umsehen. Er tat es aber doch, er konnte sich nicht dagegen wehren, nur ein einziges Mal sah er sich um.

Sie stand nicht wie erstarrt da und sah ihm nach. Sie hatte ihm den Rücken zugedreht und war in die Ruinen des Hauses gegangen, die, wie er selbst gesehen hatte, ein gefährlicher Haufen von verkohlten Überresten waren. Systematisch, als suchte sie etwas, stieg sie darin herum.

Er paddelte energischer. Als er außer Sicht war, legte er sein Paddel über seine Knie, drehte sich über das Heck des Kanus und erbrach sein Frühstück in den See.

Da sie sowieso schon totenblaß war, konnte ihre Haut nicht blasser werden, aber sie war feucht vor Schweiß. Torie saß völlig regungslos zwischen den Sofakissen, hatte die Augen zgedrückt und biß sich auf die Unterlippe. Sie konnte ihre Atmung nicht kontrollieren, hielt deshalb meistens die Luft an und atmete nur dann und wann krampfhaft ein.

Wortlos stand Joe Nevers auf, um eine Bettpfanne aus der Küche zu holen. Er stellte sie ihr auf die Knie und führte ihre Hand zu ihr. Sie richtete sich krampfhaft auf, packte mit beiden Händen den Rand des Gefäßes, als würde sie ertrinken, wenn sie losließe, und beugte sich darüber. Er hielt ihre Schultern, während sie sehr säuberlich die wenigen Bissen, die sie gegessen hatte, und dann Galle in die Bett-

pfanne erbrach. Danach zitterte sie wie ein trockenes Blatt, und er zog den Pelzmantel über sie, bevor er hinausging, um die Bettpfanne auszuleeren.

Er kam mit einem Handtuch, das er mit warmem Wasser aus dem Kessel angefeuchtet hatte, und einem Glas Wasser zurück. Er wusch ihr sanft das Gesicht, und dann half er ihr, das Wasser zu trinken und etwas davon in das inzwischen ausgespülte Gefäß zu spucken, um sich den Mund auszuspülen. Sie lehnte sich zurück und drehte ihr Gesicht auf dem Kissen; ihre Haut hatte einen bläulichen Schatten.

»Meine Handtasche«, flüsterte sie mit zusammengebissenen Zähnen.

Joe Nevers hastete hinaus, um sie zu holen, und fluchte über sich selbst, weil er ihre Pillen vergessen hatte. Sie hatte sie schließlich nicht zum Spaß mitgebracht. Als ihre Handtasche auf ihren Knien stand, holte sie die Pillen-Fläschchen mit schnellen, verzweifelten Fingern heraus und schluckte einige Pillen – alles Schmerzmittel, wie er erkennen konnte – trocken hinunter. Er bot ihr das Glas Wasser an, das sie mit einem bitteren Ausdruck um den Mund annahm.

Torie prostete ihm mit dem Glas zu. »Auf ein langes Leben«, sagte sie und versuchte zu lachen.

Er hielt sie fest, bis der Hustenanfall vorüber war, und dann flößte er ihr etwas Wasser ein.

Als sie sich etwas entspannt hatte und die Pillen zu wirken schienen, ließ er sie lange genug allein, um für sich noch eine Kanne Tee zu kochen. Als er zurückkam, fand er sie ruhig, und ihre Bewegungen waren langsam und träge geworden. Sie ordnete die Pillen-Flaschen auf dem Tablett zu einem kleinen Stonehenge.

»Früher einmal habe ich mich für hart gehalten«, sagte sie. »Dann habe ich ein bißchen Schmerzen bekommen und festgestellt, wie schnell ich zu den Pillen greife.«

»In hundert Jahren«, sagte Joe Nevers, »wird es niemand mehr kümmern, selbst wenn Sie sie wie Erdnüsse gegessen hätten.«

Sie lächelte ihm zu. »Danke.«

»Das ist ja eine ordentliche Sammlung, die Sie da haben«, sagte er.

»Nicht wahr? Und teuer noch dazu. Manche von diesen verdammten Dingen kosten vier oder fünf Dollar pro Stück.« Sie stützte sich auf die Kissen und richtete sich auf. »Lieber würde ich alte Knochen

sammeln.« Sie sah sich in dem Zimmer nach den Glaskästen an den Wänden um. »Mein Leben ist hier. Wußten Sie das?«

Er schüttelte den Kopf.

»Es gibt eine ganze Menge Dinge, die Sie nicht wissen, Alter.« Sie zog sich den Pelzmantel bis zum Kinn hoch. »Das Haus in Falmouth, das ist Guys Haus, das Haus der Christophers. Das hier ist das Haus, das ich gebaut habe.« Ihre Pupillen waren von den Schmerzmitteln geweitet, und sie leuchteten, zumindest zum Teil aus Belustigung, als sie ihn ansah. »Und Ihnen gefällt es immer noch nicht, oder?«

Er zuckte die Achseln. »Seine Vorzüge hat es zweifellos«, sagte er.

»Welche zum Beispiel?« Sie wollte ihn ärgern, aber das machte ihm nichts. Das bedeutete, daß es ihr etwas besser ging.

Er überlegte eine Minute. »Der erste Stock«, sagte er. »Er ist warm und speichert die Sonne. Und die Aussicht ist wirklich schön.«

Er dachte, daß er ihr damit ein Lachen entlocken könnte, aber er lachte allein. Hatte sie es vergessen, daß er auf ihre Anweisung hin die alte Fichte beschnitten hatte, Ast um Ast, Zweig um Zweig, Nadel um Nadel, bis die Aussicht genau richtig war?

Die Augen, die zum ersten Stock hochblickten, waren so klar und unergründlich wie der See. »Ich war nicht mehr dort oben«, sagte sie langsam, »seit India ermordet worden ist.«

Soweit er wußte, hatte sie über Indias Tod nie gesprochen, und weder bei ihm noch bei sonst jemand anderem hatte er sie ihn je erwähnen gehört. Er hatte ihr nicht nur sonst genug Grund gegeben, ihm ihre Trauer nicht anzuvertrauen, sondern er hatte dazu noch das Unglück gehabt, dabeigewesen zu sein, und er mußte sie deshalb ständig an diesen schrecklichen Verlust erinnern.

### ❧ Herbst 1966 ❧

Die ersten Novembertage waren klar und trocken. Gutes Jagdwetter, das nur noch mit leichtem Pulverschnee und zwei oder drei sonnigen Tagen hätte besser werden können. Reuben Styles wäre gern in den Wäldern gewesen. Er hätte zwar nicht einmal einen Elch mit einer Atombombe getroffen, aber er liebte es sehr, an einem klaren, kalten Herbsttag in den Wäldern herumzulaufen.

Joe Nevers hatte für solche Jagdausflüge nicht allzuviel übrig, seit er ein junger Mann gewesen war. Früher einmal war er ein verdamm

guter Jäger gewesen, und sein Gewehr stand noch immer in seinem Schrank, aber er hatte es seit Jahren nur noch zum Reinigen berührt. Er hörte geduldig zu, wie er immer zuhörte, wenn die Jäger im Laden oder am Stammtisch oder bei Roscoe von ihren Heldentaten erzählten. Aus jedem erlegten Tier wurde eine Legende, und das Fleisch war oft das einzige, was die Kinder des Jägers im Winter vor dem Verhungern bewahrte. Er hatte schon oft gedacht, daß diese Super-Jäger den ganzen Winter über Koteletts und Steaks essen konnten, wenn sie sich bei der Arbeit ebenso viel Mühe geben würden wie mit ihrer Prahlerei und ihren Lügengeschichten. Wenn sie es doch nur wie Reuben Styles offen zugeben würden, daß sie ohne Hilfe nicht einmal imstande waren, sich die Zehen wegzuschießen, oder daß ihnen an der Jagd vor allem gefiel, daß sie mit ihren Freunden in den Wald gehen konnten, um sich dort dreckige Witze zu erzählen und im Freien zu pinkeln, dann hätte er sie zumindest wegen ihrer Ehrlichkeit respektieren können.

Er hatte eigentlich eine gewisse Sympathie mit allem, was die Menschen an einem schönen Herbsttag in den Wald hinauslockte. Er war auch mit seinen siebenundfünfzig nicht alt genug, um diese Lokung nicht zu fühlen. An diesem herrlichen Novembertag aber würden er und Reuben Styles sich mit der gesunden Luft und dem herrlichen Blick auf die Wälder zufriedengeben müssen, die ihnen vom Dach des neuen Hauses der Christophers aus zur Verfügung standen. Wind und Regen hatten im September etwas Schaden angerichtet und genug Schindeln heruntergerissen, um Arbeit für zwei Männer zu liefern, und daß dieser Tag zufällig auch der erste Tag der neuen Jagd-Saison war, das war eben Pech.

Reuben Styles war ein großer, kräftiger junger Mann, der schon seit drei Jahren immer wieder für Joe Nevers gearbeitet hatte, wenn der einen Auftrag hatte, für den er noch einen zusätzlichen Mann brauchte. Reubens Gesicht hatte eine Offenheit, die ihn jünger erscheinen ließ, als er wirklich war. Diese Unschuld, seine Freundlichkeit und seine langsame Redeweise brachten viele zu dem voreiligen Schluß, er sei dazu noch geistig behindert. Das war er jedoch nicht, und Joe Nevers hatte noch nie einen besseren Helfer gehabt.

Reuben arbeitete wie der Teufel, ohne sich zu beschweren, führte unter Einsatz all seiner Kräfte alle Befehle aus, die ihm gegeben wurden, und wenn man ihm einen Dollar bezahlte, bekam man dafür

auch mindestens Arbeit im Wert eines Dollars. Er redete wenig, aber was er sagte, hatte Hand und Fuß, und die beiden Männer erzählten sich in ihren wortkargen Unterhaltungen unweigerlich mehr als all die geschwätzigen Yankees von Ridge. In den letzten Jahren hatte Joe Nevers manchmal den Eindruck gehabt, daß die Hauptbeschäftigung seiner Nachbarn der Klatsch war. Sie fingen damit morgens um halb sieben an, wenn Roscoe den LKW-Fahrern und den Holzfällern in seinem Schnellimbiss den ersten Kaffee oder Tee einschenkte, und sie machten bis neun Uhr abends, wenn er die letzten Säufer hinauswarf, den lieben langen Tag damit weiter. Diejenigen, die keine regelmäßigen Gäste bei Roscoe waren, konnten das im Laden und der Post ausgleichen, außer natürlich von zwölf bis eins, denn dann schloß Adelina Pointer die Post ab und ging zum Essen nach Hause.

Irgend etwas – er wußte nicht was, aber vielleicht war es der gleiche ertümliche Drang, der die Männer in die Wälder lockte – brachte Torie Christopher an diesem gleichen Wochenende zu dem neuen Haus, das damals fast zehn Jahre alt war. Ihre überlebenden Kinder hatte sie mitgebracht.

Er entdeckte ihre Anwesenheit, als er um halb acht ankam und ihren Wagen in der Einfahrt vorfand, während aus dem Kamin träge Holzrauch aufstieg. Es war nur höflich, an die Tür zu klopfen, um guten Tag zu sagen und sich zu erkundigen, ob etwas Gehämmer und Gestampfe auf dem Dach stören würde.

David machte ihm auf. Er war völlig ausgezogen und wach, mehr als wach, voll von einer Erregung, die er kaum unter Kontrolle halten konnte.

Joe Nevers war erleichtert, den Jungen auf den Beinen zu sehen und Würstchen und Toast zu riechen, was ihm bestätigte, daß man drinnen beim Frühstück saß. Er und Reuben hatten also den kleinen Stamm der Christophers nicht aus dem Bett geholt.

»Um Gottes willen, nein«, beruhigte ihn David, »wir sind sowieso schon spät dran. Wir gehen angeln.«

Reuben stieß Joe Nevers mit dem Ellbogen in die Seite und grinste; er freute sich über die unkomplizierte Redeweise, die Torie ihren Kindern beigebracht hatte.

Hinter David kam India die Treppe heruntergekrochen; sie trug noch ihren mit bunten Katzen und Hunden bedruckten Flanell-Schlafanzug. Sie rieb sich den Schlaf aus den Augen und ließ sich

auf der untersten Stufe nieder, um sie mit weit aufgerissenen, vom Schlaf noch glasigen Augen anzustarren.

»Hallo, Joe Nevers«, sagte India. »Morgen, Reuben«, zu seinem Helfer.

»Wir gehen angeln«, sagte David, plötzlich ärgerlich, »wenn India sich jemals anzieht.«

Torie, die wie David Blue Jeans und ein kariertes Hemd trug, aber barfuß war, streckte ihren Kopf aus der Küche heraus und sagte: »Morgen, Joe Nevers. Reuben.«

»Missus«, sagte Joe Nevers.

Reuben grinste ziemlich albern über Joe Nevers' Schulter. »Missus«, sagte er und wurde rot. Torie hatte auf ihn diese Wirkung.

Sie deutete mit einem Küchenschaber auf India. »Du, beweg dich!«

India seufzte und kroch die Treppe hoch. Auf der obersten Stufe hielt sie an und fragte: »Reuben, spielst du nachher mit mir Dame?«

»Klar«, sagte Reuben und scharrte mit seinen großen Füßen auf der Matte. Er spielte gern Dame mit India. Zu dieser Zeit waren sie ungefähr gleich gut, aber sie würde bald besser sein als er.

»Reuben muß arbeiten«, sagte Joe Nevers. »Vielleicht mittags, wenn ihr bis dahin vom Angeln zurück seid.«

India grinste und deutete mit einem Zeigefinger auf Reuben und Joe Nevers. »Erwischt«, sagte sie. »Peng!« und verschwand in ihr Schlafzimmer.

»Macht, was ihr wollt«, sagte Torie zu Joe Nevers. »Uns stört ihr nicht im geringsten.«

Also kletterten er und Reuben auf das Dach, um zu tun, wofür sie hergekommen waren.

Joe Nevers konnte sich nicht an das letzte Mal erinnern, als er Torie ohne ihre Kinder gesehen hatte. Wahrscheinlich seit Tommys Tod nicht mehr, der für sie alle nun ein so wichtiger Einschnitt geworden war.

Guy verlor den verblüfften Ausdruck in seinen Augen nie mehr, den der Tod des Jungen in sie gebracht hatte. Er hätte ebensogut mit Tommy sterben können und nicht erst zwei Jahre später. Selbst wenn die Familie zusammen war, war deutlich, daß Guy nicht wirklich bei ihnen war. Er hatte sich von David, India und Torie in eine private, vielleicht freundlichere Welt zurückgezogen, und die letzten beiden Jahre seines Lebens war er nicht mehr ganz im Takt mit der realen

Welt. Er redete vage, verbrachte viel Zeit damit, ins Leere zu starren, und außer einer schrecklichen Verwirrung zeigte er wenig oder keine Gefühle. Joe Nevers widerstrebte es zutiefst, Guy in diesem Zustand zu sehen; er erinnerte ihn zu sehr an Fanny. Der schwere Herzinfarkt, den er nicht überlebte, war nach Joe Nevers' Meinung nicht mehr als ein äußeres Anzeichen für das, was schon vorher mit ihm passiert war; sein Herz war gebrochen, und das hatte ihn umgebracht.

Nach Tommys Tod hatten Torie, David und India eine neue Familie gebildet, eine Gruppe, die sich schützte und fast wie im Trotz zusammen am Leben war. Die Intensität von Tories Beziehung zu David und India betonte Guys wachsende Isolation. Nun waren sie wirklich nur noch drei, und sie hielten zusammen wie Pech und Schwefel.

Auf seinem Platz auf dem Dachbalken unterbrach Joe Nevers seine Arbeit, um ihnen zuzusehen. Sie schoben das größere der beiden Kanus der Christophers, das rote, ins Wasser. David saß am einen Ende, Torie am anderen, und India in der Mitte; das Angelzeug lag zu ihren Füßen. Es war kalt genug für Rollkragenpullover unter den karierten Hemden und den organgefarbenen Schwimmwesten, die sie alle trugen, und dazu hatten sie noch gestrickte Wollmützen auf. Davids Mütze war grün, und sein rotes Haar, das unter dem aufgerollten Rand hervorquoll, glänzte in der Sonne ebenso wie das von Torie, das trotz ihrer einundvierzig Jahre keine Spur von Silber oder Weiß unter ihrer schwarzen Mütze zeigte. Indias flachsgelbes Haar verschmolz in seiner Farbe mit ihrer gelblich-weißen Mütze.

Der zehnjährige David war drahtig und stärker, als er aussah. Er war noch kein richtiger Mann, versprach aber einer der Männer zu werden, deren weibliche Eigenschaften eine angenehme Ergänzung ihrer unbestreitbaren, nie aufdringlichen Männlichkeit sein würden. Er war deutlich Tories Kind. Wie sie bewegte er sich nie einfach; er wanderte, schlich, rannte und stolzierte oder tänzelte, als sei etwas oder jemand hinter ihm her, um ihn an seinem Hemd zu packen. Manchmal schien es, als würde der Junge explodieren, wenn er stillsitzen müßte.

Davids Ungeduld war immer kaum unter Kontrolle, außer bei seiner Mutter. Bei India bemühte er sich am wenigsten, seine natürliche Veranlagung zu kontrollieren, als befürchtete er, sie könnte eine Herausforderung seiner Autorität darstellen. Trotzdem fühlte er sich

ihr gegenüber ebenso als Beschützer wie gegenüber Torie. Joe Nevers hatte das sichere Gefühl, daß er für India sterben würde, so sehr er sie auch ärgerte und beschimpfte. Sie schien die Liebe zu kennen, die sich hinter seinen Vorwürfen versteckte, denn sie lehnte sich nie gegen ihn auf und ärgerte ihn höchstens ein wenig, sondern befolgte fast immer seine Anweisungen.

Von Torie Christophers drei Kindern mochte Joe Nevers India am meisten. Sie war groß für ihr Alter und stärker gebaut als ihre Mutter. Sie war blond und hatte die milchweiße Haut ihrer Mutter, die nie einen Sonnenbrand bekam, aber auch nie braun wurde. Indias Augen waren blau, und im linken hatte sie in der Iris bei neun Uhr einen braunen Fleck.

Vielleicht durch den fast ständigen Kummer, der bei den Christophers seit Tommys Tod herrschte, war sie ein ruhiges Kind und besaß eine Selbständigkeit, die in diesen Tagen noch selten war, später aber durch die Scheidungsepidemie der sechziger Jahre häufiger werden sollte. Torie ging bei der Erziehung ihrer Kinder mit der gleichen Großzügigkeit wie bei ihrer Sprachentwicklung vor; schon vor dem Tod Guys hatte sie angefangen, in der ganzen Welt umherzureisen und sie mitzuschleifen. India sprach folglich ein amerikanisches Englisch, in das griechische und arabische Brocken vermischt waren, aber sie hatte die amerikanischen Münzen nicht gekannt, bis Joe Nevers sie ihr erklärt hatte.

Er hatte im vergangenen Sommer einen halben Nachmittag, an dem er eigentlich das Bootshaus hätte streichen sollen, damit verbracht, das Wechselgeld in seinen Taschen auf einen flachen Felsen in die Sonne zu legen und India beizubringen, was sie nicht wußte. Sie lernte schnell, was ihm großen Spaß machte. Er selbst war mit Zahlen auch immer schnell gewesen, aber er hatte den Vorteil gehabt, der Sohn eines Ladenbesitzers zu sein, und er hatte das Rechnen auf braunen Papiertüten auf dem seidenglatten eichenen Ladentisch seines Vaters gelernt.

Er fragte sich, wieviel davon India wohl behalten hatte. Wenn sie ihre Lektion nicht angewandt hatte, war es gut möglich, daß sie sie vergessen hatte; nichts lernte man wirklich, dachte er, wenn man es nicht in täglicher Übung immer und immer wieder lernte, und das galt für Zahlen ganz besonders. Vielleicht würde er die Möglichkeit bekommen, herauszufinden, wieviel India von den Dimes und Nik-

kels und Quarters noch wußte, wenn der Angelausflug vorbei war. Es überrascht ihn selbst, wie sehr ihn diese Aussicht freute.

Also paßte er auf, ob sie zurückkamen, und sah oft auf den See hinaus. Das war keine Belastung; der See bot sich von seiner schönsten Seite und lag von einem Ende bis zum anderen glatt wie Rauchglas. Die Sonne schien freundlich auf Joe Nevers und Reuben Styles herab und wärmte sie wunderbar, wenn man bedachte, daß es schon November war. Bald hatten sie ihre Wollhemden ausgezogen und arbeiteten in ihren Unterhemden, Joe Nevers in seinem altmodischen ärmellosen Unterhemd mit Trägern, Reuben in einem einfachen Baumwoll-T-Shirt.

Kurz vor eins, direkt nachdem die beiden Männer nach ihrem Mittagessen wieder aufs Dach gestiegen waren, kam das Kanu um die Halbinsel, die die nördliche Seite des Sees von der südlichen trennte. Torie und David hatten die Plätze getauscht; ihr Rücken war Joe Nevers zugewandt, und David sah ihn an.

India schaute heimwärts. Es freute ihn, als sie ihn erkannte und sich auf ihrem Sitz in der Mitte aufrichtete, um ihm zuzuwinken. Ihr Mund öffnete sich zu einem fröhlichen Schrei.

David warf zur Begrüßung den Kopf zurück, weil seine Hände damit beschäftigt waren, das Paddel von einer Seite zur anderen zu schwingen.

Joe Nevers, der rittlings auf dem Firstbalken saß, unterbrach seine Tätigkeit mit hoch erhobenem Hammer, und ein Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus.

Reuben Styles, der wie eine Spinne auf dem schrägen Dach hockte, sah von seinem Kasten mit Schindeln auf, erkannte das Kanu und grinste.

Aus dem Wald kam ein Krachen. Irgend etwas brach in Panik durch das Gebüsch, und das Geräusch hallte über das Wasser und mischte sich mit Indias heller Stimme.

Torie, David und India sahen sich wie die beiden Männer auf dem Dach erschreckt nach dem Geräusch um.

Ein junger Rehbock brach aus dem Wald und rannte auf den See zu.

Irgendwo krachte ein Schuß, und der Rehbock sprang in die Luft und fiel hin, während ein zweiter Schuß wie Donner über das Wasser hallte.

Gewehrschüsse, dachte Joe Nevers. Erschreckt wie die anderen, sah er den Rehbock. Seine Gedanken aber waren noch bei India; er wollte noch immer wissen, ob das kleine Mädchen noch wußte, wie man aus Nickels und Dimes fünfundzwanzig Cents zusammenbekommt. Seine Augen richteten sich wieder auf sie.

Er sah, wie sich ihre Augen weiteten.

Ihr Mund verlor seine Form, das schöne Oval ihrer Lippen, während sie seinen Namen ›Joe‹ bildeten, und zerknitterten wie eine aufgeblasene Papiertüte, die in Kinderhänden zerplatzt.

Auf der weißen gestrickten Mütze bildete sich ein dunkler Fleck, zunächst nur ein Punkt, und dann, wie der Blitz einer Kamera, ein größer werdender Kreis.

Sie fiel seitlich nach hinten, als sei sie gestoßen worden. Ihre Arme flogen in die Luft. Torie warf sich vorwärts nach India, aber ihre Hände griffen in die Luft. Indias Körper stürzte über Bord und war verschwunden.

Die beiden Männer sahen wie vom Donner gerührt zu. »Was war das denn, zum Teufel?« murmelte Reuben.

Dann gellte Tories Schrei über das Wasser wie ein Vorhang, der zerreißt. Da sie plötzlich ihr Gewicht auf die Seite des Kanus verlagert hatte und India in der Mitte als Ausgleich nicht mehr da war, neigte sich das Boot zur Seite. David verlor das Gleichgewicht, warf seine Arme in die Luft, um es wiederzufinden, und einen Augenblick, nachdem India für immer im See verschwunden war, kenterte das Kanu und begrub die Mutter und den Jungen unter sich.

Joe Nevers auf dem Dach spürte, wie die Welt vor seinen Augen dunkel wurde, und es schien, als würde sich der Balken unter ihm bewegen.

Reuben hatte schon begonnen, Hals über Kopf vom Dach herunterzuklettern. Joe Nevers hielt sich fest, holte verzweifelt Luft und kam hinter ihm her, obwohl er wußte, daß es zu spät war.

Jedesmal, wenn er Halt machte, um sich nach einem Halt umzusehen, warf er einen Blick auf den See hinaus. Das rote Kanu tanzte fröhlich wie die Nadel in einem Kompaß.

Joe Nevers' Erinnerung an diesen verrückten Abstieg von dem Dach, bei dem er sich zwei Fingernägel herausriß, ohne es zu merken – erst einige Stunden später, als er erschöpft am Ufer hockte, registrierte er es –, war noch immer so kristallklar wie das Wasser des

Sees. Er erinnerte sich daran, weil er es nicht vergessen konnte: Reuben, der das zweite Kanu nicht ins Wasser schob, sondern warf, und sofort zu dem roten Kanu ruderte, ohne auf Joe Nevers zu warten, wo er den Jungen, der sich wehrte wie der älteste und schlaueste Barsch oder Lachs, der je aus dem See gezogen worden war, aus dem Wasser zog und ihn festhielt, um zu verhindern, daß er wieder hineinsprang. Genausowenig konnte er vergessen, wie er selbst in voller Bekleidung in das Wasser sprang, nachdem er sich unter Flüchen über die Verzögerung seine hohen Schnürstiefel am Ufer heruntergerissen hatte.

Das Wasser war so kalt wie das Herz des Teufels; als er hineinsprang, dachte er, es würde ihn umbringen, der Schock könnte einen tödlichen Herzanfall auslösen, und dann müßten sie zwei Leichen aus dem See fischen. Halb wünschte er sich, daß es so kommen würde; warum sollte er in einer solchen Welt weiterleben wollen?

Er und Torie tauchten und tauchten. Irgendwie gelang es Reuben, Davids Hysterie zu überwinden und den Jungen zu überzeugen, daß sie am besten dadurch helfen könnten, daß sie noch mehr Hilfe herbeiholten. Nachdem sie das rote Kanu aufgerichtet hatten, damit sich Torie oder Joe Nevers daran festhalten konnten, um sich ein paar Sekunden auszuruhen, wenn sie das nötig hatten, schwammen Reuben und David ans Ufer; die hektische Anstrengung ließ bei dem Jungen den Schock nicht so richtig zur Auswirkung kommen.

Es waren drei Leute von der freiwilligen Feuerwehr, die Reuben geholt hatte, weil ihm nichts anderes eingefallen war. Sie waren nötig, um Torie aus dem Wasser zu ziehen und sie in Decken einzuwickeln wie in eine Zwangsjacke, damit sie an Land blieb. Die starken Beruhigungsmittel, die Glen McAvoy ihr aufzwang, machten sie ruhiger, ließen sie aber nicht einschlafen; sie weigerte sich wegzugehen, sondern saß am Ufer und beobachtete die Suchmanöver, bis es dunkel wurde. Er saß bei ihr, bis Glen McAvoy ihn zwang, hineinzugehen und seine nassen Kleider gegen trockene alte von Guy auszutauschen, die noch im Hause waren; er und Doc hatten Torie schon vorher durch die Drohung dazu gebracht, sie würden sie direkt hier am Strand umziehen, wenn sie es nicht selbst tun würde. Und er war sicher, daß sie wegen des Schamgefühls der Männer nachgab, nicht wegen ihres eigenen.

Der Leichenbeschauer von Sabbatos County nannte Indias Tod einen ›Unglücksfall‹. Kein Jäger meldete sich je, um sich zu der Kugel zu bekennen oder um sein Anrecht auf den Rehbock anzumelden, der am Ufer gestorben war und mit seinen Füßen bereits im Wasser gestanden hatte. Die Stadt bewahrte ihr eigenes bedrücktes Schweigen. Wären nicht die Zeugenaussagen von Reuben Styles (der vielleicht doch ein wenig schwachsinnig war) und Joe Nevers (der schon sein Leben lang mit der Familie Christopher in Verbindung stand und damit suspekt war – und außerdem gab es da noch andere, skandalösere Gerüchte) sowie der tote Rehbock als Beweis dagewesen, wäre die ganze Angelegenheit kaum glaublich gewesen. Auch so waren da keine Leiche und keine Kugel. Wie immer gab es diejenigen, die glaubten, was sie glauben wollten. Der Tod des Kindes mochte ein Unfall gewesen sein. Aber die Feigheit des Schützen? Wer diese Kugel abgefeuert hatte, wußte, was er da getan hatte, ob er nun vorgehabt hatte, Indiana Christopher umzubringen oder nicht. Wer aber könnte einen Grund gehabt haben, ein Kind zu ermorden? Der Rehbock war ein starkes Argument dagegen, daß diese Vermutung zu laut ausgesprochen wurde.

David weigerte sich, zurück zu dem See zu kommen. Torie kam wieder, als könnte sie ihn nicht in Frieden lassen, aber sie trank. Sie schien es aufgegeben zu haben, sich dagegen zu wehren, und sie setzte keinen Fuß mehr in den ersten Stock in die Zimmer ihrer Kinder.

Direkt am nächsten Tag stiegen Joe Nevers und Reuben Styles wieder auf das Dach und schlossen ihre Reparaturarbeiten ab. Sie hatten sich nichts zu sagen, und wenn einer der beiden plötzlich eine Pause machte, um sich die Hand vor die Augen zu legen oder um sich verdächtig heftig zu schneuzen, sah der andere höflich weg. Auf den See, immer auf den See. Er war glasglatt, ein blasses Aquamarin, und in der Tiefe waren Schatten, nur Schatten, die nur vom Firstbalken aus zu sehen waren.

»Ich weiß«, sagte Joe Nevers.

»Was?«

»Was Sie gesagt haben.« Er holte seine Zigarren heraus, betrachtete die Verpackung und legte sie hin. »Daß Sie nicht mehr im ersten Stock waren, seit India... gestorben ist.«

Torie lehnte sich über die Pillenfläschchen auf dem Kaffeetisch und stellte sie zu einem neuen Muster auf. Ihr Schweigen machte ihn unruhig.

»Ich schon«, platzte er heraus.

Ihre Hand, die über den Flaschen schwebte, erstarrte. Sie sah nicht zu ihm auf. Nach einigen Sekunden sagte sie: »Natürlich.«

»Das mußte ich«, sagte er. »Es hätte ja ein Loch im Dach sein können oder irgend etwas. Man kann sich nicht auf das Erdgeschoß eines Hauses beschränken, wenn man sich darum kümmern soll.«

Sie nickte, hielt ihr Gesicht aber noch immer von ihm abgewendet. »Natürlich.« Sie stieß plötzlich auf eine Pillenflasche herab und warf sie ihm zu.

Wieder überrascht, fing er sie ungeschickt auf.

»Ich will Ihnen sagen, warum ich hier bin«, sagte sie.

Er stellte den Behälter sorgfältig auf den Tisch zu den anderen. Er nahm seine Teetasse und nippte daran. Der Tee war nicht mehr ganz heiß, war aber noch trinkbar. »Das möchte ich gern erfahren, wenn Sie es mir sagen wollen.«

Vorher hatte sie gesagt, sie wüßte nicht, warum sie hergekommen war. Höchstwahrscheinlich hatte sie sich vorher keinen konkreten Grund überlegt, aber das bedeutete nicht, daß es keinen gab, wenn auch nur in ihrem Unterbewußtsein. Er konnte nur raten. Es war sogar möglich, daß sie selbst auch nur riet.

Sie blieb einen Augenblick still, und dann wischte sie mit einer heftigen Bewegung all die sauber aufgestellten Fläschchen beiseite. Sie rollten über den Tisch, wie sie wollten, und blieben an der erhöhten Umrandung des Tischs liegen.

»Ich bin hergekommen, um zu sterben«, sagte sie. Ihre Stimme hatte keine melodramatische oder feierliche Qualität. Sie verkündete eine Tatsache.

Er glaubte ihr sofort. Das erklärte das Durcheinander von Pillen. Es bedeutete fast eine Erleichterung für ihn, eine Bestätigung für seinen Verdacht zu erhalten, daß sie ihn tatsächlich ärgern wollte. Er hatte lange darüber nachgedacht, was er sagen könnte. Nun aber stellte er die erste Frage, die ihm einfiel. »Warum ausgerechnet jetzt?«

Sie dachte über ihre Gründe nach. »Ich sterbe sowieso in sechs oder sieben Monaten. Vielleicht läßt sich das mit Bestrahlung oder noch mehr Medikamenten etwas hinauszögern, aber in meinem jetzi-

gen Zustand, bin ich zu nichts nütze. Ich kann nicht arbeiten, ich kann nicht einmal lesen. Ich habe scheußliche Schmerzen. Ich könnte das aushaken, wenn ich denken würde, daß es irgendeinen Sinn hat, aber ich bin davon überzeugt, daß das nicht der Fall ist. Ich glaube auch nicht, daß ich für meine Sünden bestraft werde. Und wenn es doch so sein sollte, ist es zu spät, um noch irgend etwas daran ändern zu können. Und ich fürchte, daß ich zu schwach werde, wenn ich zu lange warte, und dann kann ich nicht mehr das tun, was getan werden muß. Ich kann die Vorstellung nicht ertragen, an Schläuchen und piepsenden Maschinen zu hängen.«

Er nickte und dachte an Cora, wie sie um des Glaubens willen all die Schmerzen ausgehalten hatte. Es gab noch andere Todeskämpfe, an die er sich erinnerte, langsame und schnelle, schwere und noch schwerere. Meistens war der Tod eine Gnade, wenn er dem Sterben ein Ende machte. Bei Gelegenheit hatte er Tiere von ihren Qualen befreit. Einfaches Mitleid lieferte ein stichhaltiges Argument für ihren Entschluß. Es beunruhigte ihn aber, daß ihm kein Argument einfiel und er keine Autorität besaß, sie aufzuhalten. Nach all den Jahren fiel es ihm schwer, sich von dem zu trennen, was seine Pflicht gewesen war – sie am Leben zu erhalten.

»Wenn Sie weggehen, mache ich mich an meine Aufgabe«, sagte sie und vergrub müde ihr Gesicht in dem Pelz ihres Mantels.

»Verzeihen Sie mir, Missus«, sagte Joe Nevers sanft. »Ich kann nicht weggehen. So dumm bin ich nicht, daß ich noch einmal allein in diesen Schneesturm hinausgehe.« Die Entschuldigung war so gut wie jede andere.

»Scheiße«, murmelte sie, sah ihn wütend an, als wolle sie ihn herausfordern, darauf mit einem Scherz zu antworten.

Er blieb jedoch nüchtern. »Ja, das ist es. Scheiße.«

»Vielen Dank auch«, sagte sie resigniert, »daß Sie mir die Predigt erspart haben, ich solle Gott nicht ins Handwerk pfsuchen. Vor Gottes Handwerk habe ich viel mehr Angst als vor dem Sterben.«

Joe Nevers schüttelte belustigt den Kopf.

»Ich bin daran gewöhnt, wie Sie wissen«, sprach sie weiter und strich sich den Mantel über den Knien glatt. »Ich hatte den größten Teil meines Lebens als Erwachsene mit Leichen zu tun. Wenn man meine lange genug im Boden läßt, wird irgendein anderer Mensch mit der gleichen Neugier in den Knochen mich wieder ausgraben und

versuchen dahinterzukommen, was für ein Mensch ich war.« Sie lachte. »Viel Glück wünsche ich ihm dabei. Neugier habe ich in alten Knochen nie gefunden, aber vieles andere. Liebe und Mord, ein- oder zweimal. Mein Gott, bin ich müde.«

Man hörte es ihr an. Der alte Mann rieb nervös die Armlehne des Schaukelstuhls. Die dunkelblauen Ringe unter ihren Augen oder die Art, wie sie langsamer sprach, gefielen ihm gar nicht. Er war aber froh, daß sie von dem Thema Selbstmord abgekommen war.

»David ist die einzige Person in der Welt, die mir noch das geringste bedeutet, und ich kann ihm nicht mehr geben als meinen Besitz und das Spektakel meines Todeskampfes.«

Nun sah sie Joe Nevers an, und voller Überraschung entdeckte er eine Spur von Angst in ihren Augen. Sie machte sich Gedanken um ihn. Sie bereitete sich darauf vor, ihm die schlechte Nachricht mitzuteilen, aber er konnte sie schon raten.

»Sie wissen doch, was das heißt, nicht wahr?«

Er nickte.

»David wird das Haus hier verkaufen, wenn er es nicht niederbrennt.« Tories Stimme war plötzlich zittrig geworden. »Vielleicht hat er recht.« Sie legte den Kopf auf ihre Knie und schüttelte sich leicht.

»Schon möglich. Ich glaube, es ist Zeit, daß Sie sich schlafen legen, Missus.« Joe Nevers packte die Armlehnen des Schaukelstuhls, um sich aus ihm herauszuwuchten und ihr ins Bett zu helfen.

Draußen war ein ungeheures Krachen zu hören, als würde ein Baum auseinanderbrechen, auf das sofort das Geräusch von zersplitterndem Glas folgte. Das Haus wurde bis auf die Grundfesten erschüttert. Die Lichter gingen aus.

In der fast vollständigen Dunkelheit spürte man, wie das Haus mit einer Kakophonie unbekannter Geräusche nachgab. Der Wind draußen verschluckte sie. Das Licht des Feuers hinter dem Sichtfenster in dem alten Ofen zeigte ihnen die schattenhafte Gestalt des anderen, bevor ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnten. Da Joe Nevers wußte, daß sie es nicht sehen konnte, wagte er ein Lächeln. Torie Christopher war die einzige Frau, die er kannte, die nicht schrie, wenn ein Baum auf das Haus fiel, in dem sie gerade war. Sie war wie er nur zusammengezuckt und hatte überrascht etwas gerufen.

Ihr Lachen klang voll durch die Dunkelheit. »Gibt mir da etwa Gott seine Antwort, Joe Nevers?« fragte sie. »Ich glaube tatsächlich, daß wir in die Finsternis verstoßen worden sind. Da, sehen Sie nur, das Feuer verbreitet noch etwas Licht. Vielleicht ist das beim Höllenfeuer auch so.«

»Vielleicht«, stimmte er ihr zu. »Bleiben Sie, wo Sie sind. Ich hole eine Taschenlampe und sehe mir den Schaden an. Ich meine, das hat nach Ihrem Schlafzimmer geklungen.«

Auch wenn sich seine Augen nicht so schnell an die Dunkelheit gewöhnt hätten oder das Feuer ihm nicht geholfen hätte, die Taschenlampe im Küchenschrank hätte er auch so gefunden. Er legte seine Hand auf den kühlen Metallzylinder und wurde wieder überrascht, weil er von der Trauer um dieses Haus beinahe überwältigt wurde, von dem er geglaubt hatte, er könnte es nicht leiden. David würde es tatsächlich niederbrennen, da war er sich ganz sicher. Schon jetzt war es verwundet, und er war voller Sorge darum.

Schnell bestätigte er seine eigene Vermutung. Die riesige alte Eiche, die Torie mit ihren Cadillacs wie mit Bulldozern bearbeitet hatte, war aus ihrer Verankerung gerissen worden. Sie war zum Haus hinüber umgestürzt, und ihre obersten Zweige waren durch das Schlafzimmerfenster gebrochen.

Er ging in die Küche zurück, um zwei Sturmlaternen zu suchen und anzuzünden. »Ihre Freundin, die Eiche, hat sich gerächt«, berichtete er Torie.

Sie lachte und winkte mit einer Hand ab. »Das hätte ich mir denken können.«

Unterwegs in den Keller überprüfte er das Telefon und fand es tot, wie er das erwartet hatte. Unten schaltete er alle Sicherungen aus. Manchmal, wenn die Spannung nach einem kurzen Stromausfall wieder da war, brannte die plötzliche Elektrizität die Sicherungen durch. Wenn die Außenleitung noch Strom führte, konnte er daran nicht viel ändern, aber er konnte zumindest den Schaden im Haus auf ein Minimum beschränken.

Für genau diesen Fall hatte er im Keller einige Sperrholzplatten aufgehoben. Mit ihnen konnte er das Haus vor der Witterung schützen, bis eine neue Scheibe geschnitten oder das ganze Fenster ersetzt war, falls der Rahmen auch beschädigt sein sollte. Diese Sperrholzbretter holte er sich, suchte eine Säge und trug das alles hinauf.

Es dauerte eine halbe Stunde, bis er die Zweige, die in das Zimmer ragten, abgesägt, die noch im Fenster steckenden Glasscherben beseitigt und das Sperrholz auf das Loch genagelt hatte. Die Glasscherben wickelte er in Zeitungspapier ein und warf sie zusammen mit den kleineren Zweigen, die er zersägt hatte, in den Abfalleimer auf der hinteren Veranda. Die größeren Ast-Stücke mußte er hinunterschleifen und neben der Veranda in den Schnee zerren. Der Schnee rieselte ihm hinten in den Hals, und als er wieder ins Haus kam, war er naß und fror, und der schmelzende Schnee tropfte ihm von den Augenbrauen herunter. Nachdem er wieder Stiefel und Mantel ausgezogen und verstaut beziehungsweise aufgehängt hatte, wischte er auf und versorgte das Feuer in dem kleinen Ofen.

Jegliche Wärme in dem Schlafzimmer war durch das zerbrochene Fenster geflohen. Das Feuer würde es zumindest verhindern, daß die Leitungen im Bad einfroren, aber das war nur eine Hinhalte-Aktion. Das Zimmer würde nicht genug Wärme halten, um sich bequem darin aufhalten zu können oder auch nur darin zu schlafen. Nachdem er alte Decken über das Sperrholz gehängt hatte, die allerdings auch nicht viel nützen würden, ging er zurück ins Wohnzimmer und schloß die Schlafzimmertür fest hinter sich.

Torie hatte ausnahmsweise seine Anweisung befolgt. Sie lag unter ihrem Pelz und war halb eingeschlafen. Der alte Mann kauerte sich neben sie hin und berührte sanft ihre Hände. Es fiel ihm auf, wie kalt ihr Fleisch war, obwohl der Ofen nur drei Fuß weit weg war.

»Missus«, sagte er, »in dem Zimmer werden Sie heute nacht nicht schlafen können.«

»Das ist mir egal«, flüsterte sie. »Ich schlafe hier.«

»Nein, das tun Sie nicht«, sagte er. »Sie gehen in den ersten Stock, wo es warm ist. Ich schlafe hier und passe auf, daß das Feuer nicht ausgeht.«

Er wartete geduldig auf ihre Zustimmung, obwohl die Schmerzen in seinen Knie- und Hüftgelenken ihm das zur Folter machten.

Ihre Stimme war unsicher. »Ich glaube nicht, daß ich das schaffe.«

»Natürlich schaffen Sie das«, versicherte er ihr mit rauher Stimme. »Ich habe selbst schon da geschlafen, und es ist so angenehm, wie man sich das nur vorstellen kann.«

Jetzt war es heraus. Oh, wie ihn in diesem Augenblick seine Gelenke schmerzten; sie wollten zittern, als litte er an Muskellähmung. Alter Narr, beschimpfte er sich selbst. Alter Narr.

»Ich habe Ihnen doch erzählt, daß ich dort oben war. Sie wissen doch, wie warm und gemütlich es da ist. Die Wärme fängt sich dort. So haben Sie es doch bauen lassen.« Er musterte seine großen, knotigen Hände in dem weichen Licht der Petroleum-Lampe. Er schluckte schwer. »Wahrscheinlich werde ich alt. Ich... ich bin ein- oder zweimal nachmittags müde geworden.«

»Oh«, sagte sie.

Und damit war es erledigt.

Er holte erleichtert tief Luft, wickelte sie in den Pelzmantel ein und hob sie auf. Sie wehrte sich nicht. Es erschreckte ihn, wie wenig von ihr da war, wie wenig sie wog. Das Wort *Überreste* drängte sich in seine Gedanken. Sie war außerdem schwach, schlaff, als sei sie schon tot.

Er stieg die Treppe hinauf. Weitere Schaukästen mit ihren Funden standen an ihrem Rand. Obwohl ihre Beleuchtung auch nicht brannte, sah er trotzdem, wie sie das Licht des Feuers und der Petroleum-Lampen reflektierten. Das erinnerte ihn an die katholische Kirche, in der er und Cora geheiratet hatten. Die Zeremonie war kurz und ein wenig verstohlen in einer Seitenkapelle vollzogen worden, weil er nicht zu Coras Religion konvertierte, sondern nur sein Einverständnis dazu gegeben hatte, daß sie dem Bündnis ihren Segen erteilte. Er hatte nicht das Versprechen geben müssen, Kinder aus der Ehe als Katholiken zu erziehen, wie das nach Coras Angaben von einem nicht-katholischen Bräutigam gewöhnlich verlangt wurde, weil Cora schon damals mitten in den Wechseljahren war. Aus dieser Ehe würde es keine Kinder geben. Er hatte sich selbst gesagt, er wäre zu alt, um noch Kinder im Haus zu haben, aber jetzt fragte er sich, ob das nicht einfach Feigheit von ihm gewesen war. Er erinnerte sich jedoch noch deutlich an das, was ihm am fremdesten erschienen war: die Darstellungen an der Wand, Flachreliefs mit Bildern des Leidenswegs und der Kreuzigung Jesu Christi. Cora hatte sie die Stationen des Kreuzes genannt.

In ihrer Größe und Tiefe hatten sie Tories Schaukästen entsprochen, in denen sie die Ergebnisse ihres Lebenswerks aufbewahrte. Für Joe Nevers waren ihre Schätze genauso geheimnisvoll wie jene

Stationen des Kreuzes. In der fast vollständigen Dunkelheit waren sie Löcher in der Nacht selbst, leer und glänzend wie die Metallhaut des schwarzen Cadillacs draußen, und ihr Inhalt war eher zu erraten als zu sehen. Joe Nevers fragte sich, ob Torie jemals ihre Fremdheit spürte und ob sie über sie, die ihre Geheimnisse entschlüsselt hatte, noch immer Macht hatten.

Der erste Stock öffnete sich eigentlich zu einem zweiten, der über einen Teil der Länge des Deckenbalkens des Wohnzimmers reichte. Außer den Badezimmern der Kinder, die unter den Giebeln untergebracht waren, gab es zwei Schlafzimmer, das des Jungen und das Indias. Sie waren auf der ersten Ebene – also dem Fußboden des ersten Stocks – durch Büchergestelle geteilt, die geschickt eine Privatsphäre erzeugten. Die Zimmer waren aber auch noch horizontal geteilt, denn sie hatten unten einen Spielbereich und darüber, wo bei einer konventionellen Bauweise der zweite Stock gewesen wäre, war eine Zwischendecke eingezogen, auf der die Betten standen. Die Zimmer sahen in verschiedene Richtungen, das des Jungen nach Norden zu dem Ende des Sees und den Wäldern und Indias direkt über das Wasser nach Westen und auf die Berge.

An der Spitze der Treppe zögerte Joe Nevers, und dann wendete er sich zu Indias Schlafzimmer und stieg die Zwischentreppe und dem Bett des kleinen Mädchens hoch. Er setzte Torie in Indias kleinen Schaukelstuhl, um das Bett aufzudecken. Sie paßte nur zu gut hinein. Torie war nie eine große Person gewesen, aber sie hatte Vitalität besessen, und ihre Substanz war irgendwie dichter und lebendiger als die anderer Menschen. Während der Schwangerschaft hatte sie förmlich geglüht und die Menschen angezogen wie ein gutes Feuer im Winter. Er war nicht überrascht gewesen, als er erfahren hatte, daß sie in den ersten Monaten mit David schwanger gewesen war, als er sie im Herbst '53 in Falmouth in dem Garten gesehen hatte.

Nun bemerkte sie ihn kaum, während sie sich mit zitternden Lippen in Indias Zimmer umsah und blinzelte, um die Tränen zu unterdrücken.

Er hob sie wieder auf, und sie schien nicht schwerer als die große Puppe, die er auf die andere Seite von Indias Bett geschoben hatte, um Platz für Torie zu machen. Er rollte sie zwischen die Betttücher, wie er das für Cora gelernt hatte. In diesem Augenblick las er die zerstörte Geographie von Tories Körper, wie ein Blinder Braille-

Schrift liest: Sie war so ohne Brüste, wie India das an ihrem Todestag gewesen war.

Sie zuckte gegen seinen Arm.

Er fluchte über sich selbst. »Herrgott noch mal, Entschuldigung.«

»Bei mir doch nicht«, krächzte sie schwach. »Ich bin doch nur Torie, das ist alles.«

»Es tut mir leid, Missus. Ich wollte nicht so ungeschickt sein.«

»Verdammte Ärzte«, sagte Torie. »Meine Titten haben ihnen so gut gefallen, daß sie sie mir abgeschnitten haben. Ich komme mir vor, als würde ich für eine Flickendecke auseinandergeschnitten.«

»Jetzt kommen Sie aber, Missus«, sagte er, und dann brachte er nichts mehr heraus, weil er von seiner eigenen Hilflosigkeit gelähmt war.

Statt dessen breitete er den Pelzmantel mit dem Pelz nach unten über ihr aus und stopfte ihn fest. Das könnte vielleicht einen gewissen Ausgleich für die Dünnhheit ihres eigenen Fleisches liefern.

»Regen Sie sich nicht auf«, sagte er ihr. »Das ist die wärmste Stelle im Haus, und ich habe hier nur gute Träume geträumt.«

Sie lächelte ihm vage zu und schwebte offensichtlich schon auf einer Wolke aus Medikamenten davon. Er setzte sich neben ihr auf die Bettkante, und innerhalb von Sekunden war sie eingeschlafen. Er schlich sich weg und kam sich vor wie ein Eindringling. Alle seine Befürchtungen hatten sich wie so oft als unberechtigt erwiesen. Sie hatte sein Eindringen in den Raum ihres toten Kindes ebenso leicht akzeptiert, wie sie jetzt eingeschlafen war, und aus dem gleichen Grund. Vielleicht war sie zu betäubt oder zu erschöpft, um sich zu einer anderen Emotion als Resignation durchringen zu können. In diesem Augenblick kam ihm der Gedanke, daß es vielleicht noch eine andere Möglichkeit gab:

Hatte er nur die Vorbereitungen für sie getroffen? Er wünschte ihr schöne Träume.

Er ging langsam und vorsichtig im Schein des Feuers und der Lampen die Treppe hinunter. Er war ein alter Mann, so erinnerte er sich selbst, und er war am Ende eines langen, anstrengenden Tages und hatte Angst, er könnte fallen und sich seine spröden Knochen brechen. Auch er war plötzlich sehr müde.

Unter gewöhnlichen Umständen hätte er die Öfen noch einmal aufgefüllt und wäre ins Bett gegangen; er hätte sich mit einiger Sicher-

heit darauf verlassen, daß sie in der Nacht nicht ausgehen würden. Das Haus würde sich natürlich abkühlen, aber das machte ihm nichts aus. Er hatte schließlich sein ganzes Leben in unbeheizten Schlafzimmern geschlafen. Am Morgen brauchte er bloß das Feuer an der heruntergebrannten Glut wieder anzumachen, und die Kälte wäre bald aus dem Haus vertrieben.

In dieser Nacht aber war das gesamte Haus von den Feuern abhängig, um die Kälte abzuwehren. Die elektrischen Heizkörper waren als Unterstützung ausgefallen. Torie brauchte die kostbare Wärme. Er mußte die Feuer bei hellster Glut halten. Er konnte nicht mehr als nur dösen, aber das bedeutete für ihn keine Härte. Ein aktives Leben ließ ihn besser schlafen als viele andere alte Menschen, aber er hatte schon immer wenig und leicht geschlafen und war früh aufgestanden. Das Alter hatte nur eine Angewohnheit natürlich gemacht.

Er nahm Tories stehengebliebenen Bourbon, goß sich etwas davon ein und dachte, daß sie ihn deshalb morgen beschimpfen würde. Zumindest könnte er ihr sagen, daß nichts davon verschwendet worden war.

Er schmeckte ihm überraschend gut, was ohne Zweifel eine Lektion über die Vorzüge der Abstinenz war, die es ihm erlaubte, ein Vergnügen neu zu entdecken, das er fast schon vergessen hatte. Viele aus seiner Altersgruppe in Nodd's Ridge waren Alkoholiker, und noch mehr gab es von solchen, die Alkohol mit Entsetzen betrachteten und als den Hauptgehilfen des Teufels. Er hatte beobachtet, daß es manche gab, die nicht trinken sollten, und manche, die es konnten, und zweifellos gab es auch manche, die trinken sollten und es ließen. Er gehörte seiner Meinung nach in die zweite Kategorie; vor allem während der schlimmen Zeit seiner Ehe mit Cora hatte er zuviel getrunken. Nach ihrem Tod hatte er den Alkohol aus seinem Leben verbannt. Eine Buße, so hätte sie das wahrscheinlich genannt, für all die Sünden, die er an ihr begangen hatte, und er wußte, daß manche im Dorf das dachten. Das war jedoch keineswegs der Grund. Ihr Tod hatte ihn vielmehr von der Notwendigkeit zu trinken befreit, dazu, sich gegen ihre Bedürfnisse zu betäuben. Er konnte die Schuld, sie zu überleben, ertragen; die Schuld seiner dauernden Unfähigkeit, das zu sein, was sie wollte, hatte ihn zum Trinken gebracht.

Draußen tobte der Sturm weiter, verstärkte seine harmlose Freude an dem Bourbon, der in ihm eine der Wärme des Ofens entsprechen-

de innere Wärme entfachte. Er hörte genau zu und versuchte zu raten, wie der Sturm sich entwickeln würde, und dann lauschte er dem flachen, angestregten Atem, der aus Indias Zimmer kam. Er rauchte eine Zigarre. Dann und wann rührte er sich, um die Feuer zu versorgen.

Er würde die Geschichte des Wochenendes in einem Brief an seine Schwester Gussie niederlegen. Nun, da sie mit ihrem zweiten Mann in Florida lebte, schrieben sie sich einmal in der Woche lange, nette, mitteilsame Briefe. Sie waren billiger als Telefongespräche, die sie zu knappen, schüchternen Yankee-Karikaturen reduzierten. Diese Briefe waren ein gewisser Ausgleich für den Verlust von Jahrzehnten fast täglicher Unterhaltungen. Joe Nevers war selbst überrascht darüber, aber er war Gussies Hauptverbindung mit Ridge geworden. Das verringerte etwas seine Schuldgefühle, weil er dageblieben war. Gussie berichtete von erstaunlich viel Aktivitäten; manchmal hatte es den Anschein, als sei die halbe Bevölkerung von Ridge nach der Pensionierung nach Florida gezogen und Gussie behielt sie alle im Auge. Er hätte es nie erwartet, daß sich seine Schwester den Schwärmen anschließen würde, die nach Florida wanderten, aber er wußte, daß sie das aus Liebe zu ihrem Peter Finney getan hatte, und nicht, weil sie vor Ridge die Waffen gestreckt hatte.

Es mußte der Bourbon gewesen sein, der ihn hinterlistig in einen tiefen Schlaf versinken ließ. Der Sturm ließ in den frühen Morgenstunden nach, was übrigblieb, war Matsch und Regen. Die Feuer brannten herunter.

Joe Nevers wurde von der sinkenden Raumtemperatur aus seinem Schlaf geweckt und fuhr auf. Panik schnürte ihm den Hals zu, als er noch schlaftrunken die Veränderung bemerkte.

»Verdammte Scheiße noch mal«, murmelte er in sich hinein. Er ärgerte sich über sich selbst, weil er so tief eingeschlafen war und die Feuer hatte ausgehen lassen.

Er stand hastig auf, streckte sich und schüttelte den Kopf, um sich von den Spinnweben von Träumen und Erinnerungen zu befreien. Die feuchte Kälte ließ ihn frösteln. Es ging ihm auf, daß es nicht so kalt war, wie es eigentlich sein mußte. Er sog prüfend die Luft ein und roch die Feuchtigkeit in ihr. Draußen trommelten die Tropfen vom Dach einen stetigen Trommelwirbel, der den leiser gewordenen

Atem des Windes übertönte. Es war scheinbar wirklich ein Wunder passiert: der Schnee hatte sich in eisigen Regen verwandelt. Die Gefahr, daß sie erfrieren oder daß die Leitungen einfrieren könnten – beides gleich schrecklich – war zumindest für diesen Tag gebannt. Die Erleichterung war allerdings nur von kurzer Dauer; die Veränderung brachte ihre eigenen Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten mit sich.

Die Glut in den Öfen war zu dürftig, um auch nur ein Streichholz anzuzünden oder um seine Hände genug zu wärmen, um die morgendlichen arthritischen Schmerzen zu lindern. So machte er unter Schmerzen in jedem Ofen ein neues Feuer an. Er brauchte dazu nicht lange, aber die Kälte ließ die Zeit länger erscheinen. Er stellte sich direkt an den Ofen im Wohnzimmer und wärmte seine Hände etwas an den Flammen, bevor er den Zug zumachte, um sich so etwas Erleichterung zu verschaffen. Er rieb sich energisch die Hände, bis sie wärmer geworden waren und die Gelenke sich ein wenig leichter bewegten.

Draußen fand die Nacht ihr Ende. Er machte sich eine Tasse Tee, sobald das Feuer das Wasser im Kessel zum Kochen gebracht hatte, und dann setzte er sich in eine Decke eingewickelt auf das Sofa, um zuzusehen, wie die Morgendämmerung den Himmel hell werden ließ, während die Feuer das Haus so weit erwärmten, daß es einigermaßen bewohnbar war. Draußen auf der Veranda zeigten sich Lücken zwischen den Bodenbrettern, wo die Niederschläge den angesammelten Schnee auf den Boden darunter geschmolzen hatten. Der Schnee, der noch übrig war, war so sauber in Reihen ausgerichtet wie ein Stück Cord und mit gefrorenem Regen glasiert. Das Glas der Fensterwand war immer noch so kalt, daß ihn fröstelte, als er es berührte. Er hauchte es an und zog mit einem Finger langsam die Buchstaben seines eigenen Namens in den Reif.

### ❧ Winter 1917 ❧

Gussie hauchte an das Wohnzimmerfenster, das über dem Schild mit der Aufschrift WILL NEVERS & SOHN die Hauptstraße überblickte. Ihr Atem ließ das Glas beschlagen.

Der Junge, der neben ihr auf dem Sofa kniete, reichte über ihren Kopf und malte den Buchstaben G darauf. Das Wasser, das sein Fin-

ger zur Seite schob, als er den Buchstaben schrieb, lief vom unteren Rand des G langsam zum Fensterbrett hinunter.

»Was ist das?« fragte er.

Die fünfjährige Gussie kicherte. »Das ist ein G!«

Der Junge hauchte noch einmal an das Glas und schrieb noch einen Buchstaben. Gussie beobachtete ihn fasziniert und hatte zur Abwechslung einmal nichts zu sagen.

»Und was ist das?« fragte der Junge.

Ihre Stirn zog sich in Falten, und sie dachte angestrengt nach. »Ein V?« riet sie.

»Du Dummkopf«, sagte der Junge, »das ist ein U.«

»Na und? Woher soll ich das denn wissen?« fragte Gussie empört.

Dieses Mal war sie an der Reihe, das Glas anzuhauen. Sie blies mit voller Kraft, als wollte sie die Kerzen auf einer Geburtstagstorte ausblasen.

Der Junge kitzelte zwei S nebeneinander.

»Das kenne ich«, sagte sie. »Das sind SSSS«, zischte sie. »Ganz richtig, das ist der Buchstabe S«, verkündete der Junge in einer fast perfekten Imitation seiner Lehrerin, Miß Esther Linscott, in der ersten Klasse, denn er hatte schließlich inzwischen sicher die zweite Klasse erreicht.

Er hauchte wieder die Scheibe an und schrieb ein I.

»I, I«, schrie Gussie.

Der nächste Buchstabe fiel ihr schwerer, aber mit der Hilfe des Jungen wurde schließlich ein E identifiziert.

»Damit hätten wir alle«, sagte der Junge. »Wie heißen sie alle zusammen?«

Sie wischten die Scheibe mit einem Geschirrhandtuch ab, zählten bis drei und hauchten zusammen eine große Wolke auf das Glas. Der Junge nahm Gussies Finger und führte ihn.

»G, U, S, S, I, E«, sagte er. »Wer ist das?«

»Das bin ich«, sagte Gussie und drückte ihre Lippen unter ihrem Namen an das Glas.

Der Junge lachte. »Laß dich damit bloß nicht von Mama erwischen«, warnte er sie. »Sie wird zwar stolz sein, daß du deinen eigenen Namen schreiben kannst, aber es wird ihr gar nicht gefallen, wenn du das Fenster küßt. Mir hat sie einmal eine Ohrfeige gegeben, als sie mich dabei erwisch hat, wie ich das Wasser vom Fenster

abgeleckt habe. Da warst du aber noch zu klein, um dich jetzt noch daran zu erinnern.«

»Warum? Was ist denn daran so schlimm?«

»Wart's nur ab, bis es Frühling wird, und dann wirst du merken, wieviel Dreck an dem Fenster hängt, auch wenn man gar nichts sieht.«

»Pfui«, sagte Gussie, »warum hast du mir das nicht gesagt, bevor ich die Scheibe geküßt habe?«

Der Junge fuhr ihr mit einer großen Hand durch das Haar.

»Ich wußte nicht, daß du meine schlechten Angewohnheiten über-nimmst.«

»Das mache ich doch gar nicht«, sagte sie. »Wenn man etwas nur einmal macht, ist es noch keine Angewohnheit.«

Sie wußte aber jetzt etwas Neues, das sie von ihm gelernt hatte. Später dachte er bei sich, daß sie den Beweis für die Wahrhaftigkeit des alten Spruches *»Ein wenig Bildung ist eine gefährliche Sache«* lieferte. In diesem Fall war sie allerdings weniger gefährlich als lästig. Noch wochenlang kritzelte Gussie ihren Namen an die Wände, auf die Fußböden, an Schränke und in Schubladen sowie auf andere Fenster. Jahre später zog er bei einem von seinen Eltern geerbten Schrank eine Schublade auf und fand darin ihr mit einem Bleistiftstummel ins Holz gegrabenes Autogramm.

Der alte Mann zog sich seinen Mantel über, zog seine Stiefel an und ging ohne Mütze hinaus, um von der hinteren Veranda hinunterzupinkeln. In der sauberen, feuchten Morgenluft roch sein Urin scharf und heiß. Es wäre ihm gleich gewesen, wenn es blau und rot wie die französische Flagge herausgekommen wäre, solange es überhaupt kam.

Im Licht des frühen Morgens war die Einfahrt eine Rutschbahn aus nassem, ungebändigtem und verwehtem Schnee. Der Wind hatte ihn zu leuchtend weißen Dünen aufgetürmt, die in einem Fischgrätenmuster angeordnet waren. Der Anblick machte ihn plötzlich froh darüber, daß er am Leben war.

Einen Teil des Bildes, das sich ihm bot, machte die Eiche aus, die schwer über die Motorhaube des schwarzen Cadillacs gestürzt war. Er würde die Motorsäge aus seinem Lieferwagen brauchen, um den Stamm der Eiche in transportable Stücke zu zerlegen. Das herunter-

gerissene Stromkabel war aus dem Weg, ein schwarzes Kabel, das aus dem Anschlußkasten oben an der Einfahrt herausgerissen worden war und unter dem Schnee begraben lag. Schlaff wie eine alte Wäscheleine kam es zwischen den vom Regen glasierten Zweigen heraus und führte hoch zur Ecke des Hauses. Die Äste konnten in der Nähe des Stammes abgeschnitten werden, ohne daß von der toten Leitung eine Gefahr ausgegangen wäre.

Er fühlte sich plötzlich tatendurstig und ging kurz ins Haus, um sich seinen Schal, die Handschuhe und die Mütze mit den Ohrenklappen zu holen. Nachdem er schnell einen Weg durch den Schnee auf dem Vorbau freigeschaufelt und die Treppe geräumt hatte, schulterte er die Schaufel und ging die Einfahrt hoch. Der mühsame Weg durch den verharschten Schnee, der ihm an manchen Stellen bis über die Knie reichte, ließ seinen Tatendrang schnell ersterben. Er konnte sich kaum auf den Beinen halten, denn jedesmal, wenn er einen Stiefel aus dem Schnee zog und ihn vor sich auf die verharschte Oberfläche setzte, brach er wieder ein und mußte sich dabei um sein Gleichgewicht bemühen, bis er wieder bis zum Knie in den Schnee gesunken war. Er hätte sich dabei vielleicht Abschürfungen zuziehen können, aber Knochenbrüche waren nicht zu befürchten, weil der Schnee einen eventuellen Sturz genug dämpfen würde. Selbst dieser Gedanke jedoch konnte ihn nicht besonders aufmuntern.

Die Luft war wohl so warm, daß sie frisch und gut roch und ihn so hungrig machte wie einen Bären im März, aber sie hatte außerdem genau die richtige Temperatur, um jede Fläche mit einer glatten Schicht Eis zu überziehen. Er kehrte die Schaufel um und benutzte sie als Spazierstock, bis er das Auto erreichte, wo er sie in den Schnee steckte, um sie zum Schaufeln bereit zu haben. Er war froh, daß er sie los war; sie hatte ihn zu sehr an eine Krücke erinnert. Als er seinen Lieferwagen erreicht hatte, war er heftig ins Schwitzen gekommen. Seine Nase war rot und lief wegen der feuchten Kälte, die sich hinter der trügerischen Milde verbarg.

Als er in seinen Taschen nach einem Taschentuch kramte, entdeckte er, daß er keines mehr hatte. Es hatte seine Pflicht als Verband für Torie getan, und dann hatte sie es für den Zweck benutzt, für den es gemacht war, und dann hatte sie es behalten. Er wischte sich die Nase am Ärmel seiner Jacke ab, etwas, was er nicht mehr getan hatte, seit er ein Junge war. Er erinnerte sich noch deutlich daran, daß

seine Mutter ihn einmal in die Wange gekniffen hatte, als er von ihr erwischt worden war, wie er sich während der Gemeindeversammlung am Sonntag heimlich die Nase abgewischt hatte.

Er hatte genau gewußt, daß das verboten war, obwohl er erst fünf oder sechs Jahre alt gewesen war. Wie alt er damals genau gewesen war, wußte er nicht mehr. Seine Mutter rollte immer die Augen wegen Großvater Will, der Tabak kaute und den Saft manchmal auf den Boden spuckte oder im Winter an den runden Ofen, wo er zischte und stank. Manchmal putzte er sich auch die Nase, indem er die Nase unten, direkt über der Oberlippe, zusammendrückte und den Rotz in seine Finger schnaubte, den er dann auf den Fußboden oder auf die Erde schickte. Der Junge, der Joe Nevers war, hatte verstanden, daß man ihm das nachsehen mußte; der alte Will war nicht mehr ganz auf der Höhe. Er kniff sich selbst in die Nase, um sich daran zu erinnern, daß er seinen Ärmel wieder saubermachen mußte. Er wollte nicht, daß die Leute sagten, daß Joe Nevers im Alter dreckig wurde und nicht mehr ganz auf der Höhe war.

Die Luft, die in seine Lungen strömte, begann zu schmerzen. Sein Schweiß wurde von einer Gänsehaut abgelöst.

Er mußte den Schlüssel mit seinem Feuerzeug erhitzen, bevor er das Schloß aufbekam. Er holte die Motorsäge und den Kanister Benzin und wünschte sich dabei, seine Schneeschuhe wären noch hier bei seiner Notausrüstung. (Wer hatte auch schon jemals von einem Schneesturm an Ostern gehört? Und warum war er bloß so verdammt ordentlich; die Schneeschuhe wurden jedes Jahr am ersten April an die Garagenwand gehängt, und wen hatte er dieses Jahr damit in den April geschickt?) Er verschloß die Tür mehr aus Gewohnheit als aus Angst vor Dieben wieder. In seinen eigenen Spuren ging er noch langsamer wieder hinunter, als er heraufgekommen war. Er fühlte sich wie ein kleiner Junge, der in den riesigen Stiefeln seines Vaters versucht, die steile Treppe vom Dachboden oder in den Keller hinunterzusteigen. Der Benzinkanister und die Motorsäge machten es ihm noch schwerer, das Gleichgewicht zu halten, und schlugen ihm ständig an die Beine.

Es war eine Erleichterung, seine Last neben der Schaufel ablegen zu können, die er wie einen Flaggenmast in eine Schneewehe gesteckt hatte. Als er die Hintertür endlich erreicht hatte, zitterte und fror er. Er roch nur noch seinen eigenen bitteren Schweiß, und es

summte ihm im Kopf. Er stand näher vor dem Keuchen, als er das zugeben wollte. Das hatte er davon, daß er sich so vorschnell ohne ein anständiges Frühstück im Bauch auf den Weg gemacht hatte. Er tastete in seinen Taschen nach seinen Zigarren und schloß sich auf.

Er steckte sich seine Zigarre im Gang an, wo er dastand und auf den Läufer tropfte. Als er das Streichholz anriß und den ersten Zug machte, war das in der Stille laut zu hören. Er lauschte nach dem leisen und weit entfernten Geräusch von Tories Atmung. Im Ofen knisterte und prasselte das Holz, aber sonst hätte das Haus ebensogut leer sein können.

Als er den Kessel schüttelte, bestätigte ihm ein dünnes Plätschern, daß er fast leer war. Er füllte ihn mit Wasser aus einer Flasche nach und stellte ihn wieder zum Kochen auf. Aus der Küche holte er sich einen großen Topf und einen Eimer und ging hinaus, um sie mit sauberem Schnee zu füllen. Den Eimer mit Schnee ließ er im Gang stehen, damit er dort langsam bei Zimmertemperatur schmelzen konnte; das Schmelzwasser würde sich später gut zum Spülen oder für die Toilette eignen. Den Topf stellte er auf den Herd zum Kochen, um später heißes Wasser für die Teller zur Verfügung zu haben.

All diese Schleppelei und der beschwerliche Weg den Hügel hinauf und wieder herunter hatten seinen Magen laut zum Knurren gebracht. Nachdem er nun sichergestellt hatte, daß der Tag richtig beginnen konnte, richtete er seine Aufmerksamkeit auf das Frühstück. Von oben hörte er leise Geräusche; Torie schien sich zu rühren. Er kochte ihre eine frische Kanne Tee und trug sie ihr hinauf.

Sie hatte sich auf die Kissen gestützt und betrachtete die Aussicht auf den See und die Berge durch das Fenster. Sie sah schwer mitgenommen aus: ihr Haar war von dem Schweiß der Nacht verklebt, und sie hatte eine Gesichtsfarbe wie Asche. Ihr Gesicht schien dünner, die Knochen standen auffallend vor, und unter ihren Augen lagen dunkle Schatten, die ihre Augen größer erscheinen ließen, als seien sie ein Auffangbecken für die Vitalität, die ihr Fleisch verloren hatte.

Hätte er es nicht besser gewußt, hätte er gedacht, daß sie gar nicht geschlafen hatte. Sie schien weder erfrischt noch gesünder, aber ruhiger, mehr mit sich selbst im Frieden. Er fragte sich, was sie wohl geträumt hatte.

»Lieber Gott«, sagte sie, als könnte sie es nicht glauben, daß er immer noch da war, als sie ihn bemerkte.

»Nur Joe Nevers«, sagte er.

»Sind Sie sicher? Ich dachte, so früh steht nur Gott auf.«

»Ich weiß es nicht«, sagte der alte Mann. »Ich bin ihm zu dieser Tageszeit noch nie begegnet.«

»Und was ist mit dem Osterhasen? Haben Sie den heute früh vielleicht gesehen?«

Er hatte es vergessen. Für einen kinderlosen alten Heiden wie ihn war Ostern nicht mehr als ein Tag, der den Wechsel der Jahreszeiten anzeigte, ein Tag, an dem er Schinken aß, manchmal in Gesellschaft, und an dem er sich mit Gussie am Telefon unterhielt.

»Ich glaube, er hat uns vergessen. Aber das Wetter ist gut für ihn. Der Schnee hat eine Kruste; auf der kommt er mit seinen großen, platten Füßen gut voran.«

Sie musterte ihn und bemerkte die von der Kälte geröteten Apfelbacken. »Waren Sie schon draußen? Wissen Sie, Sie übertreiben es aber wirklich mit der frühen Aufsteherei. Wann haben Sie zum letzten Mal bis zehn Uhr geschlafen?« fragte sie.

Er dachte nach. »Noch nie. Außerdem muß man schließlich auch pinkeln.«

Sie lachte. »Wahrscheinlich von der hinteren Veranda herunter. Kein Wunder, daß der Osterhase nicht bei uns vorbeigekommen ist. – Rieche ich da etwa Frühstück?« Sie richtete sich auf und klopfte schwach auf die Kissen hinter ihr.

»Ich brauche nur einen Interessenten.«

Sie lehnte sich wieder zurück. »Und das wäre, wenn ich jetzt sagen würde, daß mir von dem Geruch kotzübel wird?«

Er zog die Manschetten seines alten Arbeitshemdes herunter, um den Effekt zu steigern. »Um so mehr bleibt mir«, sagte er. »Ich mag auch das, was ich selbst gekocht habe. Sie könnten aber feststellen, daß ein Bissen Essen Ihren Magen beruhigt.«

Sie zuckte die Achseln und nahm die Tasse Tee an, die er ihr reichte. Sie trank sie zügig aus, was ihn überraschte und freute. Sie schien sie aufzumuntern, oder vielleicht war das auch nur Wunschdenken von ihm.

Sie gab ihm die Tasse zurück und bewegte sich versuchsweise, als hätte sie ihren Körper nur geliehen und müßte jetzt probieren, ob er paßte und funktionierte. Schweißperlen standen ihr auf der Oberlippe, als sie die Decke und den Pelzmantel beiseite schob und mühsam

aufstand. Sie war deutlich wacklig auf den Beinen, winkte aber seinen Arm weg.

»Von den Pillen habe ich einen schlimmeren Kater, als ich ihn vom Bourbon je hatte«, sagte sie. »Ich bin gleich wieder okay.« Das einzige, was sie ihm gestattete, war, den Pelz über ihre Schultern zu hängen. Sie sank unter seinem Gewicht zusammen, raffte sich dann aber wieder auf.

Er wartete im Schlafzimmer unruhig in diskretem Abstand, während sie die Toilette benutzte. Sie war lange drinnen. Als sie wieder herauskam, war er wieder überrascht: Sie hatte sich das Haar gebürstet und gekämmt. Er dachte über die Kraft von Wunschvorstellungen nach; manchmal schien sie tatsächlich zu wirken, oder vielleicht war das nicht mehr als Zufall gewesen. Er durfte nicht zu viel daraus machen, daß eine Frau sich das Haar gekämmt hatte.

Auf dem Weg nach unten mußte sie noch immer das Treppengeländer als Stütze benutzen.

Sie ging zum Tisch und nicht zum Sofa. Das Puzzle, an dem sie gearbeitet hatte, lag noch gegenüber von den Sets vom Abendessen. Sie sah es sich an, schob nachdenklich ein Stück herum und seufzte.

»Vielleicht sollte ich es fertigmachen«, sagte sie.

»Auf jeden Fall«, sagte er. »Es wäre eine Schande, wenn Sie es nicht machen würden.«

Sie ließ den Pelzmantel los; er nahm ihn ihr ab und hängte ihn über eine Stuhllehne. Sie setzte sich auf den Stuhl daneben und tätschelte ihn voller Zuneigung.

»Was möchten Sie?« fragte er.

Sie grinste. »Zuerst einmal meine Pillen.«

Er holte sie bereitwillig von dem Kaffeetisch und goß ihr ein Glas Orangensaft ein, mit dem sie sie hinunterspülen konnte. Sie suchte sich mit großer Sicherheit einige aus; es war eine Erleichterung festzustellen, daß sie die Pillen voneinander unterscheiden konnte und sie wahrscheinlich entsprechend ihren Beschwerden und Schmerzen nahm und nicht nur, um sich zu berauschen. Und daß sie sie nicht alle hier und jetzt einwerfen würde.

Sie bemerkte die Besorgnis, die er vor ihr zu verstecken versuchte, und grinste.

»Und jetzt Eier?« sagte sie. »Was wäre Ostern ohne Eier?«

»Langweilig«, sagte er. »Hätten Sie Lust, Eier zu rollen? Ich koche sie hart, und dann rollen wir sie die Einfahrt hinauf und wieder herunter.«

»Mit unserer Nase«, sagte sie.

»Kann man das denn auch anders machen?« fragte er.

»Ich glaube, das hat doch damals der Pfarrer zu der Tänzerin gesagt«, sagte Torie, und dann lachte sie. »Das haben Sie aber herausgefordert.«

»Das habe ich«, sagte er. »Das habe ich.«

Als er wegging, lächelte sie und sah sich ihr Puzzle an, das nicht ganz in Reichweite war. Es interessierte sie mehr, als sie zugeben wollte.

Er wartete, während sie den ersten Bissen von dem weichgekochten Ei nahm.

»In Ordnung?« fragte er.

Sie nickte und zwinkerte ihm Verblüffenderweise kokett zu.

Er lachte und ging in die Küche zurück, um mit den Vorbereitungen für sein eigenes Frühstück weiterzumachen.

Sie sah es sich an, als er es hinstellte, und wendete sich angeekelt ab. »Großer Gott. Und keinen Ton will ich hören!«

»Frische Luft regt den Appetit an«, sagte er und löffelte sich ungerührt Bohnen auf ein Stück geröstetes Brot.

»Wenn Sie davon viel essen«, sagte sie und deutete auf die Bohnen, »werden wir beide frische Luft brauchen.«

»So ist es«, sagte er.

Als er seinen größten Hunger gestillt hatte, lehnte er sich zurück und berichtete ihr.

»Ich habe mir den Baum angesehen. Zwischen dem Haus und der Straße ist die Leitung heruntergekommen, aber sie ist nicht im Weg. Ich muß nur den Baum von dem Auto herunterbekommen, das ist alles. Dann muß ich es herausziehen und starten.«

»Sie und wer noch?«

»Das wäre nicht der erste Baum, den ich zersägt habe«, sagte er und teilte eine Wurst mit seiner Gabel. »Der letzte bestimmt auch nicht.«

Sie nahm sich ein dick mit Butter und Marmelade bestrichenes Brötchen. »Vielleicht könnte ich helfen. So schlecht geht es mir gar nicht. Ich bin schließlich noch nicht tot.«

Er verbarg seine Überraschung. Es schien ihr unheimlich Spaß zu machen, ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen. »Wenn Sie es sich zutrauen«, sagte er und sah ihr direkt in die Augen.

»Ich könnte Sie vielleicht überraschen.«

Er sah auf seinen Teller und war überrascht. Er war wieder leer.

»Ich bin ein verdammt guter Koch«, bemerkte er. »Wenn Sie sich umbringen, werden Sie davon nichts mehr haben.«

Sie schnaubte. »Mit mir steht es schon zu schlecht, als daß ich von Blaubeermarmelade noch viel Erleichterung spüren würde.«

»Das ist wirklich schade«, sagte er und meinte das ehrlich.

Sie zuckte die Achseln.

»Sie sind ja unheimlich fröhlich«, beobachtete er.

»Mein letzter Tag«, sagte sie. »Das ist wirklich eine Erleichterung.«

»Sie mit Ihrer verdammten Querköpfigkeit«, sagte er.

Sie winkte ab. »Ich hätte in meinem ganzen Leben nichts getan, was auch nur den geringsten Wert hat« – sie machte eine Pause, um das ganz klar festzulegen –, »wenn mich nicht diese Mücke der Querköpfigkeit angetrieben hätte.« Damit breitete sie ihre Hände aus, stützte sich mit den Handflächen nach unten und mit gespreizten Fingern auf und erhob sich. Eine Hand senkte sich beiläufig zum Rand ihres Pullovers und hob ihn zu einer Tasche hoch; die andere nahm die Pillen-Fläschchen vom Tisch und ließ sie hineinfallen.

Er sah ihr zu und hatte ein Gefühl, als sei er mit einem Hammer vor die Brust geschlagen worden. Der Atem stockte ihm. Sie schien seine Bestürzung nicht zu bemerken, aber als die Flaschen alle verstaubt waren, zeigte sie ihm ihre freie Hand, die so ruhig wie seine war.

»Ein besseres Leben durch Chemie«, bemerkte sie ironisch. »Na ja, besseres Sterben.«

Er schluckte schwer, rang sich mühsam ein gequältes Lächeln ab und bewunderte sie. »Das ist gut, wirklich gut.«

Er sah ihr zu, wie sie zum Sofa zurückging. Ihre Hosen waren zerknittert, weil sie Nachtdienst als Pyjama getan hatten, und die aschfarbene Wolle war voller Flecken von dem Bourbon. Sie ging noch immer, als könnte etwas zerbrechen. Die Chemie, wie sie ihre Pillen genannt hatte, hatte sie weder geheilt noch ihre Schmerzen ganz gedämpft. Bei Cora auch nicht. Es war ein schweres Schicksal, daran war nichts zu ändern.

Er räumte den Tisch ab, während das Schneewasser zum Spülen kochte.

»Haben Sie einen Zeitplan?« fragte er von der Küche aus. »Wann haben Sie denn vor, sich umzubringen?«

Sie legte ihre Füße in den Strümpfen auf das Sofa und sah ihn über seine Lehne an. »Ich dachte, ich lasse mich da von meinem Instinkt leiten. Als erstes rät mir mein Instinkt, ein langes, heißes Bad zu nehmen.«

»Pech für Ihren Instinkt«, sagte er lauter, um das Klappern der Teller im Ablauf zu übertönen. »Ohne Strom gibt's kein heißes Wasser.«

Ein Ausdruck totaler Enttäuschung trat in Tories Gesicht.

»Ich könnte Ihnen natürlich etwas auf dem Herd heiß machen. Immer so in Mengen von zehn Litern. Sie könnten dann ein Stückchen von sich heiß baden, und währenddessen mache ich die nächste Portion heiß.«

»Scheiße«, sagte sie. »Hier klappt aber auch gar nichts.«

»Erstens kommt es anders«, begann er.

»Mein Gott!« brüllte sie. »Verschonen Sie mich bloß mit Ihren Dorftrottel-Klischees.«

Er war etwas gekränkt und murmelte: »Ich heiße Joe Nevers.«

»Kein Wunder, daß sie Jesus gekreuzigt haben«, fuhr Torie ihn an. »Wahrscheinlich hat er auch ständig gesagt, er heißt Joe Nevers.«

Sie spielte weiter mit ihren Pillen-Flaschen auf dem Kaffeetisch und ignorierte sein beleidigtes Schweigen.

Er goß den Rest des heißen Wassers auf die Teller im Abfluß. »Ich dachte, ich schneide jetzt gleich den Baum in Stücke und räume ihn weg.« Er rieb heftig an dem eisernen Untersetzer. »Dann grabe ich den Cadillac aus. Ich bekomme ihn nicht heraus, bevor der Schnee weg ist.«

»Na schön«, sagte Torie.

Er warf ihr einen schnellen Blick zu. Der spöttische Tonfall in ihrer Stimme war unverkennbar.

»Und dann?« sagte sie.

»Dann fahre ich meinen Lieferwagen den Hügel hinunter, mache eine Kette an dem Cadillac fest und ziehe den Schlitten aus dem Graben. Dann starte ich ihn mit einem Starthilfe-Kabel, wenn das noch geht.«

»Viel Glück«, sagte Torie. »Werden Sie am siebenten Tag ruhen?«  
»Das habe ich noch nie getan.« Dann: »Wieso? Helfen Sie mir denn nicht?«

»Ich habe es mir anders überlegt«, sagte sie. »Diese Art Arbeit bringt mich um, wenn sie Sie nicht umbringt.«

»Ich dachte, das wollten Sie.«

»Was? Verrecken, während ich das Auto aus dem Graben ziehe? Verdammt noch mal, Sie seniler alter Trottel, wenn Sie nicht vorhaben, den Cadillac als Leichenwagen zu benutzen, werde ich die Karre auf dieser Welt nicht mehr brauchen. Wenn Sie meinen, Sie müßten meine Leiche nach Falmouth bringen, damit Ruby sich nicht aufregt, dann machen Sie das eben.« Sie richtete sich auf und warf die Pillenflaschen um.

»Das habe ich nicht gemeint«, sagte er und trocknete sich die Hände an einem Geschirrtuch ab. Er tastete sich die Taschen ab und steckte sich eine Zigarre an. »Ich dachte, Sie wollten sterben, und das könnten Sie doch genausogut tun, während Sie mir helfen, den Cadillac herauszuziehen.«

Sie wich seinem Blick aus. »Ich will verdammt sein, wenn ich dabei sterbe, wie ich etwas so Albernes mache wie das Scheiß-Auto herausziehen. Wenn Sie es vergraben wollen, helfe ich Ihnen.«

»Danke«, sagte er milde.

»Keine Ursache. Machen Sie nur zu und holen Sie sich Ihren Scheiß-Herzinfarkt. Vielleicht komme ich auf dem Weg zur Hölle an Ihnen vorbei.«

»Ohne Zweifel«, stimmte er ihr zu und sagte nichts mehr, aber seine Nackenmuskeln verkrampften sich wegen der Andeutung, er sei zu alt für seine Arbeit. Er war selbst daran schuld, weil er sie an ihre Querköpfigkeit erinnert hatte. Das war dumm von ihm gewesen. Schließlich hatte er schon mehr als hundert Mal ihre spitze Zunge zu spüren bekommen.

### ❧ Sommer/Herbst 1962 ❧

»Du durchschaust diese Schlampe vielleicht nicht«, sagte Cora. »Ich aber schon. Ich bin doch nicht blind.«

Sein Abendessen lag ihm wie ein Stein im Magen. Er starrte die Bierflasche an, die in seiner Hand schwitzte. Sie nörgelte ununter-

brochen an ihm herum, seit er um halb sieben von seiner Tagesarbeit heimgekommen war. Dazu noch die Arbeit eines Sommertages, die noch lange nicht fertig war. Er hatte sich auf ein anständiges Abendessen und noch zwei oder drei Bier auf der Veranda gefreut, wo er die abendliche Kühle genießen könnte. Um diese Tageszeit spürte er sein Alter, bis er sich wieder etwas erholt hatte.

Ihm kam es so vor, als habe Cora schon den ganzen Tag da in der Tür gestanden, ihr Geschirrtuch windend, und ihn angekeift, und offensichtlich wollte sie bis in alle Ewigkeit damit weitermachen. Die Hitze aus der Küche schürte ihre Wut und ihre verrückte Fixierung auf Torie Christopher. Unter den Armen ihrer Kittelschürze hatte sich nasse Halbkreise aus Schweiß gebildet, der ihr auch in Perlen am Haaransatz stand und von ihrer Nase auf ihre Oberlippe tropfte, wo sie ihn dann und wann ableckte, ohne ihre Nörgelei nennenswert zu unterbrechen.

Er hatte das Gefühl, als müßte er die Hitze der ganzen Hölle zur Seite schieben, als er aufstand und murmelte, er habe noch zu arbeiten. Er konnte seine Biere auch in der kühlen Scheune trinken, wo ihm nur die Gott sei Dank stummen Tiere Gesellschaft leisten würden.

Cora stand vor ihm und blockierte die Tür zur Küche. Haarsträhnen lösten sich aus der ordentlichen Frisur, die sie sich am Morgen gemacht hatte. Das farbige Licht der untergehenden Sonne, das durch den Fliegendraht vor der Veranda hereinfiel, wurde von ihrer Brille reflektiert – eine schlechte Parodie eines Röntgenbildes.

»So ist es richtig«, sagte sie tonlos. »So ist es richtig, Joe Nevers, verdammt noch mal. Du glaubst doch wohl nicht, ich weiß nicht, wohin du gehst? Ich durchschaue dich, du dummer Bastard. Für sie hast du Zeit, soviel sie will, aber für mich hast du nicht einmal eine Minute übrig.«

»Ich halte das einfach nicht mehr aus«, sagte er und schlug ihr ins Gesicht, und dann noch einmal mit der anderen Faust. Er schlug so hart zu, daß ihn der Aufprall erschütterte.

Sie würgte, als seien ihr ihre eigenen giftigen Worte im Hals stecken geblieben. Die Wucht seiner Schläge stieß sie rückwärts in die Küche. Sie hob schützend die Arme, als er seine Faust wieder hob, und taumelte ihm aus dem Weg.

Er blieb stehen und starrte entsetzt die Faust an, die er gegen sie erhoben hatte. Es war Blut an ihr.

Sie kauerte in der Ecke zwischen der Tür und dem Katzenkorb und begann, tief aus ihrer Kehle ein hohes, quäkendes Geschrei auszustoßen. Blut schoß aus ihrer Nase. Ihr linkes Auge schwoll zu. Ihre Brille hing mit dem Bügel von einem Ohr herunter.

Er streckte die Hand nach ihr aus.

Sie zuckte vor ihm zurück und rollte sich ein wie ein verängstigtes Stachelschwein. Wut stieg wieder in ihm hoch, da sie sich benahm, als hätte sie Grund, sich vor ihm zu fürchten. Er packte sie fester an den Schultern, als er das vorgehabt hatte. Ihre Brille baumelte wie ein grotesker Ohrring von ihrem Ohr herunter.

»Hör auf damit«, sagte er ruhig.

Das quäkende Schreien ging weiter und wurde immer höher.

Er schüttelte sie, um sie zur Vernunft zu bringen. Ihre Zähne klappten.

»Hör auf damit«, wiederholte er etwas verzweifelter.

Und sie hörte tatsächlich auf.

Es waren nur noch seine schweren, panikartigen Atemzüge und ihre zu hören. Sie starrte ihn mit ihrem rechten Auge glasig an. Er setzte sie sanft auf einen Küchenstuhl, ging rückwärts weg von ihr und wischte sich dabei die Hände an seinem Hemd ab. Seine Kehle war wie zugeschnürt. Er hatte ein Gefühl, als habe man ihm den Mund bis zum Kehlkopf mit Sand zugeschüttet. Er streckte hilflos die Hände aus.

Sie lachte ihn aus, ein lähmendes, irres Gurgeln, das ihr bei ihren zerfetzten Lippen höllisch weh getan haben mußte.

Er senkte den Kopf wie ein verwirrter Stier und schwankte auf seinen Füßen.

Verblüffenderweise schürzte sie ihre blutenden, anschwellenden Lippen und spuckte ihn an.

Er trat zurück, stieß gegen den Spülstein und drehte sich hilflos nach ihm um. Er machte sich mit dem eiskalten Wasser aus den Tiefen seines Brunnens das Gesicht naß, wusch sich die blutige Spucke ab und dann das Blut von seinen Knöcheln. Er trocknete sich die Hände an einem sauberen Leinen-Geschirrtuch ab. Dann konnte er sie wieder ansehen.

Sie saß zusammengesunken, mit dem Kopf in den Händen am Küchentisch, wo die Überreste ihres Abendessens in der Hitze schlecht wurden.

Er holte Eis aus dem Kühlschrank und wickelte es in das Geschirrtuch ein, an dem er sich gerade die Hände abgetrocknet hatte. Er hatte Angst davor, sie wieder zu berühren, zwang sich aber dazu und tippte ihr leicht auf die Schulter.

Cora sah zu ihm auf, schien ihn aber nicht wahrzunehmen. Ihr Gesicht war völlig aufgelöst. Sie packte mit beiden Händen die Tischkante und versuchte aufzustehen. Er fing sie auf, als sie vornüberkippte. Endlich fiel ihre Brille von ihrer gefährdeten Position an ihrem Ohr auf den Boden und zerbrach. Er nahm Cora auf und trug sie zu seinem Lieferwagen.

Doc McAvoy schnitt gerade in ein blutiges Steak, als Joe Nevers an der Fliegendraht-Tür klopfte. An der anderen Seite des Küchentisches setzte sich seine Frau Hope gerade an ihr Essen. Doc sah ohne Überraschung, ja sogar in Erwartung auf. Er war es gewöhnt, beim Essen gestört zu werden. Der Anblick von Joe Nevers, der Cora im Arm hielt, brachte ihn aber so schnell auf die Füße, daß er die Wasserkaraffe mit seiner rechten Hand umstieß. Das Wasser plätscherte auf den Boden, breitete sich auf den schwarzen und weißen Linoleum-Fliesen aus und schreckte Hoover, den alten Schäferhund, auf, der dort geschlafen hatte. Hopes Kinnlade fiel herab, und ihr Messer klapperte auf ihren Teller.

»Mein Gott!« sagte sie.

Der Geruch des auf Holzkohle gegrillten Rindfleisches drehte Joe Nevers den Magen herum, während er in der Tür stand und darauf wartete, daß Doc ihm aufmachen würde, um sie einzulassen. Am liebsten hätte er sich übergeben, aber das konnte er nicht, da er Cora in den Armen hatte.

Doc sah Cora besorgt und Joe Nevers durchbohrend an. Sein geschwungener Mund verengte sich zu einem dünnen Schlitz in seinem Nikolaus-Gesicht. Er nickte zum vorderen Teil des Hauses hinüber, wo sein Büro und seine Behandlungszimmer waren. Joe Nevers ging gehorsam durch die Küche auf den vorderen Gang zu.

Hope packte Doc am Handgelenk. »Mein Gott!« sagte sie.

Doc tätschelte geistesabwesend die Hand an seinem Handgelenk. »Wir werden etwas Eis brauchen, meine Liebe«, sagte er und watschelte hinter Joe Nevers her.

Hope nickte und rang ihre Schürze in ihren Händen.

Als Doc in den Behandlungsraum kam und dort Cora auf dem schmalen, mit Leder gepolsterten Tisch und Joe Nevers mit schamerfühltem Gesicht daneben vorfand, ging er direkt zum Waschbecken, um sich die Hände zu waschen. Dann nahm er einen weißen Kittel von einem Haken an der Wand und zog ihn an, was ihn einige Anstrengung kostete. Die Knöpfe zerrten an den Knopflöchern. Er wendete sich Cora zu.

Joe Nevers wollte nicht zusehen, wie Doc Coras zerschlagenes Gesicht untersuchte. Er ging langsam zu dem vorderen Vorbau, den Doc zu einem kleinen Wartezimmer umgebaut hatte, und starrte auf Ridge hinaus. Der See lag wie ein Symbol der Unendlichkeit am Fuß der dunkelblauen Berge. In der Luft lag eine Spannung, die für die Nacht Gewitter versprach.

Er sah sich erst wieder um, als er Docs Summen hörte. Doc begann immer zu summen, wenn er davon überzeugt war, daß er für einen Patienten etwas Nützliches tun konnte. Joe Nevers sah ihm zu, wie er aus einer Spritze mit irgendeiner Flüssigkeit die Luft herausdrückte.

»Sie werden nichts spüren, meine Liebe«, sagte Doc mit seiner hohen Stimme zu Cora, die immer noch schlaff in halber Bewußtlosigkeit dalag, aber beim Einstich der Nadel zuckte sie zusammen.

Joe Nevers wurde es wieder übel.

Hope kam mit dem Eis herein und begann, Eisbeutel für die Schwellung vorzubereiten. Sie sah Joe Nevers an, als wollte sie ihn erdolchen, aber als Doc mit einem tiefen Seufzer die Spritze herauszog und zu ihr aufsaß, ging sie hastig aus dem Zimmer.

Doc sah seiner Frau stirnrunzelnd nach und schloß dann die Tür zum Gang fest zu. Er rollte den großen, alten Röntgenapparat auf Cora zu.

»Das Nasenbein ist gebrochen«, sagte er. »Ich muß eine Röntgenaufnahme machen, damit ich sehen kann, wie groß der Schaden ist. Vielleicht sind auch noch andere Knochen im Gesicht gebrochen. Das muß ein verdammt harter Schlag gewesen sein, den du ihr verpaßt hast. Den Mund nähe ich ihr, so gut es geht, aber er ist schon

stark angeschwollen. Vielleicht muß ich die Wunde später noch einmal neu zunähen.«

Joe Nevers ging wieder in das Wartezimmer und sah zu den Bergen hinaus.

Hinter ihm sagte Doc noch: »Da hast da was Schönes angerichtet, Joe.«

Joe Nevers setzte sich hin und versuchte, sich auf die Sonne zu konzentrieren, die tief hinter dunklen Wolken stand. Das Surren des Röntgen-Apparats, die Geräusche, die Doc machte, sein übliches Summen, all das störte Joe nicht. Die Gerüche aber, die ihm in die Nase stiegen, die antiseptische Reinigungsflüssigkeit, die mit ihrem Geruch alle anderen Gerüche überlagerte, der heiße, süßliche Geruch des alten Sterilisierungsgeräts, die Arzneien in Docs Schränken, die bitter und scharf rochen und in ihrer Mischung irgendwie an Kräuter erinnerten, der Geruch von Schweiß, seines eigenen, Coras und Docs, der Geruch von Docs Rasierwasser und der Geruch von Blut. Er stolperte durch den Gang bis zu der Toilette, die Doc unter der Treppe für seine Patienten hatte einbauen lassen, und übergab sich, bis nichts mehr kam als Galle. Erniedrigt wischte er die Toilettenschüssel mit einem Papiertuch ab, das er unter dem Handwaschbeken fand, spülte sich den Mund wiederholt aus, bis der Geschmack in seinem Mund zumindest erträglich war, und dann sprühte er den winzigen, fensterlosen Raum mit einem Fichtennadel-Spray ein, den Hope auf den Spülkasten gestellt hatte. Es war ein widerwärtiger Geruch, ein überwältigender, scharfer Gestank nach Fichten, und einige Sekunden lang dachte er, er müßte sich allein deshalb noch einmal übergeben.

Als er wieder herauskam, begegnete er Hope, die mit einem Glas Eistee in der Hand aus der Küche kam. Sie machte ihm nicht nur Platz, sondern wich ihm deutlich aus, als hätte sie Angst, er könnte auch sie schlagen.

In diesem Augenblick wünschte er sich, er könnte einfach weitergehen, aus Docs Haus heraus, sich in seinen Lieferwagen setzen und weiterfahren, soweit er mit einem vollen Benzintank und den zehn Dollar in seiner Tasche kam. Es war ein herrlicher Traum, sich selbst frei und auf der Straße vorzustellen, aber er vermochte kein Ende dieser Straße zu sehen. In Wirklichkeit aber hatte er einfach Angst

davor, von Ridge wegzugehen. Er ging zur Treppe und setzte sich hin.

In Docs Haus war es sehr sauber. Die Frauen nickten alle, wenn Hope sagte, *natürlich* könnte man bei ihr vom Fußboden essen. Von der Frau eines Arztes war schließlich nichts anderes zu erwarten. Hope hatte damit einen echten Lebensinhalt gefunden, bis die drei Jungen der McAvoy erwachsen und weggezogen waren, aber dann war es nicht mehr genug für sie. Sie betätigte sich ziemlich viel im kirchlichen Bereich, aber da die Grenze zwischen Sündern und Geretteten recht eindeutig gezogen war, reichten Wohltätigkeitsveranstaltungen und Flohmärkte nicht ganz aus, um eine Frau von Hopes Energie zu beschäftigen. Sehr zu Docs privatem Kummer hatte Hope eine neue Karriere als die größte Klatschtante der Stadt gemacht. Manche behaupteten zwar, daß Doc davon nichts wußte, während andere meinten, es sei ihm völlig gleichgültig, aber Joe Nevers wußte es besser. Jeder wußte, daß Docs Praxis etwas zurückgegangen war, aber er war noch immer der einzige Arzt in der Stadt, machte Hausbesuche, war billig und war sogar bereit, dann und wann von einem bargeldarmen Farmer einen Sack Kartoffeln oder zwei Brathähnchen als Bezahlung anzunehmen. Seine Praxis war vielleicht wegen Hopes Klatschmaul zurückgegangen, aber er hatte noch immer genug zu tun, um ohne Mühe über die Runden zu kommen.

Joe Nevers verfluchte Hope in Gedanken von Herzen. Er zweifelte nicht daran, daß sie die ganze traurige Angelegenheit schnell in der Stadt verbreiten würde. Sie war eine von Coras Verbindungen in dem Telefonnetz, das jede Familie in Ridge mit jeder anderen verband. Er war sich jetzt bereits sicher, daß Cora sich Hope *anvertraut* hatte, was aus diesem Wort einen Witz machte. Nicht umsonst zog Hope McAvoy jedes Mal, wenn er im Laden oder auf dem Parkplatz der Kirche an ihr vorbeikam, den Bauch ein und warf ihm empörte Blicke zu. Fast so tief wie die Scham darüber, daß er eine Frau angegriffen hatte, saß die erniedrigende Sicherheit, daß ein Klatschmaul wie Hope nun das Recht dazu hatte, über ihn zu Gericht zu sitzen, und das auch tun würde.

Sie kam wieder aus dem Behandlungszimmer und warf ihm einen Blick zu, als sei er etwas, das der alte Hoover auf der Treppe abgelegt hatte, und stolzierte mit hoch erhobenem Kopf an ihm vorbei.

Aber als sie zurückkam, gab sie ihm – allerdings nicht allzu freundlich – ein großes Glas Eistee.

Er fand die Stimme nicht, um sich bei ihr zu bedanken, nickte ihr aber steif zu und nippte daran, damit sie nicht denken würde, er würde ihm nicht schmecken. Der Tee befeuchtete ihm die Kehle, gab ihm einen besseren Geschmack im Mund und vertrieb seine Übelkeit.

Sie stand da, starrte ihn an und wischte sich heftig die Hände an ihrer Schürze ab, um die Verunreinigung zu entfernen, die es für sie bedeutet hatte, etwas zu berühren, was er berührt hatte. Sie drehte sich abrupt um, als sei sie von seinem Anblick zu angeekelt und könne ihn nicht mehr ertragen, und hastete durch den Gang in die Küche. Aluminium-Folie knisterte und kreischte, als sie sie von der Rolle abriß, um die Steaks einzuwickeln und für später aufzuheben.

Doc streckte den Kopf aus dem Behandlungszimmer und bedeutete ihm damit, er solle in sein Büro auf der anderen Seite des Ganges kommen. Joe Nevers ließ sein Glas Eistee auf einer Treppenstufe stehen.

Doc schloß hinter ihm die Tür.

»Ihre Nase ist zerschmettert. Da muß ein plastischer Chirurg dran. Ich fürchte, es ist nicht viel zu machen, bis die Schwellung zurückgeht. Soll ich Cora zwei Tage im Krankenhaus unterbringen? Sie braucht zwar keine besondere Pflege, aber wenn du sie nicht versorgen willst... wenn du meinst, du schaffst es nicht, sie zu Hause zu pflegen...«

»Ich nehme sie mit nach Hause«, sagte Joe Nevers.

Doc nickte. »Du warst es doch, oder?« fragte er vorsichtig.

»Ja.«

»Hast du sie vorher schon einmal geschlagen?«

»Nein. Nein, noch nie.«

Doc seufzte. »Ich weiß nicht, was ihr für Schwierigkeiten habt, Joe, aber es sieht so aus, als wären sie dir über den Kopf gewachsen.«

Joe Nevers nickte. Es war nur zu wahr.

»Hast du getrunken?« fragte Doc.

»Heute abend?«

»Heute abend.«

»Eigentlich nicht viel, ein paar Bier.«

»Man redet schon darüber«, sagte Doc. »So, wie ich das sehe, trinkst du schwer, seitdem du Cora geheiratet hast.«

Joe Nevers starrte auf den Boden.

»Ziemlich.« Joe Nevers kam sich doppelt erbärmlich vor, daß er nun schlecht von Cora sprach, nachdem er sie geschlagen hatte. Aber der Mund dieser Frau...

Doc nickte mitfühlend.

»Cora hat es mit den Wechseljahren schwer gehabt, das weiß ich.«

»So ist es«, stimmte ihm Joe Nevers zu.

Doc räusperte sich. »Ist noch jemand mit im Spiel?« Er spielte mit dem Brieföffner auf seinem Schreibtisch.

Joe Nevers warf ihm einen scharfen Blick zu.

Doc wurde rot vor Verlegenheit. »Na ja, was das auch für Schwierigkeiten sein mögen«, sagte er brüsk, »sie haben auf jeden Fall weit genug geführt. Wenn ihr beiden euch nicht vertragen könntet, dann solltet ihr besser zu einem Rechtsanwalt gehen und euch scheiden lassen. Schließlich habt ihr keine Kinder, die aufzuziehen wären.«

Joe Nevers sah aus Docs Fenster hinaus zu den Bergen, aber er konnte sie nur unscharf ausmachen, weil ihm plötzlich die Tränen in die Augen stiegen. Seine Kehle war wie zugeschnürt.

Doc sprach in sanfterem Tonfall weiter. »Ich meine das ernst, Joe. Die Polizei wird davon nichts erfahren, wenn Cora es nicht will, aber wenn sie Anklage gegen dich erhebt, muß ich die Wahrheit sagen, das weißt du. Du kannst es mir aber glauben, daß ich kein Wort sagen werde, wenn sie mich nicht dazu zwingt. Am besten läßt du dich scheiden, Joe.«

Joe Nevers nickte. Das war *seine* Medizin, die Doc ihn nun schlucken ließ.

Doc schrieb etwas auf einen winzigen Umschlag und schüttelte dann Pillen aus einer Flasche hinein.

»Davon gibst du Cora alle vier Stunden eine. Stütze sie gut ab, damit sie durch den Mund atmen kann. Ich schaue morgen früh nach ihr. Soll ich Hope mitbringen, damit sie tagsüber bei ihr bleibt?«

Das wollte Joe Nevers zwar auf keinen Fall, aber er hatte niemand anders, der bei Cora hätte bleiben können. Er konnte nicht einfach zu Hause bleiben.

»Das wäre schön«, murmelte er.

Doc drängte ihm den Umschlag auf. »Sieh zu, daß auf der Schwelung ein Eisbeutel bleibt. Ruf mich an, wenn dir irgend etwas Gedanken macht. Ich bin auf Abruf bereit.« Er zögerte. »Was ist mit dir? Brauchst du irgend etwas?«

Joe Nevers schüttelte verneinend den Kopf.

Doc suchte in seinem Schrank herum. »Nur für alle Fälle«, sagte er und schüttelte einige Pillen in einen weiteren Umschlag. »Wenn du nicht einschlafen kannst, nimm eine davon. Aber keinen Alkohol dazu. Du darfst nichts trinken als Tee oder Wasser«, warnte Doc. »Wenn Cora Anklage wegen Körperverletzung erheben will, willst du doch sicher nicht, daß jemand erzählt, du wärest im Laden gesehen worden, wie du Bier gekauft hast, oder daß du morgen mit einem Kater herumläufst.«

Joe Nevers schob die Umschläge in seine Brusttasche zu den Zigarren. »Vielen Dank, Glen«, sagte er unbeholfen. »Es tut mir wirklich leid, daß das passiert ist. Vor heute abend habe ich noch nie einen Finger gegen sie erhoben.«

Doc legte Joe Nevers eine Hand auf die Schulter. »Joe«, sagte er, »du bist schon mein Freund, seit wir noch kurze Hosen angehabt haben. Ich glaube, wir leben beide schon lange genug, um zu wissen, daß manchmal schlimme Dinge passieren oder etwas schief läuft. Du darfst dir nicht die ganze Schuld allein geben.«

Schockiert starrte Joe Nevers ihn an. Er hätte nie erwartet, daß Glen McAvoy eine Entschuldigung dafür finden könnte, daß er seine Frau geschlagen hatte. Es war bekannt, daß Doc mehr als einem übellau-nigen Farmer mit einer schweren Hand bittere Vorwürfe gemacht hatte, wenn er sich eine Frau oder ein Kind zu oft mit unerklärlichen blauen Flecken oder Knochenbrüchen ansehen mußte.

»Joe«, sagte Doc weiter, »du machst dir jetzt Vorwürfe. Das solltest du auch, ich will dich hier nicht entschuldigen. Du hast bei Cora schweren Schaden angerichtet. Bei dir selbst aber auch, auch wenn man den nicht sieht, und die Folgen wirst du den Rest deines Lebens spüren. Du mußt aber daran denken, daß das hier nicht das Ende der Welt ist. Du bist nicht der erste Mann, der seine Frau geschlagen hat. Das ist schon früher passiert, und es wird in Zukunft wieder passieren.«

Irgend etwas löste sich in Joe Nevers, und er mußte sich anstrengen, um die Tränen zu unterdrücken.

»Cora war doch Witwe, oder?« fragte Doc. »Als du sie geheiratet hast.«

Joe Nevers räusperte sich. »Ja, das war sie.«

»Wenn ich mich richtig erinnere, hat sich ihr erster Mann doch umgebracht, nicht?« fragte Doc. »Er hat sich doch erschossen, oder?«

Joe Nevers starrte ihn an.

»Das stimmt doch, nicht wahr?«

Joe Nevers gab widerwillig zu, daß das stimmte.

»Ich habe schon einige Fälle von Selbstmord erlebt, Joe. Ich möchte hier kein Urteil über die Überlebenden fällen, aber das soll auch nicht heißen, daß *niemand* von ihnen ohne Schuld war. Vielleicht hat Cora dem armen Schwein nicht geholfen, als er ihre Hilfe unbedingt gebraucht hätte, vielleicht hat sie ihn sogar auf seinen Weg ohne Wiederkehr geschickt. Ich weiß es nicht. Vielleicht hatte sie gar nichts damit zu tun. Aber verdammt noch mal, Joe, die Frau ist zum zweiten Mal verheiratet, und nach allem, was man hört, war ihre erste Ehe auch nicht erfolgreicher als die mit dir. Und ihre Tochter ist eine Lesbierin«, sagte Doc und deutete damit nach Joe Nevers' Meinung an, daß das irgendwie Coras Schuld sei. »Die meisten Leute meinen«, sagte Doc weiter, »daß jemand, bei dem zweimal hintereinander eine Ehe scheitert, vielleicht irgend etwas falsch macht und daran nicht ganz unschuldig ist.«

»Ich war auch schon einmal verheiratet«, sagte Joe Nevers langsam.

Doc wurde rot im Gesicht. »Das habe ich nicht gemeint, Joe. Ich bin auf deiner Seite. Du weißt so gut wie ich, daß dich Marion verlassen hat, weil *sie* weg wollte. Du warst ihr ein guter Mann, das hat sogar sie zugeben müssen. Es war nicht deine Schuld, und sie begriff nicht, was sie an dir hatte. Frauen wie sie sind immer davon überzeugt, daß anderer Leute Gras grüner ist.«

»Vielen Dank, daß du versucht hast, mich etwas aufzumuntern«, sagte Joe Nevers. In Wirklichkeit ging es ihm aber schlechter. Hier überschlug sich ein alter Freund fast in seinen Bemühungen, Entschuldigungen für ihn zu finden. Doc hatte ein gutes Herz, aber er hatte nie mehr als gerade genug von der richtigen Art Intelligenz und Schlaueit besessen, um einen guten Landarzt abzugeben. »Du bist ein echter Freund. Ich weiß, daß du versuchst, mir zu helfen.«

Doc seufzte vor Erleichterung auf und wischte sich mit seinem großen, weißen Taschentuch das Gesicht ab. »Ich tue mein Bestes«, sagte er. »Bring Cora jetzt heim, und mit all diesen Problemen und Überlegungen kannst du dich morgen auseinandersetzen, wenn du eine Nacht geschlafen hast.«

Die Hitze des Tages hatte sich im Schlafzimmer hinter den Jalousien gefangen. Er zog sie hoch, öffnete die Fenster und schaltete den Ventilator an, um die leichte Brise zu verstärken, die die Vorhänge kaum merklich bewegte.

Coras Kleider waren voller Blut und Spucke. So sanft er konnte, zog er sie bis auf die Unterwäsche aus und deckte sie mit einem Leinentuch zu. Trotz des Ventilators hätte sie mehr Decken nicht ertragen können. Er stopfte die blutigen Kleider in den Wäschekorb und brachte ihr einen Krug Eiswasser, falls sie in der Nacht durstig aufwachen sollte, nachdem er die Eisbeutel vorbereitet hatte, die ihr von Doc verschrieben worden waren. Sie mußten mit Klebeband genau richtig befestigt werden. Er überzeugte sich davon, daß sie durch die Nase atmen konnte, nahm den Wecker – ein Hochzeitsgeschenk – und ging nach unten. Er stellte den Wecker auf fünf Uhr, seine normale Zeit. Er mußte noch das Vieh versorgen und in der Küche saubermachen. Er würde es nicht zulassen, daß Hope McAvoy morgen früh herkam und sein Haus in einem verschlammten Zustand vorfand. Das wäre für sie nur ein willkommener Anlaß für weitere Klatschgeschichten über ihn.

Als er seine Arbeit getan hatte, legte er sich auf die Couch auf der Veranda. Da die Fenster offenstanden und nur die Mückenschleier sich zwischen ihm und der Nacht bewegten, war es praktisch genauso, als würde er draußen schlafen. Die Nacht war unruhig und wartete darauf, von Donner und Blitz zerrissen zu werden. Nach einer Weile nahm er eine von Docs Pillen und versank in Schlaf.

Als die Schwellungen zurückgegangen waren, legte sich Cora in das Krankenhaus von Greenspark, um sich die Nase richten zu lassen. Nach der Operation sahen die Schwellungen schlimmer aus als an dem bewußten Tag. Das legte sich aber mit der Zeit, und eines Tages waren von der plastischen Chirurgie nur noch dünne Linien zu sehen. Coras Mund aber, ihr einzig wirklich schöner Körperteil, zog sich an

einem Winkel, wo ein Nerv beschädigt worden war, nach unten. Sie hatte auch vorher nie viel gelächelt, aber nun war ihr Lächeln ebenso selten wie schief.

Jeder wußte es, ohne die wahre Geschichte zu kennen. Man hielt Joe Nevers allgemein zwar nicht für einen gottesfürchtigen, aber einen guten Mann, und er hatte seine Frau im Suff geschlagen. Man war sich in Ridge einig, daß das ein schlechtes Jahr für Joe Nevers war. Im Verlauf der Jahre hatte er, und sein Vater und Großvater vor ihm, in der Gemeinde eine gewisse Position erworben, und deshalb waren viele Leute bereit, zu seinen Gunsten gewissen Zweifel zu äußern. Er hätte schon etwas Schlimmeres tun müssen, um seinen guten Ruf vollständig zu verlieren. Joe Nevers arbeitete härter, länger und bis später als je zuvor, was so weit führte, daß er deutlich an Gewicht verlor. Auch die ungeheuren Mengen von Bier, die er nach zuverlässigen Quellen angeblich verkonsumierte, schienen der Qualität seiner Arbeit nicht merklich zu schaden. Es war eben ein verdammt heißer Sommer, und höchstwahrscheinlich schwitzte er es einfach wieder heraus. Viele Männer tranken viel und waren deshalb trotzdem noch gute Männer.

Cora schien mehr Cora als je zuvor zu sein. Wenn ihr Mann morgens um sechs Uhr aus dem Stall kam, stand sein Frühstück auf dem Tisch. Für ihn sah sie wie immer aus, das Bild einer frommen, ehrbaren Frau; eine Frau, kostbarer als Edelsteine, gekleidet in ihre Stärke und ihre Ehre. Deshalb hatte er sie schließlich geheiratet.

Was an Eitelkeit in ihr steckte, galt ihren Kleidern. Die Frauen bewunderten sie nicht nur wegen ihrer Nähkünste, die tatsächlich beachtlich waren, sondern auch, weil sie mit ihren Kleidern bescheiden blieb und damit zufrieden war, mit Nadel und Nähmaschine die Beste unter Gleichen zu sein.

Obwohl sie Katholikin war und zur Messe nach Greenspark fahren mußte, hatte sie für die kirchlichen Veranstaltungen von Ridge schon seit langem Backwerk gestellt, und dabei blieb es auch weiter. In einer Gemeinde, in der jede ältere Frau wegen ihrer göttlichen Pasteten-Kuchen für begnadet gehalten wurde, wurden ihre Produkte allgemein als die besten eingeschätzt. Sie zählte noch zur Jugend, wie alle Frauen, die noch in den Wechseljahren waren. Jede Frau, die noch keinen Anfall von fliegender Hitze erlebt hatte, hatte noch nicht

lange genug Zeit gehabt, um die Sachkenntnis zu erwerben, die für eine wirklich gute Kruste unerlässlich war.

Man hielt Cora nicht nur für eine gute Frau, sondern auch für eine gute Köchin. Es war möglich, eine gute Frau, aber keine gute Köchin zu sein, aber eine gute Köchin, die nicht auch eine gute Frau war, war eine Seltenheit. Es war in sich eine Tugend, eine gute Köchin zu sein.

Coras Freundinnen ergriffen leidenschaftlich für sie Partei, ohne darum gebeten worden zu sein. Trotzdem behielten sich überraschend viele vernünftige Leute mit einem Kopfschütteln ihr endgültiges Urteil vor, womit sie andeuten wollten, daß es vielleicht doch möglich sein könnte, daß auch Cora ein Teil der Schuld traf. Da war schließlich die Sache mit dem Selbstmord ihres ersten Mannes. Der war natürlich nicht in Ridge passiert, sondern weit, weit weg in New Hampshire, zwanzig Meilen nach Westen. Trotz ihrer Großzügigkeit gegenüber der Kirche von Ridge betrachtete man Coras Katholizismus als unbestreitbar exzentrisch. Außerdem war da noch Jane, Coras Tochter von dem Selbstmörder, die geschieden worden war und ihr Sorgerecht für ihre Tochter an ihren früheren Mann verloren hatte. Sicher war das nicht Coras Fehler; in jeder Familie kam es von Zeit zu Zeit zu Schwierigkeiten. Trotzdem gab es aber eine ganze Menge Rauch, und zwangsläufig gackerten die Hennen auch über den Umfang des Feuers.

Hope McAvoy wurde in die Offensive gedrängt und sah sich gezwungen, einige von diesen zurückhaltenden Beobachterinnen zu schimpfen, weil sie nach Hopes Meinung einen Mann bevorzugten, bloß weil er hier geboren war, aber die ließen sich nicht von ihrer Haltung abbringen. Es war das erste Mal, daß ihnen dieser Gedanke gekommen war, und je mehr sie darüber nachdachten, desto besser gefiel er ihnen. Schließlich stammte Cora aus New Hampshire.

Während all der Zeit sagte Cora kein Wort über die Angelegenheit. Ihre Freundinnen, besonders diejenigen wie Hope, die sich ihr in einer solchen Zeit nahe fühlten, konnten ihr kein Wort entlocken. Hope McAvoy sah sich gezwungen, aus Coras Schweigen heroisches Leiden zu machen.

Die ersten Frostnächte überzogen Ridge mit einem Juwelenbesatz. Coras geschlossener und verzogener Mund mochte ihn vielleicht wortlos anklagen, Joe Nevers mochte vielleicht mehr trinken, als gut

für ihn war, aber er zeigte es selten, und die beiden lebten noch unter einem Dach. Manche stellten die Vermutung an, die Ehe könnte überleben. Das hatten schon schlechtere geschafft. Außerdem war das vor der Zeit, als die Leute anfangen, sich wegen eines unfreundlichen Wortes am Morgen scheiden zu lassen.

Am Tag vor dem Erntedankfest sah Adelina Porter von der Post auf, die sie gerade sortierte, und erkannte Cora und ihre Tochter Jane, die zur Tür hereinkamen.

»Morgen«, flötete Adelina fröhlich und sah schnell die restliche Post durch, um sich zu überzeugen, ob etwas für Cora dabei war. Sie fand eine Reklame für eine Frauenzeitschrift und ein Flugblatt von der Kirche.

Cora wartete geduldig. Sie hatte den Inhalt des Postbriefkastens schon in ihrer Handtasche.

»Morgen«, sagte Jane.

Adelina schob die beiden Sendungen über den Ladentisch.

»Machen Sie hier Urlaub, Jane?« fragte Adelina.

»Richtig«, sagte Jane. »Den Truthahn habe ich mitgebracht. Ich habe ihn selbst geschossen.«

Cora lächelte schmerzlich.

»Was?« Adelina war sich nicht sicher, ob sie das richtig verstanden hatte.

»Auf der Truthahnjagd. Ich habe einen Achtzehnpfünder erwischt«, sagte Jane.

»Na bravo«, sagte Adelina herzlich.

»Danke, Addie«, sagte Cora. »Mach's gut.«

»Du auch«, sagte Adelina, aber Cora war schon an der Tür.

Jane, die direkt hinter ihr herging, warf verlegen lächelnd einen Blick über ihre Schulter zurück.

»Das hätten Sie sehen sollen«, sagte Adelina eine Stunde später zu Hope McAvoy.

»Nein!« sagte Hope.

»Cora hat wie immer ausgesehen. Wirklich adrett. Ihren Hut mit den Herbstblättern hat sie aufgehabt. Aber dieses Mädchen!«

»Mein Gott!« Hope schüttelte ungläubig den Kopf.

»Jeder Faden, den sie am Leib hatte, war aus einem Geschäft für Männer. Das waren ganz klar Männerkleider. Das hat mich vielleicht

schockiert, das kann ich Ihnen sagen. Einen Augenblick dachte ich schon, sie hätte den Kleiderschrank meines Bruders Henry geplündert. Und ihr Haar! Praktisch ein Bürstenhaarschnitt!«

»War Cora verärgert?« fragte Hope.

»Das will ich meinen.« Adelina schnaubte. »Sie war totenblaß. Es war ihr unheimlich peinlich. So etwas habe ich noch nie gesehen. Ich dachte, das Mädchen ist Lehrerin am College. Also, ich würde meine Kinder nicht an eine Schule schicken, an der sich die Lehrerinnen anziehen wie die Holzfäller.«

»Was denkt sich das Mädchen eigentlich!« rief Hope. »Die arme Cora.«

»Ich weiß auch nicht«, sagte Adelina leichthin, was bedeutete, daß sie es ganz genau wußte, sich aber den Mund nicht dadurch schmutzig machen wollte, daß sie es laut aussprach.

An diesem Abend zog sich Joe Nevers seine Jacke an und holte seine Mütze runter, sobald er seinen Teller leergegessen hatte. Er hatte seinen Lieferwagen noch nicht erreicht, als die Außentür hinter ihm zuschlug. Als er sich umdrehte, sah er, daß Jane hinter ihm herkam.

»Habe ich etwas vergessen?« fragte er und lächelte, soweit ihm das damals möglich war.

Jane baute sich mit ihren Arbeitsstiefeln vor ihm auf und schob die Hände in die Gesäßtaschen ihrer Jeans. »Joe«, sagte sie ungezwungen, »was zum Teufel ist hier eigentlich los?«

Er stützte sich mit einer Hand auf die Kühlerhaube, nahm seine Mütze ab und schob sie sich unter die Achselhöhle.

Jane stampfte ungeduldig mit einem Fuß auf. »Verdammt nochmal, Joe, irgend etwas stimmt hier doch nicht.«

Er leckte sich über die Lippen.

»Meine Mutter«, sagte Jane, »hat in den vierundzwanzig Stunden, die ich hier bin, kein Wort mit dir gesprochen. Ich weiß, was das bedeutet. Das hat sie früher immer mit meinem Vater oder mir gemacht, wenn wir ihr irgend etwas angetan hatten. Also, was hast du gemacht?«

Joe Nevers räusperte sich. »Ich habe sie geschlagen«, sagte er.

Janes Augen weiteten sich.

»Ich habe sie geschlagen. Das Nasenbein habe ich ihr gebrochen, und ihre Brille auch.«

»Davon hat sie mir kein Wort erzählt. Wann ist das denn passiert?«  
Jane hatte sich schnell wieder gefaßt.

»Im Sommer«, sagte er. »Im Juli.«

Jane nickte. »Als ich mit Marcie am Cape Camping gemacht habe. Seit wann redet sie nicht mehr mit dir?«

»Seit damals.«

»Scheiße«, sagte Jane.

Joe Nevers suchte seine Zigarren, schüttelte eine aus der Packung und steckte sie sich zwischen die Lippen, während er die Streichhölzer suchte. »Wir müssen uns einfach scheiden lassen«, sagte er. »Ich weiß das jetzt. So können wir nicht weitermachen. Wir müssen uns scheiden lassen.«

Jane seufzte und holte ein Gasfeuerzeug aus ihrer Brusttasche. Er nahm es und steckte sich vorsichtig hinter vorgehaltenen Händen seine Zigarre an. Er starrte schamerfüllt auf den Boden.

»Schau mich an, Joe Nevers!« befahl ihm Jane.

Widerwillig begegnete er ihrem Blick.

»Sie ist dir auf die Nerven gefallen, nicht? Ständig an dir herumgörgelt?«

Er schüttelte den Kopf. »Das ist keine Entschuldigung.«

»Du hast es ja verdammt eilig, die Schuld auf dich zu nehmen«, sagte Jane. »Ich kenne das, wenn Cora an einem herumgörgelt. Sie kann einem das Leben zur Hölle machen.«

Joe Nevers ließ seinen Kopf sinken. »Mein Gott«, sagte er und legte sich eine Hand über die Augen, während er zugleich laut an seiner Zigarre zog.

»Das kannst du wirklich sagen«, meinte Jane. Sie packte ihn am Arm und schüttelte ihn. »Was glaubst du wohl, warum ich Gary geheiratet habe? Ich hätte alles getan, nur um weg von ihr zu kommen.« Sie deutete mit einem Daumen auf die Küchentür. »Er ist zwar ein totales Arschloch, aber selbst jetzt noch würde ich mich für ihn entscheiden, wenn ich die Wahl hätte, entweder bei ihr oder bei ihm zu wohnen.«

Sein Blick traf ihren; nun war er an der Reihe damit, überrascht zu sein. »Ich dachte, du hättest Gary Foster geheiratet, weil du schwanger warst.«

Jane zuckte die Achseln. »Er brauchte einen Grund, um mich zu heiraten. Ich habe das absichtlich gemacht. Zum Teil wollte ich mich

davon überzeugen, daß ich eine echte Frau bin.« Sie schnaubte und schüttelte den Kopf. »Das hat sich ja wohl dann gezeigt.«

»Jane«, sagte Joe Nevers und nahm seine Zigarre in die andere Hand, um eine Hand auf ihre Hand an seinem Arm legen zu können, »das tut mir leid. Eine traurige Geschichte.«

Sie zuckte die Achseln. »Soll ich mit ihr reden?«

Seine Wangen färbten sich tief rot. Er dachte darüber nach. Es schien ihm, als sei das eine Sache, die er und Cora unter sich ausmachen mußten. Er schüttelte den Kopf.

»Pech für dich«, sagte Jane. »Ich rede nämlich trotzdem mit ihr. Möchtest du dabeibleiben und dir anschauen, wer von uns beiden ins Krankenhaus muß?«

»Wir müssen uns scheiden lassen«, sagte er geistesabwesend. Er hatte eigentlich nicht wirklich gehört, was Jane gesagt hatte.

»Das wäre das Schlaueste, was du tun könntest«, sagte Jane. »Zuerst einmal möchte ich aber Cora in die Mangel nehmen. Du kannst dich ja von ihr scheiden lassen, wenn ich mit ihr fertig bin.«

Sie steckte ihre Hände wieder in die Gesäßtaschen und stampfte ins Haus. Sie war eine jener großen Frauen mit kleinen Brüsten und einem gewaltigen Hinterteil – quasi als Ausgleich. In ihren engen, verblaßten Jeans erinnerte es an das beeindruckende Bild eines Flugzeugträgers, der sich durch schwere See schiebt.

Joe Nevers warf seine Zigarre weg, holte seine Mütze unter seiner Achselhöhle hervor und trabte ihr nach.

Jane brach in die Küche ein. Cora stand am Spülstein und hatte beide Arme bis zu den Ellbogen im Spülwasser versenkt. Joe Nevers trabte hinter Jane her und blieb mit dem Rücken zur Tür stehen.

»Du verdammte Schlampe«, sagte Jane.

Cora sah sie an. Sie war anscheinend nicht überrascht, aber dann schlug sie Jane ins Gesicht.

Jane blieb auf den Beinen, aber die Wucht des Schlages warf ihr den Kopf zur Seite. Als sie ihn wieder herumdrehte, war der Abdruck von Coras Hand rot auf ihrer Wange zu sehen. Ein leichter Spitzenbesatz aus schaumigem Spülwasser tropfte vom Kinn herunter. Sie berührte nicht einmal die Stelle, wo sie geschlagen worden war. Sie nahm eine Tasse mit kaltem Tee zwischen dem schmutzigen Geschirr heraus und schüttete ihn Cora ins Gesicht.

Cora zuckte zusammen. Sie atmete nun schwer und starrte Jane an.

»Jetzt weißt du, wie das ist«, sagte Jane. »Wenn du deine spitze Zunge noch einmal gegen jemand einsetzt, denk daran, wie es ist, wenn man selbst der Empfänger ist.«

Cora sah an Jane vorbei zu Joe Nevers. »Du hast nicht das Recht dazu, darüber zu reden«, sagte sie. »Das ist nicht deine Angelegenheit.«

»Dann mache ich es eben zu meiner Angelegenheit«, sagte Jane. »Es ist höchste Zeit, daß du selbst einmal spürst, was du dein ganzes Leben lang anderen angetan hast.«

»Verschwinde aus meinem Haus«, sagte Cora und drehte sich wieder zum Spülstein um.

Jane sah zu Joe Nevers hinüber. »Nein«, sagte sie.

»Du hast ja keine Ahnung, was ich alles auszuhalten hatte«, sagte Cora. Sie ließ ihre Hände nachdenklich durch das Spülwasser gleiten. »Du hast dazu kein Recht.«

»Ach, Scheiße«, sagte Jane. »Du scheinheilige Ziege.«

Cora saugte die Luft ein, als habe sie ein Schlag getroffen. Sie sah wieder zu Jane, aber ihre Hände waren noch im Spülwasser.

»Laß es gut sein, Jane«, sagte Joe Nevers.

»Halt den Mund«, sagte Cora zu ihm.

Sie sah Jane an. »Du bist genau wie dein Vater«, sagte sie, und jedes Wort wurde so ausgesprochen, als würde sie Steine nach einem Glasfenster werfen.

»Nein, wirklich nicht«, sagte Jane. »Mich wirst du nie dazu bringen, daß ich mir das Gehirn über den ganzen Badezimmerboden schieße.«

»Dafür hast du immer mir die Schuld gegeben, immer hast du für deinen Vater Partei ergriffen. Genau das gleiche machst du jetzt auch«, sagte Cora.

»Ich weiß«, sagte Jane. »Ich könnte dir das verzeihen; er war schließlich auch ein Dreckskerl. Das weiß ich nämlich noch, weißt du. Ich glaube aber, daß dir das gefallen hat. Das ist es, was mich auf die Palme bringt. Du gefällst dir zu sehr in deiner Märtyrer-Rolle.«

»Deine billigen Entschuldigungen interessieren mich nicht. Bring erst einmal dein eigenes Leben in Ordnung, bevor du an meinem herumkritisiert.«

»Scheiße riecht nach Scheiße«, sagte Jane. »Man braucht kein Experte zu sein, um den Geruch zu identifizieren.«

»Und du nennst dich Lehrerin«, sagte Cora und zog angeekelt die Nase hoch. Ihr Mund verzog sich zu der schrecklichen Parodie eines Lächelns.

Jane drehte sich halb zu Joe Nevers um.

»Laß deine Pistole liegen, wo sie sie finden kann, Joe. Sie kann nämlich gut schießen. Verdammt gut. Daddy hat es uns beiden beigebracht. Vielleicht benutzt sie sie ja gegen sich selbst. Dann wird jeder sagen, du hättest sie dazu getrieben, weil du so ein Bastard bist, und sie hätte ihre Rache.«

Joe Nevers war völlig sprachlos. Er hätte hinter der Fassade von höflichen Küßchen auf die Wange nie so viel Haß vermutet.

»Du bist nicht mehr meine Tochter«, zischte Cora Jane an. »Du bist auch keine natürliche Frau.«

Jane lachte. »Wenn jemand dich und Dad als Beispiele hat, will doch niemand mehr natürlich sein. Fick dich doch selbst, Cora.«

Cora trocknete sich sorgfältig die Hände an ihrer Schürze ab. »Ich habe es schon einmal gesagt. Verschwinde hier!«

Jane zuckte die Achseln. »Joe, willst du, daß ich gehe?«

Er räusperte sich.

»Was ist denn?« fragte Jane. »Ist das etwa ansteckend? Sie redet nicht mit dir, und du kannst auf einmal auch nicht mehr sprechen, oder was?« Sie schüttelte den Kopf. »Oh, Joe, willst du etwa weiter da stehenbleiben wie ein Indianer vor einem Zigarrenladen, bis sie dich so weit getrieben hat, daß du sie umbringst?«

»Nein«, sagte er. Er sah Cora an. »Wir müssen uns scheiden lassen.«

Jane stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus. »Gut. Das wäre heraus.«

Joe Nevers hängte seine Mütze an den Haken neben der Tür. »Das ist mein Haus«, sagte er zu Cora.

Cora starrte ihn einen langen Augenblick an. Dann nahm sie langsam mit zitternden Händen ihre Schürze ab. Sie legte sie sorgfältig zusammen und hängte sie über einen Arm. Dann ging sie zierlich wie eine Katze, die um eine Pfütze geht, um Jane herum und ging langsam mit bedächtigen Schritten die hintere Treppe hinauf.

»Mach dich an die Arbeit«, sagte Jane zu Joe Nevers. »Ich spüle dir das Geschirr. Sie hat doch diese Freundin mit dem lockeren Mund-

werk, Hope heißt sie, oder? Sie kann sich ja von Hope hinfahren lassen, wohin sie will.«

Joe Nevers sah die schmale hintere Treppe hinauf. Von oben war Cora zu hören, wie sie einen Koffer aus dem Verschlag zerrte.

»Damit ist die Sache noch nicht vorbei«, sagte er.

Dann nahm er seine Mütze und ging hinaus.

Als er heimkam, saß Jane auf der hinteren Veranda und rauchte eine Zigarette.

»Das Vieh habe ich schon versorgt«, sagte Jane. »Möchtest du ein Bier?«

Er gab zu, daß ihm ein Bier nicht schlecht schmecken würde.

Jane ging ins Haus. Die Außentür mit dem Fliegendraht flog hinter ihr leise zu. Die Tür des Kühlschranks klickte und flog wieder zu. Sie kam wieder heraus.

»Danke«, sagte er.

Sie setzten sich beide hin; aus der Küche fiel Licht heraus.

»Sie ist bei McAvoy«, sagte Jane.

Er nickte.

»Hör mal«, sagte Jane. Sie ließ den Stummel ihrer Zigarette auf den Boden fallen, streckte ein langes, kräftiges Bein aus und trat sie mit ihrer Stiefelspitze aus. »Ich habe nachgedacht. Ich weiß nicht, ob ich dir einen Gefallen getan habe, als ich meinen Mund so weit aufgerissen habe.«

Joe Nevers zuckte die Achseln. »Schlimmer hättest du es nicht machen können.«

»Vielleicht«, sagte sie. »Auf jeden Fall habe ich dich in Fahrt gebracht, nicht?« Sie grinste ihn an.

Er lächelte schüchtern in die Trinköffnung seiner Bierdose.

»Soll ich den Vogel trotzdem braten?« fragte sie.

»Sicher.«

»Gut.« Sie steckte sich noch eine Zigarette an. »Eines möchte ich dich aber fragen.«

Er zog eine Zigarre heraus. »Was denn?«

»Was hat sie gegen dich in der Hand?«

Joe Nevers seufzte. Er stellte die Bierdose ab, behielt die Zigarre aber in der Hand. Er zeigte ihr seine Hände. »Ich habe die Hand gegen sie erhoben.«

Jane nickte. »Das weiß ich. Was sonst noch? Du bist doch nicht die Art Mann, der seiner Frau blaue Flecken beibringt, bloß weil ihm das Spaß macht. Sie muß dich doch wegen irgend etwas belämmert haben.«

Joe Nevers steckte sich seine Zigarre an. »Weil ich zu viel gearbeitet habe.«

Jane schnaubte. »Was soll das denn heißen? Weil du nicht heimkommst, wenn du sollst?«

»So ungefähr.«

»Trinkst du viel?«

»Schon möglich.«

»Warum?«

»Wegen der Hitze.« Er fuhr sich mit einem Finger unter den Hemdkragen und zog daran. »Es ist ein heißer Sommer. Wenn man den ganzen Tag arbeitet, trocknet man aus. Das ist alles.«

»Klar«, sagte Jane. »Ich habe dich ja arbeiten sehen. Du schwitzt es wohl aus, oder?«

»Wahrscheinlich.«

Jane zog an ihrer Zigarette. »Mit wem schläfst du, Joe?«

Joe Nevers sah sie an. »Mit Cora auf jeden Fall nicht, darauf kannst du dich verlassen«, sagte er und grinste.

Jane lachte. »Du hörst dich an, als hättest du einen trockenen Hals. Willst du noch ein Bier?«

Er sah überrascht seine Bierdose an und schüttelte sie. Sie war leer. »Dieses Mal bin ich an der Reihe«, sagte er. Er stand auf und streckte sich. »Willst du auch eine?«

»Ein Bier könnte ich vertragen«, sagte Jane.

Er lachte.

Als er wieder da war, sagte Jane: »Ich meine manchmal, ich weiß, was Cora so verrückt macht.«

»Was?« fragte er.

Sie rissen zugleich ihre Bierdosen auf.

»Du kannst wirklich verdammt wortkarg sein«, sagte Jane. »Weißt du das?«

»Manchmal«, gab er zu.

»Machst du dir Gedanken, die Wörter könnten knapp werden?«

Er lachte wieder und schüttelte verneinend den Kopf. »So bin ich eben erzogen worden... denke ich. Über... über manche Dinge haben wir nicht gesprochen. Das war Privatsache.«

»Na schön, aber ich habe immer noch keine Antwort«, sagte Jane. »Mit wem schläfst du, Joe?«

Er lachte kurz und kratzte sich hinter einem Ohr. »Herrgott im Himmel, woher bekommt ihr jungen Leute bloß eure Ideen? Ich bin dreiundfünfzig Jahre alt, Mädchen. Meinst du vielleicht, ich kann vierzehn, fünfzehn Stunden am Tag arbeiten und dazu noch herumbumsen?«

»Das war aber eine lange Rede«, sagte Jane. »Um deine Frage zu beantworten, ja, das glaube ich.« Sie stieß ihm in die Rippen. »Du alter Schwerenöter. Schau dich doch an! Du weißt genau, daß du mehr Kraft hast, als die meisten achtzehnjährigen hier in der Stadt. Erzähl mir hier bloß keinen Scheiß, von wegen alter Mann!«

Joe Nevers seufzte. »Ich will dir was sagen, Jane.«

Sie wartete, während er sich die Kehle befeuchtete.

»Ich will dir sagen, Jane, ich wünschte bloß, ich könnte so regelmäßig, wie das all die verdammten alten Weiber von Ridge von mir behaupten.«

Sie lachte und warf ihre Zigarette in die Dunkelheit. Sie zog einen Schweif aus Funken nach sich wie ein Komet und ging aus. »Na egal, Gussie wird es mir schon erzählen.«

»Cora hat nur halb recht«, sagte sie nach einer Pause.

»Wie meinst du das?«

»Du hast doch gehört, was sie gesagt hat? Daß ich keine natürliche Frau bin?« Ihre Hand legte sich leicht auf Joe Nevers' Unterarm. »Manchmal bin ich das nämlich doch. Komm, gehen wir nach oben und seien wir natürlich.«

Er tätschelte ihre Hand, versuchte aber, sachlich zu sein. »Jane, du bist für mich doch wie eine Tochter.«

»Blödsinn«, sagte sie fröhlich. »Als du Cora geheiratet hast, war ich selbst schon verheiratet und hatte ein Kind.«

Er dachte darüber nach. Er war überrascht, wie attraktiv er das Angebot fand, schüttelte aber den Kopf. »Es wäre nicht recht.«

Jane zuckte die Achseln. »Wie du willst«, sagte sie. Sie stand auf, streckte sich und gähnte. »Es ist wirklich schwere Arbeit, eine Ehe auseinanderzubringen. Ich glaube, ich lege mich hin.« Mit einer

Hand an der Außentür blieb sie stehen. »Wenn du vielleicht später zu dem Entschluß kommen solltest, daß du ebensogut auch als Schuldiger gehängt werden könntest, würde ich dir dabei gern Beihilfe leisten.«

»Gute Nacht«, sagte er.

Es blieb aber nicht bei dem Wunsch, nachdem er leise an ihre Schlafzimmertür geklopft hatte.

Er war nicht überrascht, als Glen McAvoy am nächsten Morgen in seinen Hof gefahren kam. Er schlug seine Axt in den Hackklotz und ging zu Doc hinüber, um seinen Kopf in das Fenster seines riesigen alten Buick Caravan zu lehnen. Docs Hund Hoover saß mit heraushängender Zunge hinten und roch seinem Alter entsprechend. Joe schob seine Hand hinein. »Wie geht's?« fragte er.

Doc drückte sie. Seine Hand war glatt vor Schweiß. Hoover sprang auf, um über Docs Schulter zu sabbern. »Es ist mir schon besser gegangen«, sagte Doc.

»Wie geht's Cora?« fragte Joe Nevers.

»Wegen ihr bin ich hergekommen.«

Joe Nevers nickte. »Dachte ich mir. Setzt du dich zu mir auf die Veranda?«

Doc wägte die Anstrengung, die es ihn kosten würde, sich aus dem Auto herauszuwuchten, gegen die Vorteile der Einladung ab. Als er die Tür aufmachte, kletterte Hoover über ihn und fiel neben dem Auto auf den Boden. Doc mühte sich ab, bis er einen Fuß heraus hatte, und dann versetzte er Hoover einen leichten Tritt in die Rippen. Hoover jaulte auf und torkelte weg.

»Entschuldige«, murmelte Doc Hoover zu.

Doc ließ sich vorsichtig in einem breiten, alten Korbstuhl nieder. Er hatte es sich angewöhnt, sämtliche Möbel so zu behandeln, als seien sie zerbrechlich. Er hörte, wie der Stuhl knarrte, als er sich daraufsetzte. Es klang so, als würde er ihn aushallen. Er seufzte erleichtert.

»Ist Jane noch hier?« fragte er und verrenkte den Hals, um durch den Fliegendraht der Außentür in die Küche zu sehen.

»Das siehst du doch«, sagte Joe Nevers. »Der Truthahn brät sich schließlich nicht von selbst.«

Doc räusperte sich. »Cora ist ziemlich wütend.«

Joe Nevers nickte.

»Auf Jane ist sie auch wütend.«

Joe Nevers musterte seinen Stapel Brennholz.

Doc zog ein Taschentuch heraus und wischte sich das Gesicht ab.

»Cora will sie hier heraushaben. Sofort.«

Joe Nevers setzte sich auf den Schaukelstuhl auf der Veranda und zog seine Zigarren heraus.

»Cora sagt, sie will dich wegen Körperverletzung anzeigen, wenn Jane nicht bis Mittag weg ist«, sagte Doc hastig.

Joe Nevers sah ihn über das Streichholz an, das er an seine Zigarre hielt.

Glen McAvoy hatte Joe Nevers wie einen Helden verehrt, als er noch der Anführer bei den Spielen ihrer Kindheit, der Mannschaftskapitän aller Teams gewesen war, weil Joe Nevers nicht nur gut, ja der Beste war, sondern weil er sich fair gab und für einen unbeholfenen, dicken Jungen immer einen Platz fand. In diesem Augenblick war er froh darüber, daß er nicht Cora war. Für diesen kurzen Sekundenbruchteil überlegte er sich, wie nahe Joe Nevers wohl davor gestanden hatte, die erbärmliche Kreatur umzubringen.

Joe Nevers schüttelte sein Streichholz aus. »Ist das Coras Trumpfkarte?« fragte er.

Doc nickte. »In eine Scheidung willigt sie nicht ein, wenn du ihr das Haus nicht gibst. Wenn du versuchen solltest, dich aus welchen Gründen auch immer scheiden zu lassen, zeigt sie dich an.«

Joe Nevers musterte das verkohlte Streichholz. »Ich habe in diesem Haus gewohnt, seit ich zum ersten Mal geheiratet habe.« Er flüsterte es praktisch.

»Ich weiß«, sagte Doc ebenso leise.

»Wir sind noch nicht so lange verheiratet, daß sie irgendwelche Anrechte auf das Haus hätte«, sagte Joe Nevers. »Sie hat nichts mitgebracht als einen alten Ford, eine Nähmaschine mit Fußbetrieb und den Riemen, an dem sie ihre Zunge schleift.«

Doc seufzte schwer. »Das spielt keine Rolle, Joe. Wenn sie dich vor Gericht bringt, muß ich aussagen, und du bekommst zumindest eine Geldstrafe. Vielleicht mußst du dich auch ein Wochenende in den County-Knast setzen. Du mußt dich nur entscheiden, was schlimmer ist, das ist alles.«

»Mein Name ist ruiniert«, sagte Joe Nevers bitter.

Glen McAvoy rieb sich die Nase. »Herrgott noch mal, Joe, das tut mir wirklich leid. Ich kann dir zum Trost nur sagen, daß nichts ewig hält. Die Leute vergessen auch wieder.«

»Ich aber nicht«, sagte er.

»Deine Freunde werden nicht aufhören, deine Freunde zu sein«, sagte Doc. »Ich bin immer noch dein Freund, das weißt du doch, oder?«

»Ich weiß das zu schätzen, Glen«, sagte Joe Nevers. »Ehrlich.«

»Cora ist nicht von hier«, sagte Doc.

»Ich weiß«, sagte Joe Nevers trocken. »Ich habe sie ja hergebracht.«

»Um so trauriger«, sagte Doc und wischte sich wieder das Gesicht ab. Hoover hatte sich auf die unterste Stufe sinken lassen. Selbst aus dieser Entfernung stank er noch. Doc war sicher, daß das der Geruch von Krebs war. Hoover würde sterben. Doc hatte sich in seinem ganzen Leben noch nie so hilflos gefühlt. Am liebsten hätte er geweint.

»Ein Glas Tee?« fragte Joe Nevers, dem seine Gastgeberpflichten einfielen.

»Das würde mir guttun«, gab Doc zu.

Joe Nevers ließ ihn mit seinem Leid auf der Veranda sitzen.

Jane war in der Küche summend damit beschäftigt, einen Fruchtsaft zu pressen. Sie sah erwartungsvoll auf. »Bis wann muß ich weg sein?«

»Bis Mittag«, sagte er. »Sie wird mich wegen Körperverletzung anzeigen, wenn du noch da bist.«

Mit einer heftigen Bewegung schnitt Jane ein Stück Rhabarber ab.

»Dieses gemeine Weib«, sagte sie. »Tut mir leid, Joe.«

»Das Haus will sie auch, wenn ich die Scheidung einreiche.«

»Scheiße«, sagte Jane.

Er goß ein Glas Tee ein.

»Ich bin in einer Minute fertig. Dann mache ich mich auf«, sagte sie.

»Tut mir leid, Janie«, murmelte er.

»Mir auch«, sagte sie. »Ich hatte mich auf den Vogel gefreut.«

Draußen stürzte Doc das halbe Glas mit einem Zug hinunter. »Was wirst du jetzt machen?« fragte er.

Joe Nevers musterte den Stummel seiner Zigarre. Er warf ihn in den Hof. Hoover hob seinen Kopf, um seinen Weg durch die Luft zu verfolgen, und versank dann wieder in seine dumpfe Lethargie.

»Ich werde ihr geben, was sie will«, sagte Joe Nevers.

»Bist du sicher, daß das eine kluge Entscheidung ist?« fragte Doc.

Joe Nevers antwortete nicht.

Doc trank seinen Tee aus und erhob sich mühsam.

»Du kannst ihr sagen, daß Jane weggeht«, sagte Joe Nevers. »Sag ihr, ich will keine Scheidung. Wenn sie zurückkommt, machen wir weiter wie bisher. Das will sie doch.«

Doc wollte noch etwas sagen, überlegte es sich aber dann anders. Er wartete, bis sich Hoover von der untersten Stufe heruntergewuchtet hatte und zum Auto gewatschelt war. Er machte ihm die Tür auf. Der Hund quälte sich hinein und brach hinter dem Steuerrad zusammen. Doc gab ihm einen Klaps auf das Hinterteil. Hoover rutschte hinüber.

»Joe«, sagte Doc, »laß dich von ihr nicht zu weit treiben. Du mußt zwar einen Preis dafür bezahlen, wenn du sie loswerden willst, aber das ist vielleicht noch besser, als wenn du ins Zuchthaus mußt, weil du etwas noch Schlimmeres getan hast. Vielleicht solltest du dich von ihr anzeigen lassen, deine Strafe zahlen, oder was sie dir auch immer aufbrummen. Dann hat sie nichts mehr gegen dich in der Hand. Sobald Anwälte an der Sache beteiligt sind, könntest du mit Handeln noch etwas herausholen.«

Joe Nevers schüttelte den Kopf. »Wir machen es so, wie sie es will«, sagte er. »Sie soll bekommen, was sie will.«

Cora stieg am gleichen Abend um sechs Uhr aus Docs Auto aus. Joe Nevers saß auf der hinteren Veranda und erwartete sie.

Hope McAvoy folgte als nächste. Dann kam Hoover herausgefallen und blieb schwankend auf seinen Beinen stehen. Doc wuchtete sich aus seinem Auto und kam geschäftig hinten herumgelaufen, um Coras Koffer zu holen. Er blieb kurz stehen, um Hoovers Kopf zu tätscheln. Hoover stöhnte und schlabberte über Docs Hand.

Hope stand da und musterte Joe Nevers mit durchbohrenden Blicken. Cora kam mit hoch erhobenen Kopf die Verandatreppe hoch und ignorierte ihn. Er verhielt sich genauso und musterte die McA-

voys, als seien sie Fremde und wären mit einem Wagen mit ausländischen Nummernschildern in seinen Hof gefahren.

Hope kam hinter Cora die Treppe hoch. Sie blieb kurz stehen und zischte Joe Nevers zu: »Wenn du sie noch einmal anrührst, werde ich dafür sorgen, daß du dafür gehängt wirst.«

Joe Nevers sah sie an und zog eine Augenbraue hoch. In Maine war seit mehr als einem Jahrhundert keine Todesstrafe mehr verhängt worden, seit ein Fall von Verwechslung die Nachteile dieses Systems gezeigt hatte.

»Hope«, sagte Joe Nevers, »du weißt ja gar nicht, was du für ein Glück hast.«

Hope erschrak. Sie hatte kein Kompliment erwartet, falls es sich hier um eines handelte. Sie sah nervös zu ihrem Mann hinüber, der sich auf der anderen Seite des Hofes keuchend mit Coras Koffer abmühte und so tat, als sei er taub. Sie verschränkte die Arme, stellte sich in Positur und war auf alles gefaßt.

»Warum?« fragte sie und bereute es sofort.

»Glen und ich sind schon Freunde, seit wir noch kurze Hosen hatten. Das allein hat mich davon abgehalten, dich beim ersten Mal, als ich dich gesehen habe, zu vergewaltigen.«

Hope schnappte nach Luft.

»Du bist widerlich«, brachte sie schließlich empört heraus, stolzierte ins Haus und warf die Außentür hinter sich zu.

Glen McAvoy keuchte die Treppe hoch.

»Das nehme ich«, sagte Joe Nevers und stand auf.

»Danke«, sagte Doc und stellte den Koffer auf der obersten Stufe ab. »Habe ich wirklich gehört, was ich zu hören geglaubt habe?«

»Ganz richtig«, sagte Joe Nevers und grinste ihn an. »Ich hoffe, du bist nicht beleidigt.«

Glen McAvoy kicherte und legte sich dabei eine Hand vor den Mund. »Ach Quatsch. Ich muß mich mit Hope einmal unterhalten, wenn wir nach Hause kommen. Ich sehe, daß sie nicht genug zu tun hat. Ich muß mich im Gegenteil bei dir entschuldigen. Die Sache geht sie nichts an, und sie hat nicht das Recht, ihre Nase in anderer Leute Angelegenheiten zu stecken.«

»Paß nur auf, daß du ihr nicht eine fegst«, sagte Joe Nevers. »Weiß Gott, was dich das kosten würde.«

Docs Grinsen machte einem bestürzten Ausdruck Platz. Er sah sich automatisch nach Hoover um. Der Hund stand wie ein unscharfer dunkler Fleck in der sich herabsenkenden Dunkelheit unbeweglich neben dem Auto, wo Doc ihn zurückgelassen hatte.

»Du weißt gar nicht, wie leid mir das tut, Joe. Werdet ihr beiden klar kommen?«

»Mach dir keine Sorgen«, sagte Joe Nevers und tätschelte Doc den Arm. »Ich werde Cora einfach alles geben, was sie will.«

Torie war in einen unruhigen Schlaf versunken. Das müssen die Pillen sein, dachte er. Er blieb eine Zeitlang unsicher über ihr stehen und versuchte, eine Möglichkeit zu finden, wie er es ihr bequemer machen könnte. Ihre Hand auf dem Sofakissen lag da wie ein trockenes Blatt, rollte sich ein, zuckte, ballte sich und öffnete sich wieder. Sie bleckte die Zähne und knurrte tief in ihrer Kehle. Erschreckt trat er unbewußt einen Schritt zurück.

Als er hinausging, war er froh darüber, wieder aus dem Haus herauszukommen. Draußen hatte der Sturm eine geradezu greifbare Stimmung des Friedens aus Schnee und kahlen Wäldern erzeugt. Es war ein Wunder, wie ein voller Bauch einen Mann nach einem solchen Sturm sich zehn Jahre jünger fühlen lassen konnte. Die Schaufel stand an der Kurve und wartete, wie eine Witwe, die auf den Postboten wartet und sich mit ihren Armen zum Schutz vor der Kälte umschlingt. Er ging langsam auf den Berg hinauf und stellte sich langsam auf die Aufgaben ein, die vor ihm lagen.

Als er den Kofferraum des Cadillacs berührte, war er so kalt, daß es ihn wie von einem Stromstoß kalt den Rücken hinunter und bis zu seinen Fingerspitzen überlief. Seine Nägel klapperten auf dem kalten Metall. Die Handschuhe, die er aus seiner hinteren Tasche zog, gaben ihm nur eine oberflächliche Wärme zurück.

Er zog die Schaufel aus der Schneewehe und tastete sich an dem Auto entlang. Er stützte sich dabei auf die Schaufel, um das Gleichgewicht zu halten. Der Schnee war von Regen aufgeweicht und trug sein Gewicht nicht, wurde unter seinen Füßen eisig und glatt. An den tiefsten Stellen der Schneewehen verschwanden seine Beine in tiefen Löchern, aus denen er mühsam herausklettern mußte. Schnee lief ihm in die Stiefel. Seine Füße begannen, kalt zu werden und weh zu tun.

Der Cadillac befand sich in einer schlechteren Lage, als das zunächst den Anschein gehabt hatte. Die Eiche hatte ihn abgefangen, nachdem er vor dem Schneefall auf trockenem Kies ins Schleudern gekommen und den grasigen Hang hinunter gerutscht war. Das hatte der gleiche Baum schon verschiedentlich vorher getan, und zwar bei diesem und anderen Cadillacs, die Torie gefahren hatte. Es war unmöglich zu sagen, welchen Schaden der Baum am Rahmen des Cadillacs angerichtet hatte, aber seine Nase war auf jeden Fall so gründlich zerschlagen wie die Coras an dem Abend, an dem er sie ihr eingeschlagen hatte.

Der große Wagen hatte seinerseits die Wurzeln der Eiche gelockert und ihrem sowieso schon angeschlagenen Stamm den Rest gegeben, so daß er auch ohne den Sturm seinen tödlichen Verletzungen erlegen wäre. Der Wind hatte den Baum fast völlig entwurzelt, seine Äste abgerissen und sie über die ganze Gegend verstreut. Die kopflastige Eiche war in die Richtung umgestürzt, in die sie sich vorher schon geneigt hatte, und zwar zu dem Haus hin über die Motorhaube des Cadillacs. Das Gewicht des Stammes auf dem vordersten Teil des Autos hatte das von dem Zusammenstoß sowieso schon wie eine Harmonika zusammengesobene Vorderteil heruntergedrückt und das Heck höher gehoben. Schneeverwehungen unter und an den Hinterrädern vermittelten den irrtümlichen Eindruck, daß das Heck fest auf einem Bankett aus zusammengepacktem Schnee stand. In Wirklichkeit aber war es nur eine Schneewehe, die von Nässe verharscht und vom Regen löchrig geworden war.

Als er durch den Harschschnee brach und den weichen Schnee darunter wegkratzte, stellte er fest, daß das linke Hinterrad kaum Kontakt mit dem Kies darunter hatte. Das rechte hintere Ende, das in der Nacht zuvor von der Einfahrt abgekommen war, war noch höher in die Luft gehoben worden.

Wenn es ihm gelang, den toten Motor zum Leben zu erwecken, würden die Hinterräder den Schnee schnell in eiskalten Klumpen wegschleudern, und dann würden sie sich fröhlich in alle Ewigkeit in der Luft drehen, ohne ihm auch nur das geringste zu nützen. Er mußte sie auf den Boden bringen, wenn er die Kiste jemals wieder auf die Einfahrt bekommen wollte. Er beschloß, den Stamm der Eiche an der linken Seite des Autos von den Wurzeln zu trennen, so daß sein Gewicht weiter auf dem Kühler ruhte und eine plötzliche Verlagerung

des Gleichgewichts verhindert wurde. Auf den Schnee konnte er sich nicht verlassen, wenn der Cadillac aus seiner gefährdeten Lage herausrutschen sollte. Auf dem glatten Harsch konnte er überallhin rutschen. Wenn er den Stamm auf dem Kühler nacheinander stückweise zersägte, könnte es ihm vielleicht gelingen, daß das Auto sanft wieder auf alle vier Füße zu stehen kam.

Die schneebedeckten und von Eis überzogenen Wurzeln bildeten hinter ihm ein lästiges Hindernis. Sie sahen ganz so aus, als könnte man sich in ihnen mit Leichtigkeit einen Knöchel brechen. Der Raum zwischen ihnen und dem Auto, wo er arbeiten mußte, schien viel zu schmal. Es war schwer, ihnen den Rücken zuzudrehen. An dieser Stelle erstarrte er fast, denn er hatte Angst, sie könnten sich plötzlich um seine Knöchel schlingen, wenn er sich auch nur leicht in irgendeine Richtung bewegte, und dann würde er schreiend rückwärts in diese weibliche Umarmung stolpern. Er würde ihr nie entkommen können, denn einer der hundert Arme würde sich ihm um den Hals legen und ihn erdrosseln.

Der Wind hatte den Cadillac mit abgebrochenen Zweigen übersät, und der Eisregen hatte sie angeklebt, wo sie hingefallen waren. Blätter, die im letzten Herbst am Baum abgestorben waren, den ganzen langen Winter aber nicht heruntergefallen waren, waren mit ihren Zweigen in die Eisschicht eingefroren, die das ganze Auto überzog. Er zwang sich dazu, sich weit genug vorzubeugen, um ein glasiertes Blatt in seiner Faust zu zerdrücken. Erst dann konnte er wieder frei atmen.

Bevor er irgend etwas anderes anfang, mußte er sich Raum schaffen, in dem er arbeiten konnte. Schon der erste Stich mit der Schaufel war eine Anstrengung. Bei diesem nassen Schnee lag eine lange, langsame und bitterkalte Arbeit vor ihm. Er begann, an der Seite des Autos entlang einen Graben zu ziehen. Einen Augenblick lang bereute er seine eigene Sturheit, daß er darauf bestanden hatte, er sei dieser Aufgabe gewachsen.

Er hob sich einen Platz aus, an dem er mit den verworrenen Wurzeln im Rücken stehen konnte, und dann warf er die Motorsäge an. Sie schrie wie ein Dämon und erschreckte und betäubte ihn momentan. Als er sie in den Stamm der Eiche versenkte, setzten sich die Vibrationen an seinem Arm fort und ließen seine Zähne schmerzen. Die Eiche war bemerkenswert hart, und wahrscheinlich wäre es auch

nicht viel schwerer gewesen, durch die Haut des Cadillacs zu schneiden. Als Joe Nevers sah, wie die Zähne der Säge stotternd in das Holz hineinbissen, dachte er bei sich, daß sie vielleicht genauso wehtaten wie seine. Er spannte seine Muskeln für den Augenblick an, in dem die Säge wieder durch die Borke schneiden würde, taumelte aber trotzdem, als er kam, und er mußte sich Mühe geben zu verhindern, daß die Säge nach unten abwanderte, denn sie durchschnitt mit einer solchen Energie die Luft, daß der Eindruck entstand, als wollte sie ihm zum Beispiel durch den Fuß fahren. Er brachte sie zum Schweigen, und dann war nur noch sein eigenes schweres Atmen zu hören.

Die Hauptmasse des Baums mit seinen Zweigen und Ästen lag noch immer wie am Vorabend bergab über dem Cadillac und reichte bis zum Schlafzimmerfenster, das nun mit Sperrholz blind gemacht worden war. Der obere Teil des Baums war durch den Schneeregen und den Regen, der seitdem gefallen war, mit jeder Fläche, die er berührte, mit Dach, Schindeln, Stromkabeln und Schneewehen durch eine Eisschicht verbunden. Er würde den Stamm an der unteren Seite des Autos aus diesem Gewirr herauslösen müssen.

Er grub sich an dem Auto entlang bis zu seiner anderen Seite durch, wo er sich eine Pause gönnte. Er steckte die Schaufel in den Schnee und lehnte sich an das kalte, glatte Metall des Autos. Er nahm seine Mütze ab und wischte sich mit seinen Handschuhen das Gesicht von Schweiß und Regen frei, so weit er konnte. Als er einen Blick zum Haus hinüberwarf, sah er, daß Torie in der Tür stand und ihn beobachtete. Und er war natürlich gerade so außer Atem wie ein altes Kutschpferd. Die plötzliche Wärme des Blutes, das ihm ins Gesicht stieg, überlagerte die Kälte, die er bis in die Knochen spürte. Eher würde er sich von ihr nackt sehen lassen als schwach.

Er drehte ihr den Rücken zu und stampfte um das Auto herum, um die Motorsäge zu holen. Zum ersten Mal kam ihm der beruhigende Gedanke, daß sie vielleicht tiefer in Schwierigkeiten steckten, als er angenommen hatte. Eine kranke Frau, ein alter Mann in diesem leeren Haus bei diesem Wetter. Kein Telefon, keine Elektrizität, kein Weg heraus außer mit seinem Lieferwagen. Wenn ihm etwas passierte, würde sie ihn fahren müssen. Seinen Lieferwagen. Und es gab zu viele Bäume, zu viele Steigungen und Gefälle, die alle mit ihrer tödlichen Spiegelglätte drohten.

Er beschimpfte sich selbst als alten Trottel. Man konnte durchaus ohne Elektrizität oder Telefon, ohne Auto oder Lieferwagen leben, im Ausland schafften das Millionen. Seine eigenen Vorfahren hatten den größten Teil ihres Lebens so gelebt, und was sie nicht gehabt hatten, hatte ihnen auch nicht gefehlt. In ihrem Leben hatte es jedoch auch Selbstverständlichkeiten gegeben, saubere Luft und sauberes Wasser, die in seiner Generation bedroht waren. Er war zwar alt, aber sein Alter trug die Last der Erfahrung und war der Beweis für ein Talent zu überleben, aber sonst nichts. Und Torie war zwar krank, aber in ihren gesünderen Tagen hatte sie freiwillig in den primitivsten Ecken der Welt gelebt, und das wegen ein paar alten Knochen und Tonscherben. Ein bißchen Schnee, ein wenig Nässe und Kälte würde für zwei so zähe alte Vögel wie sie wohl kaum den Tod bedeuten.

Bevor er sich daran machen konnte, den Stamm der Eiche an der linke Seite des Cadillacs von seinen Ästen zu trennen, brauchte er seiner Ansicht nach etwas mehr Platz zum Arbeiten. Das würde nicht so saubere Arbeit werden wie am anderen Ende. Während er noch einige Schaufeln Schnee über seine Schulter warf, fiel ihm der abergläubische Brauch ein, eine Prise Salz über die Schulter zu werfen, weil das Glück bringen sollte. Ihm schien, als hätte er schon viel zu viel verschüttetes ›Salz‹ über seine Schulter geworfen, und noch immer wartete verdammt viel davon auf ihn.

Das Kreischen der Motorsäge betäubte ihn, und deshalb hörte er nicht, daß Torie die Einfahrt hochkam, obwohl sie verschiedene Male ausrutschte und fluchte. Als sie ihm eine Hand auf den Ärmel legte, erschrak er, obwohl sie so leicht wie ein Blatt war, und hätte sich beinahe die Hand abgesägt. Mit grimmigem Gesicht schaltete er die Motorsäge aus.

»Mein Gott!« fluchte er über dem ersterbenden mechanischen Schrei.

»Tut mir leid«, sagte sie, »ich bin nicht Joe Nevers.«

Sie hatte sich alle möglichen Klamotten übergezogen – allem Anschein nach Guys alte Jagdbekleidung – und darüber trug sie noch ihren Pelz, der langsam etwas mitgenommen aussah. Sie sah so merkwürdig aus wie eine jener Vogelscheuchen, die die Kinder im Herbst aus alten Kleidern und Blättern machen, aber er hatte noch nie eine in einem Nerzmantel gesehen, so mitgenommen er auch sein

mochte. Als sie über ihn lachte, weil er wegen der Vibrationen der Motorsäge und wegen ihres unerwarteten Anblicks zitterte, dachte er, so würde es auch klingen, wenn eine jener Halloween-Puppen lachen könnte. Abgerissen. Verlassen.

»Ich wollte Ihnen keine Angst machen«, sagte sie. »Sie sehen aus, als hätten Sie einen Geist gesehen.«

Er schüttelte den Kopf und hob die Säge auf die Kühlerhaube des Autos.

»Mit dieser gottverdammten Säge könnte man Tote aufwecken«, sagte sie.

Er schlug mit beiden Händen so fest er konnte auf die Motorhaube des Cadillacs. Das Eis brach auf. Die Motorsäge tanzte. Mit peinlicher Genauigkeit begann er, die nun gelösten Ästchen und Zweige aus der gebrochenen Eisschicht herauszulesen.

»Sie holen sich den Tod«, sagte er. »Gehen Sie hinein.«

»Ich habe mir den Tod schon geholt«, sagte sie. Sie trat gegen einen Reifen des Wagens. »Befolgen Sie Ihren Rat doch selbst, Sie alter Narr. Schauen Sie sich doch an. Sie sind naß bis auf die Haut, nicht wahr?«

Er schüttelte verneinend den Kopf und wußte selbst, daß er sich kindisch benahm. Sie wollte ihm nichts Böses. Sie wollte sich nur die Zeit vertreiben, oder vielleicht hatte sie ein schlechtes Gewissen, weil sie ihn vorher so beschimpft hatte und wollte ihm nun helfen, wenn sie konnte.

Torie griff nach der Schaufel. »Lassen Sie mich etwas davon machen. Keine Sorge. Ich lasse Ihnen noch genug übrig. Sie gehen jetzt und ziehen sich um. In dem Schrank im Schlafzimmer sind noch alte Kleider von Guy. Na los, machen Sie zu.«

Er spürte das Eiswasser in seinen Stiefeln und zitterte. Er steckte die Hände in die Tasche. Sein Stolz brach auf wie das Eis auf dem Auto. »Ich ziehe mich um«, sagte er. »Aber Sie brauchen nicht hier draußen zu bleiben. Kommen Sie doch mit rein und wärmen Sie sich auf.«

»Fick dich doch ins Knie«, sagte sie fröhlich. »Gottverdammte alte Memme.«

Er grinste sie an. »Ihnen hätte jemand schon vor einem Jahr aufs Maul hauen sollen.«

Sie stieß die Schaufel mit einem Grunzen in den Schnee und zuckte zusammen. Sie spürte wohl den Schnitt in ihrer Hand, dachte er und bemerkte, daß sie ihn mit drei Paar Handschuhen bedeckt hatte. »Zu spät jetzt«, sagte sie etwas atemlos. »Sie lernen wohl nie etwas, oder? Das haben Sie doch mit Cora versucht. Dabei hätte ich zu gern Mäuschen gespielt. Wenn Sie so etwas je bei mir versucht hätten, hätte ich mich mit dem Schlachtermesser gewehrt.«

»Dann kann ich ja nur froh sein, daß ich es nicht versucht habe«, sagte er.

»Natürlich können Sie das«, sagte Torie nüchtern. »Schließlich haben Sie Ihre Eier noch.« Sie warf die Schaufel mit einer unsicheren Bewegung zur Seite. »Oder nicht?«

»Eigentlich nicht mehr«, sagte er. »Die Kälte hat sie mir bis zu den Mandeln hochsteigen lassen.«

Er machte sich den Hügel hinunter auf den Weg und hoffte, daß sie ihn gerade nicht beobachtete, als er ausrutschte und auf seinem Hinterteil landete. Das tat seinen alten Knochen gar nicht gut, und bestimmt würde es auch blaue Flecken geben, aber er war zu alt, um sich über Beschwerden und Schmerzen von morgen Gedanken zu machen. Er sah sich nicht nach ihr um.

Der Kleiderschrank sah aus, als sei der 2. Weltkrieg in ihm ausgetragen worden. Er fand zwei Paar lange Unterhosen, drei Paar dicke Socken, ein Paar Wollhosen für die Jagd und einige dicke Hemden, an denen die Motten bisher nur geknabbert hatten. Guy hatte längere Gliedmaßen gehabt, aber sein Brustkorb war genauso breit und seine Hüften genauso schlank gewesen. Hinten im Schrank stand noch ein Paar von Guys alten Stiefeln. Er konnte sie mit den dicken Socken von L. L. Bean ausfüllen. Außerdem war da noch Guys alte karierte Jacke, die an ihrem Haken hing, als sei sie gerade erst hingehängt worden. Sie sah aus, als sei sie seit – wie lange war es her? – zwanzig Jahren nicht mehr angerührt worden.

Er kratzte sich hinter den Ohren. Er hatte keine Ahnung gehabt, daß sie all das aufgehoben hatte. All die Jahre. Das hätte er nicht erwartet. Er hätte angenommen, daß sich David zumindest einen Teil davon geholt hätte. Indias Sachen – Spielsachen wie Kleidung – lagen noch genauso da, wie das Kind sie zurückgelassen hatte. Die von Tommy auch. Als erwartete Torie sie jeden Augenblick zurück. Er hatte jedoch nicht gedacht, daß die Dinge zwischen Torie und Guy

auch so standen. Der Gedanke erfüllte ihn mit Hoffnung, daß sie vielleicht trotz allem noch etwas Gutes zwischen sich hatten, und dann wurde er überraschenderweise traurig; vielleicht darüber, was ihm entgangen war.

Er war zwar oft in dem Haus gewesen, seit Indias Tod mehr als Torie, aber diesen Hort von Anachronismus hatte er bisher nie bemerkt. Er hielt das an sich nicht für außergewöhnlich. Er drang in das Haus nicht mehr ein, als das seine Pflichten absolut notwendig machten. Alle Häuser, für die er zuständig war, waren der Besitz anderer Leute. Er respektierte das, denn schließlich war es sein Lebenswerk gewesen, den Besitz anderer Leute zu schützen, und dazu gehörte auch die Privatsphäre. Im Verlauf der Jahre hatte er sich aber trotzdem ein recht vollständiges Bild davon gemacht, was wo war, da sein müßte oder nicht da war. Überraschungen dieser Art mochte er nicht. Das sah ihm zu sehr danach aus, als kenne er seine Aufgaben nicht oder hätte sie nicht erledigt. Vielleicht hatte er dieses Versteck auch nicht bemerken wollen.

Nachdem er nach den Feuern gesehen hatte, ging er wieder hinaus. Torie hatte den Graben um das Auto bis zu der hinteren Seite weitergezogen. Sie hatte den Kopf gesenkt und stemmte sich zwischen ihren Anstrengungen gegen die Schaufel, und deshalb bemerkte sie ihn nicht, bis er direkt über ihr stand. Sie versuchte, ihre Erleichterung mit Geschäftsmäßigkeit zu kaschieren.

»Bei der Miß-Amerika-Wahl werden Sie wohl nicht gewinnen, aber es wird schon gehen.«

Er nahm ihr die Schaufel ab. »Gehen Sie jetzt rein, Missus.«

»Mir gefällt es hier draußen«, sagte sie und stützte sich gegen das Auto. Sie konnte so Luft schnappen, ohne zugeben zu müssen, daß sie außer Atem war. Er bewunderte sie deshalb.

»Wenn das Heck der Mühle hier«, sagte sie und tätschelte den Cadillac, »noch etwas höher wäre, wäre sie für die Cadillac-Ranch qualifiziert.«

»Was ist das?« fragte er und stieß mit neuer Energie die Schaufel in den Schnee.

»Skulpturen«, sagte sie. »Das können Sie jetzt glauben oder nicht, aber ein Typ in Texas hat eine ganze Reihe davon mit der Nase nach unten im Boden eingegraben. Das soll irgendwie bedeutungsvoll sein.«

»Klingt mir aber ganz nach Verschwendung«, sagte Joe Nevers.  
»Will denn niemand die Ersatzteile?«

»Anscheinend nicht.«

Er grunzte. »Aus den Südstaatlern bin ich nie schlau geworden. Sie haben eine Menge verrückte Ideen.«

»Mir gefällt es eigentlich«, sagte Torie. »Ich denke gern darüber nach, daß sie sich fünftausend Jahre so halten könnten und daß dann irgendein Archäologe sie findet. Er würde dann sicher sagen: ›Verdammt, was ist das denn? Wofür ist das denn gut?«

Joe Nevers lächelte. So redete sie gern; er hatte solche Fantasien von ihr schon öfter gehört. Es war tatsächlich irgendwie komisch, wenn man darüber nachdachte. Er kratzte sich hinter dem Ohr und zog eine Zigarre heraus. Solange sie ihn so von der Arbeit abhielt, konnte er genausogut auch eine rauchen. Außerdem konnte er dabei Luft schnappen.

»Sie werden denken, daß das irgendeine religiöse Bedeutung hat«, sagte sie.

»Meinen Sie?«

»Na ja, das stimmt ja auch irgendwie, oder? Der große Gott Cadillac. Das gefällt mir. Irgendwo sitzt der große Indianerhäuptling, der alte Cadillac selbst, und lacht sich krank. Er hat sich auf seine eigene Art am weißen Mann gerächt, wissen Sie das?«

»Schon möglich«, sagte Joe Nevers. Er selbst vermochte nicht einzusehen, was das alles sollte. Für ihn war es auch nicht mehr als die Verrücktheit irgendeines Südstaatlers.

»Warum lassen Sie das ganze Ding nicht einfach, wie es ist, Joe Nevers?« sagte sie. »Überlassen Sie es Reuben. Er soll seine Jungs mitbringen und seinen Abschleppwagen, und dann sollen sie es herausziehen. Wir brauchen es schließlich nicht, verstehen Sie.«

»Ich hole es raus«, sagte er. »Gehen Sie aber jetzt hinein, Missus.«

Er packte den Schaufelstiel mit festem Griff. Wenn er erst einmal seine Arbeit von Reuben und seinen Jungs machen ließ, konnte er sich auch gleich hinlegen und sterben. Er konnte sie nicht daran hindern, ihn ›Alter‹ zu nennen, aber er würde es nicht zulassen, daß sie ihn auch dazu machte.

Eine Minute später hob er den Kopf, und da stand sie noch immer da, hatte die Arme um sich geschlungen und zitterte.

»Haben Sie sonst nichts zu tun?« fragte er unfreundlich.

»Nein«, sagte sie. »Ich sehe immer gern zu, wenn jemand schuftet wie ein Blöder.«

»Sie und alle anderen Menschen«, sagte er. Er lehnte sich auf die Schaufel. »Worauf warten Sie?«

»Ich dachte, ich schaue mir an, wie Sie einen Herzanfall bekommen«, sagte sie. »Es macht Spaß zuzusehen, wie ein alter Narr sich Mühe gibt, sich selbst umzubringen.«

Er schlug wieder auf das Auto und suchte zwischen den Eisbrocken herum. In diesem Augenblick bemerkte er, daß er auf dieser Seite nicht alle Zweige vom Stamm abgeschnitten hatte. Sie war hergekommen und hatte ihn abgelenkt.

»Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig«, sagte er. »Ich habe das gleiche Recht wie Sie, mich so umzubringen, wie ich das will.«

»Stimmt«, sagte sie. Er packte die Schaufel und trieb sie frustriert schief von hinten hinter den rechten Vorderreifen. Dabei sah er unter das Auto. Er erkannte, daß er auf der anderen Seite sowohl Vorder- als auch Hinterrad freigeschaufelt hatte. Er konnte die Lücke darunter sehen. Der Cadillac wurde nur noch durch das Gewicht des Baumstamms in Position gehalten, der sich über die Motorhaube zu ihm erstreckte und der mit seiner Spitze an ihm vorbei reichte und nur von einer Haut aus Eis an der Schneekruste festgehalten wurde. Die Schaufel entglitt seinem Griff und rutschte unter das Auto wie ein Paddel in die Tiefen des Sees. Er griff krampfhaft nach der Autotür. Noch währenddessen verlagerte sich das Gewicht des Cadillacs auf ihn zu, gezogen von dem Gewicht des Baumstamms und seiner Äste, die über den Schnee zum Haus hinüberreichten. Die Motorsäge rutschte langsam über die Kühlerhaube auf ihn zu. Er versuchte, sich dagegen zu stemmen.

Sein Mund wurde trocken und schlaff. Der Nieselregen fiel ihm kalt auf seine aufgesprungenen Lippen und befeuchtete ihm die Zähne. Er schnappte einmal nach Luft. Sie kam ihm kalt in die Lungen und schmerzte. Er versuchte, sie zurückzustoßen, aber sein Hals war zugeschnürt und die Kälte in ihm gefangen. Die Motorsäge krachte an seine Brust. Er schrie auf, und die kalte Luft entwich aus ihm. Der Cadillac senkte sich kalt und schwer und glatt auf ihn herab. Überrascht und resigniert rutschte er darunter.

## II. TEIL

Torie hörte das Geräusch des Wagens hinter sich und den Aufschrei des alten Mannes. Sie fuhr zu schnell herum und rutschte in dem eisigen Matsch aus. Sie kroch ein Stück auf allen vieren, erhob sich wieder und mühte sich ab, zu dem Cadillac zu kommen. Er senkte sich wie ein Grabstein gegen die Wand des Grabens, als sie dagegen fiel.

»Joe Nevers«, heulte sie auf.

Sie wartete zitternd, aber nur die Tropfen von den Dachtraufen und das sanfte Rauschen des Regens antworteten ihr. Sie warf sich in den Schnee und kroch durch ein verworrenes Gestrüpp aus Eichenzweigen, die von dem Eis spitz und scharf geworden waren und ihr Gesicht und Hände zerkratzten. Sie ging nach links um die Kühlerhaube herum. Hier war der Graben breiter geworden, als das Auto sich nach der anderen Seite bewegt hatte. Sie ließ sich mit den Füßen voraus hineinfallen, ging in die Hocke und sank dann halb betäubt und nach Luft schnappend auf den Bauch. Einen Moment später konnte sie in ihrer Reichweite die Schneeschaukel erkennen, den bedrohlichen Block der Motorsäge und als Bündel aus dunkleren Schatten in der Finsternis unter dem Auto den alten Mann.

Sie zwängte sich mit dem Kopf zuerst durch den weichen Schnee halbwegs unter das Auto. Auf die Anstrengung folgte ein kurzes Schwindelgefühl, und dann stießen ihre Hände auf die Motorsäge. Sie schob sie mit letzter Kraft zur Seite und tastete nach der Kleidung des alten Mannes. Sie schob sich an ihn heran, wimmerte dabei leise und versuchte, ihn festzuhalten. Sie fand seine Hand, hielt den Atem an und suchte seinen Puls. Seine Haut fühlte sich naßkalt an, aber der Herzschlag war da, unregelmäßig und schwach zwar, aber er war da. Ein lauter Atemzug, und man nahm ihn nicht mehr wahr. Sie stieß einen erschreckten Schrei aus und klammerte sich an ihn.

Doch schnell hatte sie die Kälte und Nässe, die ihr in die Knochen drang, ernüchert. Ihre erste Panik ging vorbei, aber nicht ihre Angst. Jetzt aber war sie in der Lage, nachzudenken und etwas zu unternehmen. Nachdem sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erkannte sie, daß eines seiner Beine von ihr weg abgewinkelt

war und unter eine Seite des Autos reichte. Das Gewicht des Wagens schien ihn von unterhalb des Brustkorbs fast bis zu seinem rechten Knöchel festgenagelt zu haben. Der Fuß und das Bein bis zum Knie waren sichtbar, aber schwer zu erreichen, denn der Zwischenraum zwischen der Unterseite des Autos und der Grabenwand hatte sich bis auf einen Spalt verengt. Zumindest hatte er nicht das Gewicht des Autos auf Leber oder Galle bekommen. Vielleicht waren seine Rippen gebrochen, ein Lungenflügel verletzt, vielleicht würde sein Herz den Schock nicht aushalten. Es gab zu viele mögliche Katastrophen, die man in Betracht ziehen mußte.

Er reagierte nicht, als sie ihm die Hand auf die Stirn legte. Ihr war kalt, und sie überlegte sich, daß es ihm genauso gehen mußte und daß das vielleicht eine Gefahr für ihn war. Sie kroch heraus und zog sich auf die Füße. Ein kurzer Schmerz durchzuckte ihre Eingeweide. Sie wurde blaß, biß die Zähne zusammen und wartete, bis er wieder vorüber war. Sie hatte gegen ihren Willen gelernt, daß er sie nicht umbringen würde, zumindest nicht sofort.

Die Welt um sie herum war riesig und leer geworden. Ein Vorhang aus matschigem Schnee und Ästen trennte sie von der Einfahrt. Als sie sich wieder rühren konnte, ging sie wie betäubt zurück zum Haus.

Ihr Instinkt führte sie zu dem Telefon in der Halle. Sie hörte nur das tote Geräusch seines Schweigens, das sie verspottete. Sie fluchte leidenschaftlich und warf das Gerät wütend auf den Boden. Sie zerrte Decken vom Bett, riß an ihnen und knäulte sie zusammen. Als sie wieder hinausrannte, stolperte sie über die herunterhängenden Enden und ließ die Tür weit offen stehen. Der Nieselregen, der wie leichte Nadelstiche auf ihre blutleeren Wangen fiel, erinnerte sie daran, daß auch die Decken naß wurden. Sie rollte sie fester zusammen und kämpfte sich den Hügel bis zu dem Auto hinauf. Als sie es erreicht hatte, wütete der Schmerz wieder wie mit Klauen in ihr. Sie fiel gegen den Kofferraum und drückte die Decken fester an sich, als könnten die sie retten.

»Jesus«, flüsterte sie.

Endlich ging sie unsicher wieder in den Graben und schob sich unter das Auto. Sie deckte den alten Mann zu, so gut sie konnte, und dann streckte sie sich neben ihm aus und hielt seine Hand.

»Ich hol' dich raus«, versprach sie. »Mach dir keine Gedanken.«

Sie schob ein Ende der Decke zwischen seinen Kopf und den Schnee. Sein Kopf war schwer, eine unhandliche Frucht an einem schwachen Stengel. Sein Mund war eine offene Höhle, und Speichel glänzte darin.

»Schon gut«, sagte sie, »schon gut.«

Als sie so neben ihm lag, spürte sie, wie die Nässe wieder durch ihre Kleidung hochstieg. Ihr Zittern machte ihre Schmerzen nur schlimmer. Sie kam aber wieder zu Atem, hielt ihn aber eine Weile an und lauschte auf das Geräusch des Wetters, den starken Regen, der auf die kläglichen Schneereste fiel.

Sie wußte nicht, was sie als nächstes tun sollte. Es war ihr nur klar, daß sie nicht hier bleiben konnte und daß sie ihn herausholen mußte. Das hatte sie ihm zugesagt, obwohl sie sich sicher war, daß er sie nicht gehört hatte. Es war ihr nur unklar, wie sie das bewerkstelligen sollte. Sie war von ihrem eigenen Gefühl von Hilflosigkeit gelähmt.

### ❧ Sommer 1961 ❧

Unter der blauen Kuppel des hochsommerlichen Himmels bewegte eine leichte Brise das Gras am Boden und die Blätter in der Luft. Sie brachte Spielern wie Zuschauern Kühlung, vertrieb die Mücken und verlieh dem Ball dann und wann eine interessante Flugbahn. Es war ein Tag, wie geschaffen für Baseball.

Außerdem war das Feld zwischen der Kirche und dem angenehm sanften Hang des Hügels, der im Winter eine Rutschbahn für die Kleinen und im Sommer ein natürliches Amphitheater abgab, so offensichtlich für Baseball geeignet, daß niemand sich an eine Zeit erinnern konnte, da die Jungen sich nicht mit Schlägern und Bällen auf diesem staubigen Platz getroffen hatten. Im Lauf der Jahre hatten sich einige Traditionen entwickelt, von denen die wichtigste das jährliche Spiel gegen Ende des Sommers war.

Sie gehörten noch nicht einmal zur C-Gruppe, diese Jungen von neun bis zwölf, sowohl Sommergäste als auch Ortsansässige, die sich mit Hilfe von gezogenen Strohhalmen in zwei Mannschaften aufteilten und Ball spielten. Jungen brauchen dafür keinen Mannschaftsdreß, keinen Trainer oder Geldgeber, sie brauchen nicht einmal die Namen der Mitspieler. Und weil die Mannschaften Eintagsmannschaften waren, die jeweils nur für diese Gelegenheit zusam-

mentraten, hatten sich die Spieler im Lauf des Sommers sowohl als Mitspieler als auch als Gegner kennengelernt. Zwischen den Jungen kam selten Feindschaft oder schlechte Stimmung auf, denn im nächsten Spiel konnten sie schließlich Mannschaftskameraden sein. Trotzdem wurde hart gekämpft. Jungen haben es auch nicht nötig, sich zu hassen, um im Spiel alles geben zu können.

Auf dem grünen Hang saßen, eng aneinandergedrängt wie Wespen in ihrem Nest, mehr Zuschauer, als Nodd's Ridge im Winter Einwohner hatte. Verwandtschaft mit einem der Spieler war eine Seltenheit; heute, am großen Tag des Baseballspiels zum Sommerende, waren alle miteinander verwandt.

Torie schüttelte ihre alte Decke auf und sah zu, wie sie sich glatt über die Mooskissen des Hangs legte. Neben ihr stand David, der India fest an der Hand hielt und auf die Jungen hinabstarrte, die auf dem Spielfeld versammelt waren. Wie alle jüngeren Brüder wäre er gern dabei gewesen, wie die Mannschaften zusammengestellt wurden.

Torie folgte Davids Blick zu Guy, der gerade Tommy auf die Schulter klopfte und von dem Feld herunter ging und zusammen mit einer Menge anderer Väter zum Hang kam, um sich niederzulassen. Es war Zeit, das Spiel anzupfeifen.

»David«, sagte sie.

Er scheute sich nicht, sie das Bedauern in seinen Augen sehen zu lassen, und sah sie an. Er ließ sich elegant auf eine Ecke der Decke sinken und zog India auf seinen Schoß. Sie kicherte und legte ihm in offensichtlicher Bewunderung die Arme um den Hals. Hätte er sie in flüssigen Teer oder in eine offene Müllgrube oder vom Rand der Welt gezogen, sie hätte genauso gekichert und ihm ebenso die Arme um den Hals gelegt.

Torie faßte zu David hinüber, fuhr ihm durch das Haar und zog seinen Kopf zwischen ihre Brüste. Sie ließ sich langsam nach hinten fallen, David kreischte vor Freude mit ihr, und India ließ sich zuoberst darauf plumpsen. Die Leute in der Nähe lachten, als sie den verworrenen Haufen auf der zerschissenen alten Decke sahen.

Guy zog India von oben herunter und setzte sie sich auf die Schultern. David richtete sich auf, klopfte sich das Hemd ab, obwohl es nicht staubig war, und wurde rot. Es war ihm peinlich, daß er in der Öffentlichkeit mit seiner Mutter gerungen hatte.

Torie lag atemlos da und starrte ohne eine Bewegung zu dem unwahrscheinlichen Himmel hinauf. Eines Tages, dachte sie, wird nur noch India für Ringkämpfe da sein, und wir werden David zusehen, wie er spielt. Und danach wird es auf der alten Decke gar keine Ringkämpfe mehr geben, und wir werden India zuschauen. Sie grinste. Das würde ein Kampf werden, wenn sie und India sie dazu zwangen, Mädchen in die Mannschaften aufzunehmen.

Guy saß mit gekreuzten Beinen neben ihr, und India saß noch immer auf seiner Schulter. Er griff nach Tories Hand und drückte sie, riß dabei seinen Blick aber nicht von Tommy und dem Spiel unter ihnen los.

Sie schützte ihre Augen mit einer Hand und musterte Guy, der sich gegen den Himmel abzeichnete. Sein Haar wurde dünn und verlor seinen Glanz, sein Kinn wurde weich, und das Blau seiner Augen wurde blaß. Seine Hand in ihrer war schwer und von den Schwielen von seinem Tennisschläger sowie vom ständigen Waschen mit scharfer Seife und antiseptischen Mitteln ausgetrocknet. Sie tastete nach dem breiten Goldband seines Eherings an seinem Ringfinger und zupfte mit einem Fingernagel an seiner Kante. Wo der Ring an der Haut rieb, hatte sich ein Wulst gebildet. Er zog ihn nie aus.

An diesem Tag war sie glücklicher, als ihr das von Rechts wegen zugestanden hätte.

»Joe Nevers«, sagte Guy.

Torie richtete sich auf und drehte sich herum, um Joe Nevers und Cora beobachten zu können, wie sie sich einen Weg zum Nest der Christophers suchten. Sie nahm Guy India ab, so daß er aufstehen und Joe Nevers die Hand geben konnte.

»Missus«, sagte Joe Nevers zu ihr und nahm die Mütze ab. Es war eine alte Red-Sox-Mütze, die er alljährlich zu diesem Anlaß trug.

Torie schützte wieder ihre Augen und hielt die andere Hand Cora hin.

Cora gegenüber empfand sie nicht mehr als eine blutlose Neugier. Was war das für eine Art von Frau, die Joe Nevers da geheiratet hatte?

Coras Hand war feucht und nervös. Sie sagte kein Wort, nickte nur höflich und trat zurück.

Guys Hand streckte sich nach der Coras aus.

Cora riß sich von Tories gleichmütigem Blick los und lächelte Guy zögernd zu.

Guy lud die Nevers' ein, sich auch auf ihre Decke zu setzen. Cora wollte das offensichtlich nicht, aber ihr Mann nahm an, und so setzte sie sich hin. Sie raffte sich dabei ungeschickt den Rock über ihren Knien zusammen, als habe sie Angst, irgend jemand, der am Hang weiter unten saß, könnte ihr unter den Rock sehen. Torie fragte sich, warum die Frau keine Hosen angezogen hatte. Jede andere Frau auf dem Hügel war so vernünftig gewesen, Hosen anzuziehen, darunter auch Torie.

Na ja, Shorts. Bis Cora ihr überdeutlich auf die Beine starrte, war es Torie völlig entfallen gewesen, daß sie sich für Shorts entschieden hatte. Es waren noch dazu völlig biedere Shorts, maßgeschneidert und mit Taschen und weit, wie sie sie bei Ausgrabungen in der Wüste trug. Nach Coras schmalem Mund zu urteilen, hätte man denken können, daß Torie Hot Pants oder gar keine Hosen trug. Torie schloß die Augen, legte sich auf der Decke zurück und unterdrückte ein Kichern. Guy stieß ihr in die Rippen. Sie öffnete die Augen.

»Mach dich nicht so breit«, neckte er sie.

Sie setzte sich auf, um weniger Platz für sich zu brauchen.

Cora machte ein Gesicht, als sei sie aus Versehen mit einem Wagen voller Nutten verhaftet worden.

Torie begann sich allmählich zu ärgern. Das sah der Frau ähnlich, daß sie noch nicht gehört hatte, daß man 1961 schrieb. Torie warf einen neugierigen Blick zu Joe Nevers hinüber.

Er sah auf ihre Beine. Als es ihm klar wurde, daß sie das bemerkt hatte, wurde er rot, sah eine Sekunde lang weg, begegnete dann aber ihrem Blick.

Torie setzte sich ruhig im Lotus-Sitz hin. Joe Nevers sah nach unten, warf ihr kurz einen besorgten Blick zu und starrte dann auf die Baseball-Spieler, die gerade Seitenwechsel machten.

Coras Rücken war steif und gerade wie ein Stock.

Torie sah sich nach Guy um. Wie sie erwartet hatte, verfolgte er das Spiel. Er beobachtete Tommy. Der größte Teil von Ridge auch. Tommy war am Ball. Die Sonne schien ihm ins Haar. Er wischte sich das Haar aus den Augen und hob den Schläger.

Mein Gott, dachte sie, was für ein schönes Kind.

Er lächelte. Beifall kam auf; Tommy war nicht nur populär, weil er ein recht annehmbarer Spieler war. Die Leute mochten ihn einfach, wie sie seine Großmutter Fanny auch gemocht hatten.

India kroch in die Wiege, die Tories Beine bildeten, und griff unter ihre Bluse nach ihrer Brust. Indias Kopf folgte, und Torie griff mit einem leichten Seufzen, das nur zum Teil Resignation war, hinein und machte ihren BH auf. India fand die Brustwarze sofort. Das Geräusch des Saugens war als lautes Schlürfen zu hören. Guy, Cora und Joe Nevers sahen alle zu ihr herüber. Coras Mund wurde noch schmaler. Bald würde nichts mehr davon übrig sein. Guy reagierte überhaupt nicht; für ihn war alles völlig normal. Joe Nevers sah schnell von Cora zu Torie, unterdrückte ein Lächeln und richtete höflich seine Aufmerksamkeit wieder auf das Spiel.

Es konnte nicht mehr lange dauern, dachte Torie, dann würde sie irgendeine Frau sagen hören: »Das Kind ist doch mindestens zwei Jahre alt und trinkt immer noch an der Brust... und noch dazu in der Öffentlichkeit! Na ja...«

India tauchte wieder unter Tories Bluse auf, grinste und kroch weg. Torie brachte ihre Kleidung in Ordnung und verpaßte deshalb den Rest des Spiels, konnte aber Tommys Leistungen an Guys schnellem Kopfschütteln ablesen. Sie war dankbar, daß Baseball ein langsames Spiel war, denn sie mußte India im Auge behalten, die ihren Mittagschlaf ausgelassen hatte und sehr aktiv war. Als das Spiel halb vorüber war, fütterte Torie India mit Kartoffelsalat und einem Sandwich aus dem Picknick-Korb. Das Ganze wurde mit Limonade aus einem Papp-Becher hinuntergespült. Danach beruhigte sich India, lehnte sich an Tories Schenkel, und kurz darauf war sie eingeschlafen.

Irgendwann während des Spiels standen die Nevers' auf und gingen weg, während andere vorbeikamen, um Hallo zu sagen oder sich zu ihnen zu setzen. Nachdem India eingeschlafen war, traf Torie einmal Joe Nevers' Blick aus einiger Entfernung. Er beobachtete sie. Später wurde es klar, daß er India beobachtete. Etwas später kam er allein vorbei und hockte sich wortlos neben Torie. Guy schien vom Spielverlauf so gefesselt, daß er ihn nicht bemerkte.

»Sie ist ein hübsches Kind«, sagte er leise über India.

Torie gab ihm keine Antwort, sondern sah ihn nur an.

India rührte sich. Ihre Pony-Fransen waren naß vor Schweiß. Tories Hand strich ihr automatisch das dünne, blonde Haar auf ihrer Stirn glatt.

Joe Nevers hakte einen Finger in eine von Indias Locken und musterte sie schüchtern. »Echtes Flachshaar sieht man selten.«

Torie rührte sich nicht.

»Meine Schwester Gussie war auch ein echter Flachskopf«, sagte Joe Nevers. »Man könnte sogar sagen«, sagte er langsam, »daß Ihre India genauso aussieht wie Gussie in diesem Alter.«

Torie hob ungläubig eine Augenbraue.

Joe Nevers sah an ihr vorbei.

Als Torie sich herumdrehte, um nachzusehen, wohin er schaute, sah sie Cora, die hinter einem Baum stand und sie belauerte.

Torie sah sich wieder zu Joe Nevers um, aber er war verschwunden.

Plötzlich wünschte sie sich, daß das Spiel zu Ende wäre, der Tag vorbei. Ungeduld brachte sie dazu, das Spiel genauer zu verfolgen.

Ein Junge schlug, ein anderer schaffte einen Lauf. Tommy war wieder an der Reihe. Torie richtete sich etwas auf. Er schien ein bißchen müde, heiß und verschwitzt, aber sein Grinsen war optimistisch und glücklich. Er packte den Schläger fest mit beiden Händen.

Freeman Bucks Sohn Gary war der Werfer. Gary hatte das Leichenbestatter-Gesicht seines Vaters geerbt, und er war genauso langsam und vorsichtig. Er tauschte Zeichen mit dem Fänger aus, sah hastig den Hang hinauf zu seiner Familie, drehte sich abrupt auf dem Absatz herum und versuchte, Tommy mit dem Ball zu überraschen.

Tommy sah ihn kommen. Sein Grinsen erstarrte, seine Hände ließen seinen Schläger kraftlos sinken, und er zuckte aus der Flugbahn des Balls zurück. Aber nicht genug. Der Ball erwischte ihn im Gesicht.

Sein Mund, dachte Torie, die India ohne Aufhebens zur Seite geschoben hatte und bereits aufgesprungen war. Seine Nase.

»Tommy!« riefen Guy und David wie aus einem Mund mit angsterfüllter Stimme.

Die Menge stöhnte in kollektivem Unglauben.

Tommy lag auf dem Boden und hielt sich die Hände vors Gesicht. Sie hatten sich bereits rot gefärbt. Erwachsene waren auf dem Spielfeld und kamen auf ihn zu. Die Spieler bildeten in Zeitlupe einen

Kreis um ihn. Alle außer Gary Buck, der auf die Knie gesunken war und die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen hatte.

Die Zuschauer begannen, sich in Wellen den Hang hinunter zu ergießen. Guy und David rannten durch die Menge und überholten sie. Eine Frau, die in der Nähe saß, packte Torie am Arm.

»Ich kümmere mich um sie«, sagte die Frau. »Gehen Sie nur zu Ihrem Jungen.«

»Danke«, flüsterte Torie.

Sie stolperte hinter David und Guy den Hügel hinunter und konnte an nichts anderes denken als daran, wie sie am schnellsten zu Tommy kommen könnte. Was sie machen wollte, wenn sie ihn erreicht hatte, kam ihr nicht in den Sinn.

Glen McAvoy rannte vor ihr her. Er keuchte schwer und wackelte beim Laufen wie ein Pudding.

Doc McAvoy und Guy stellten gemeinsam schnell fest, daß unter dem Blut die Verletzung auf Tommys Mund beschränkt war.

Doc unterbrach sein Summen lange genug, um zu sagen: »Ich wette, das tut höllisch weh.« Er sagte das so zuversichtlich, daß Tommy versuchte, ihm zuzulächeln.

Der Junge blinzelte seine Tränen weg und nickte hinter einem blutigen Handtuch mit Eissplittern, die ihm jemand aus seinem Picknick-Korb gegeben hatte.

Torie, die neben ihm hockte und eine seiner Hände ergriffen hatte, drückte sie. Mehr konnte sie nicht für ihn tun. Es kam ihr lächerlich unbedeutend vor. Tommy drehte ihr aber seinen Kopf zu, und sie wußte, daß er unter seinem grotesken Eisbeutel versuchte, auch ihr zuzulächeln.

Guy hatte dem Jungen eine Hand auf die Schulter gelegt und stimmte Glen McAvoy zu.

»Der Zahnarzt wird sich freuen«, scherzte Guy.

David lachte leise. Seine Augen waren vor Helden Verehrung wegen der Tapferkeit seines verwundeten Bruders und des aufmunternden Humors seines Vaters weit aufgerissen.

Die Zuschauer wanderten langsam wieder zu ihren Decken am Hang zurück, um sich den Rest des Spiels anzusehen, das mit einem Ersatzspieler weitergehen würde, sobald die Ambulanz Tommy vom Spielfeld gebracht hatte. Er hätte zwar nicht ins Krankenhaus muß, aber die Versicherung der Stadt verlangte es.

Guy verließ Tommy lange genug, um ein beruhigendes Wort mit Gary Buck zu sprechen, der immer noch zitterte und verschreckt war, obwohl die beruhigende Hand seines Vaters auf seiner Schulter lag.

Torie fühlte sich plötzlich erschöpft. Ihre Nachbarin tauchte auf, sie suchte sich einen Weg den Hügel hinab, während India in ihren Armen schrie. Der Mann und die Kinder der Frau hatten die Habseligkeiten der Christophers zusammengesammelt und brachten sie ihr. Torie ging ihnen entgegen.

Sie sah an diesem Tag nichts mehr von Joe Nevers und seiner Frau, und sie dachte auch nicht mehr an sie, bis sie ihn allein bei Tommys Begräbnis traf.

Es fand in der Kirche von Ridge statt, die nur einen Katzensprung von dem Spielfeld entfernt stand. Die Kirche war voll von Ortsansässigen und den Sommergästen, die nicht schon weg waren. Die Jungen, die bei dem Spiel mitgespielt hatten, trugen abwechselnd Tommys Sarg.

Torie erinnerte sich kaum noch an den Begräbnis-Gottesdienst, da sie davon abgelenkt war, daß sie zuerst David und dann Gary Buck stützen mußte. Sie versuchte, Gary klar zu machen, daß ihn keine Schuld traf. Durch die offene Wunde, die entstanden war, als der Ball drei von Tommys Zähnen ausgeschlagen hatte, waren Bakterien in sein Blut eingedrungen. Gary glaubte kein Wort davon. Als er sie im Sommer 1972 besuchte, nachdem er seinen Marschbefehl für Vietnam bekommen hatte, betranken sie sich gemeinsam, und er weinte ebenso heftig wie bei Tommys Begräbnis. Gary nahm sein Schuldgefühl mit in den Dschungel, wo er fiel.

Guy hatte von dem Augenblick an, da er ihn in seinem Bett gefunden hatte, gewußt, was Tommy umgebracht hatte. Der Staat mußte ihm die Autopsie aufzwingen. Wie Glen McAvoy und jeder andere Arzt mußte auch Guy wie so oft seine Hilflosigkeit eingestehen. Der Zustand seiner Mutter war ein ständiger Vorwurf, mit dem er nie fertig geworden war. Der Verlust von Tommy war entsetzlich in seiner Unverhofftheit. Er konnte sich einerseits nicht von Schuld freisprechen, aber er konnte auch nicht erklären, wie er eine derart unvermutete Herz-Infektion hätte diagnostizieren sollen.

Torie verstand seine Schuldgefühle. Sein Herz war nicht das einzige, was mit Tommy herausgerissen und begraben wurde. Für Guy aber konnte sie nichts tun, ebensowenig wie sie für Tommy etwas

hatte tun können. Weil er es nicht schaffte, Tommy aufzugeben, verlor er David, verlor er India, und was er von ihr noch verlieren konnte auch. Und sie verloren ihn.

Nach dem Gottesdienst teilte Glen McAvoy, der annahm, daß Guy es ihr selbst sagen wollte, ihm mit, daß die Stadt beschlossen hatte, das Spielfeld nach Tommy zu benennen. Das war alles, was in der Stadt von dem Jungen übrigbleiben würde; er würde nämlich zumindest vorerst im Familiengrab der Christophers in Falmouth beigesetzt werden. Nach Guys Tod ließ Torie Tommy exhumieren und in einem Grab neu beisetzen, das sie für sich selbst und ihre Kinder in Ridge gekauft hatte.

Guy hatte es ihr nie gesagt. Jahre später blätterte Torie im Jahresbericht der Stadt und sah ein Schwarzweiß-Foto von Jungen im Baseball-Dreß. Nodd's Ridge war doch in die C-Klasse aufgestiegen. Die Bildunterschrift beschrieb das große Spiel zum Abschluß des Sommers auf dem Thomas-Hayes-Christopher-Platz. Torie sah es sich lange an.

Sie sehnte sich nach einem warmen, dunklen Nichts. Vorerst aber zeigte sich die Realität noch kalt und feucht.

»Scheiße«, sagte sie schließlich und rollte sich unter dem Auto hervor.

Sie schlang ihre Arme um sich, weil sie sich damit zumindest die Illusion von Wärme verschaffte, und sie hüpfte sogar ungeschickt von einem Bein auf das andere, während sie die Lage genau prüfte. Wer würde vor Montag morgen nach ihr oder ihm suchen? Vielleicht seine Schwester Gussie, falls sie versuchen sollte, anzurufen, und sich dann Gedanken machte, wenn Joe Nevers sich nicht meldete. Gussie Finney war allerdings ebenso unerschütterlich wie Joe Nevers selbst; man konnte sich nicht darauf verlassen, daß sie deshalb in Panik geraten würde.

Irgendwann im Verlauf des Montags aber würde irgend jemand in Ridge Joe Nevers vermissen. Einer von den alten Säcken. Er war schließlich einer von ihnen. Sie sah sie oft am Stammtisch bei Roscoe, vor der Post, vor dem Laden oder der Stadtverwaltung. Es gab vier, fünf oder vielleicht sechs von ihnen, von den alten Männern, die, politisch und vom Gewicht ihrer Stimmen her betrachtet, Nodd's Ridge ausmachten. Sie waren unbeholfene Männer mit schweren

Händen in grünen Arbeitshosen und karierten Jacken, die ihre schweren Stiefel dem Stadtrat auf den Schreibtisch legten, sich gegen Aktenschränke stützten und den Raum mit Zigarren-, Zigaretten- oder Pfeifenrauch einnebelten und die Aschenbecher mit Abfall füllten. Auch wenn sie hauptsächlich Klatsch austauschten – wie eine Versammlung von Indianerhäuptlingen, bei der die Pfeife von Hand zu Hand wandert –, in Ridge geschah nichts ohne ihr Zutun. Und sie bemerkten alles. Wer wegen seiner Arthritis-Beschwerden beim Gehen Schwierigkeiten hatte, wer plötzlich eine graue Gesichtsfarbe hatte, wer plötzlich mager geworden war, wer viel zu vergessen begann oder in ihren Unterhaltungen den Faden verlor, oder wer anfang, sich selbst zu vernachlässigen. Wer zur Flasche griff und wann, wer nicht gut damit zurechtkam, daß der Ehepartner gestorben war. Wer sich von Nudeln ernährte, weil der Scheck für die Rente einbehalten worden oder für Ärzte verwendet worden war. Wessen Wagen dringend einen neuen Anlasser brauchte, wer mit dem Faulbehälter Schwierigkeiten hatte oder wem es durch das Dach hereinregnete. Wessen Kinder sich daneben benahmen, wessen Töchter sich herumtrieben, wessen Söhne nur mit ihren Autos herumfahren und Weibergeschichten hatten. Die alten Säcke würden es intuitiv bemerken, daß etwas nicht stimmte. Joe Nevers: Dieses Wochenende haben wir ihn nicht gesehen, er hat seine Einfahrt nicht geräumt, seine Katze Maggie schreit an der Hintertür, aus seinem Kamin steigt kein Holzrauch auf, nur das hintere Hoflicht brennt, er hat am Sonntagmorgen nicht bei Pete Buck hereingeschaut, um seine Donut zu essen, und er hat sich im Laden nicht die Sonntagszeitung geholt, wie er das gewöhnlich tut – das ist seltsam. Sie beneidete ihn, weil er dazugehörte. Weil er Teil einer geordneten, zusammenhängenden Welt war, die, zu einem Netz geknüpft und verbunden, nicht viel anders war als die Gesellschaftsordnungen, die die Menschen sich seit Jahrtausenden aufgerichtet haben. Und das Eigenartige dabei war, daß sie, die nicht dazugehörte, sie erkennen konnte, während er, der ein Teil davon war, das nicht zu wissen schien.

Trotz der alten Säcke würde das aber nichts nützen, weil er bis Montag an Unterkühlung sterben würde, wenn sie ihn nicht unter dem Auto herausbekam und ins Haus schaffte – egal, wie seine Verletzungen aussahen oder ob sein Herz durchhielt.

Nur wenige Meter von ihr ragte das Haus, das sie auf der Asche des alten gebaut hatte, so tot wie die Umgebung zwischen Einfahrt und See auf. Trotzdem war es eine Zuflucht. Drinnen brannte Feuer, das sie wärmen würde, Essen und Wasser gab es da und ihre Drogen. Sie konnte sie mit dem alten Mann teilen, seine Schmerzen lindern. In jeder anderen Richtung war nichts als Wälder und Schnee, der eiskalte See und die zugeschnittenen Berge – außer Joe Nevers' Lieferwagen mit Allrad-Antrieb.

Der Gedanke an ihn ließ sie aufschrecken. »Das CB-Funkgerät!« rief sie.

Nur einen Hügel weit entfernt. Ein Adrenalin-Stoß ließ sie in hektischer Eile das Bankett hoch stolpern und die Einfahrt hinaufhetzen. Schon nach wenigen Schritten war ihr schwindlig, und das Seitenstechen auf der rechten Seite wurde immer schlimmer. Das war jedoch ihre Einfahrt, und hier kannte sie sich selbst im Vollrausch aus. Die grenzenlose Verachtung für ihre eigene Schwäche verlieh ihr neue Energie, und sie stolperte weiter, bis sie den Wagen erreicht hatte. Sie sackte dagegen und schnappte nach Luft, die ihr wie mit eisigen, scharfen Krallen in die Lungen schnitt.

Es dauerte einige Momente, bis sie den Kopf heben und etwas leichter atmen konnte. Sie tastete sich an dem Lieferwagen entlang bis zum Türgriff und zerrte triumphierend daran. Der Schmerz durchzuckte heiß ihre Hand mit dem Schnitt. Die Tür war verschlossen, und der Griff rührte sich nicht. Sie zerrte trotzdem noch einmal daran, dieses Mal aber aus Wut.

Sie schrie sie an und trommelte mit der Faust dagegen, bis ihr die Hand schmerzte und sie die Tränen unterdrücken mußte. Als sie sich für ihre Dummheit genug bestraft hatte, senkte sie ihren Kopf an das Fenster.

»Verdammt sollst du sein, Joe Nevers«, flüsterte sie unter Schmerzen. »Weil du so eine verdammte alte Jungfer bist.«

Er würde es ihr verzeihen müssen, daß sie jemand brauchte, dem sie die Schuld geben konnte.

Ihr erster Impuls war es, sich einen ordentlichen Felsbrocken zu suchen und das Fenster einzuschlagen, damit sie hineingreifen und die Tür aufschließen konnte. Sie konnte jedoch keinen finden. Alles war von einer dicken Schneeschicht bedeckt, die noch von Eis überzogen war, und nur Felsbrocken, die zu groß und zu fest mit dem Boden

verankert waren, um sie ausgraben zu können, sahen aus der weißen Decke heraus.

Müde schlurfte sie um den Kühler des Lieferwagens herum und sah auf das Haus und den Cadillac hinab. Kein Anzeichen, daß sich hier jemals etwas Schlimmes abgespielt hatte, wenn man von dem ungewöhnlichen Winkel absah, mit dem der große Wagen in die Luft ragte. Der Nieselregen roch leicht nach dem Holzrauch aus den Schornsteinen.

Der Weg war bergab leichter als bergauf, und der Gedanke brachte sie zum Lachen, oder zumindest versuchte sie es. Die Geschichte ihres Lebens. Als sie den Cadillac wieder erreicht hatte, kroch sie praktisch nur noch, und von den Achselhöhlen an abwärts war sie naß bis auf die Haut. Sie kroch wieder unter das Auto.

»Du elender alter Bastard«, sagte sie. »Hast du gedacht, irgendein Scheiß-Bär kommt daher und klaut dir deinen albernen Lieferwagen, um damit eine Spritztour zu machen?«

Sie umarmte ihn, drückte sich eng an seine nassen, rauhen Wollsaachen und roch seinen sauberen Altmännergeruch, lauschte dem leisen Preßlufthammer seines Herzens und hörte seinen rauhen Atem, während sie seine Taschen durchsuchte. Ihre Fingerspitzen fanden die gezackten Ränder der Schlüssel. Sie grub sie aus und zog sie aus seiner Tasche.

»Du mußt wollen, daß wir beide sterben«, sagte sie. »Es könnte nicht schlimmer sein, wenn du es so geplant hättest.«

Sie fuhr ihm mit einer Hand über die Stirn und tastete nach seinem Puls. Sie konnte nur Spekulationen darüber anstellen, wie es mit seinen Lebensgeistern stand. Sie hielt sein Handgelenk länger, als das nötig gewesen wäre, und ließ erst los, weil sie unkontrolliert zitterte und es nicht mehr wagte, noch mehr Zeit zu verschwenden.

Sie zog sich mühsam auf die Füße, bis sie sich voll gegen das Auto lehnen konnte. Es rutschte nicht weiter ab. Entweder ruhte es nun fest auf der unteren Schneewehe, oder ihr Gewicht reichte nicht aus, um es zu bewegen.

Sie starrte zu dem Lieferwagen hinauf. Der Hügel sah höher aus als beim ersten Mal. Von ihren Zehen, mit denen sie verzweifelt wackelte, um sich eine Art von Gefühl in ihnen zu erhalten, bis zu ihrer Kopfhaut, auf der sich die Haare vor Kälte aufstellten, zitterte sie am ganzen Körper. Ihre Finger waren taub geworden. Sie überlegte sich

dumpf, ob sie vielleicht erfroren waren, und beschloß nachzusehen. Sie mühte sich ab, ihre Handschuhe herunterzubekommen, und ließ dabei die Schlüssel in den Schnee fallen.

»Verdammte Scheiße«, murmelte sie wütend in sich hinein. »Du blöde Kuh!«

Sie stieß einen tiefen, rasselnden Seufzer aus und, so gestärkt, beugte sie sich herab, um sie aufzuheben. Ihre Finger verweigerten ihr aber den Dienst. Sie stießen nur gegen die Schlüssel, die daraufhin über den verharschten Schnee rutschten. Nun setzte sie beide Hände ein, obwohl sie sich wie Greifer im Labor anfühlten, wie mechanische Gliedmaßen, die aus der Entfernung bedient werden, und damit fing sie die kleinen Drecksdinger ein und stieß sie in den Schnee, um eine weitere Flucht zu verhindern. Sie verlor das Gleichgewicht und fiel wie ein Mehlsack auf sie. Als sie sich wieder hoch rappelte, waren die Schlüssel im Schnee verschwunden. Sie riß sich den anderen Handschuh herunter und wühlte verzweifelt im Schnee herum, aber die Schlüssel wollten sich nicht finden lassen.

Als sie sich aufrichtete, war sie den Tränen nahe, und außerdem war sie so müde, daß sie es als echte Möglichkeit in Betracht zog, sich neben den alten Mann in seiner Pfütze unter dem Auto zu legen und dort in alle Ewigkeit zu schlafen, ohne sich um die Kälte und die Nässe zu kümmern. Nach einer Weile ließ die Kälte jedoch ihr Hinterteil so stark schmerzen, daß sie aufstehen mußte. Sie trat zurück und sah sich die Stelle sorgfältig an, wo sie gewesen war. Die Schneewehe zeigte zwar den Abdruck ihres dünnen Hinterns, der aber nicht aussah wie die Engelsflügel, die ein Kind hinterläßt, sondern eher wie die kümmerlichen Flügel einer unterernährten Motte. Sie starrte den Abdruck an, bis es für sie in der Welt sonst nichts mehr gab. Die Schlüssel waren Teile eines Puzzlespiels, die auf einem weißen Untergrund nicht zu unterscheiden waren. Sie würde sie aber an ihren Umrissen erkennen, wenn sie sich diesen Untergrund nur noch etwas länger ansah. All das hatte sie schließlich betrunken auch schon geschafft, verdammt noch mal. Endlich kniete sie sich seufzend in die Schneewehe, durchbrach die Kruste mit der Kante ihrer unverletzten Hand und senkte ihre Finger in die nassen und gezackten Schneekristalle. Sie trafen auf die glatten, kalten Kanten der Schlüssel, die sich um den kleinen Karabinerhaken verheddert hatten, und zogen sie hervor.

»Verdammt«, sagte sie wie im Gebet.

Sie schob sie in ihre Manteltasche, hob ihre hingefallenen nassen Handschuhe auf und legte sie auf die Kühlerhaube des Autos. Sie schob die Hände in die kalten, glatten Satin-Taschen zu den Schlüsseln und hoffte, daß der alte Mann ein Paar Ersatzhandschuhe in seinem Lieferwagen gelassen hatte.

Dieses Mal versuchte sie nicht, sich zu beeilen, sondern konzentrierte sich darauf, einen Fuß vor den anderen zu setzen, auf den Füßen zu bleiben und dabei so ruhig und so tief zu atmen, wie sie konnte. In ihrem Kopf war ein stetiges Brummen. Ihre Eingeweide begannen, sich vor Schmerz zusammenzuziehen. Trotzdem schwebte sie auf einer Wolke aus Ruhe, die ihr das Wissen um die Schlüssel in ihrer Tasche vermittelte, mit denen sie spielte und um die sich ihre Finger schlossen und sie wärmten. Ihre Hände schmerzten vor Kälte, von den Schlägen gegen den Türgriff, von dem Suchen und von dem Herumgekrieche. Der Verband, den Joe Nevers an der verletzten Hand angelegt hatte, war locker und schmutzig und naß. Ihre Hand zitterte so sehr von der Kälte, daß sie sie an der Tür abstützen mußte, um den Schlüssel ins Schlüsselloch zu bekommen. Er ging genauso glatt hinein, wie er sich anfühlte, als sei er geölt statt vereist. Die Kraft hatte aber ihre Hände verlassen, und sie mußte sie beide zusammen mit ihrem erbärmlichen Gewicht einsetzen, um aufschließen zu können. Sie kroch hinein hinter das Steuerrad, warf ihren Kopf zurück und schloß die Augen. Ihre Hände senkten sich leicht auf das Steuerrad, durch seinen Besitz ruhig geworden.

### ❧ Sommer 1962 ❧

Geneva Porter ging in ihren weißen Schwesternschuhen die Straße entlang auf die Kirche zu. Sie war mit einem Strauß bunter Gladiolen, ihrer Handtasche und dem Korb mit ihrer Pastete beladen. Ihre Handtasche, die aus weißem Stroh geknüpft war, weil es Sommer war, war mit Strickzeug und sonstigen Utensilien vollgestopft: Bürste und Kamm von Avon (ihre Enkelin Isabella verkaufte Avon), Lippenstift (in Feuerwehrrrot, das sie bevorzugte, seit Avon ihren Lieblingston »Scharlach, Wahre Liebe« nicht mehr herstellte), Brieftasche, Geldbörse, Aspirin, Tabletten gegen Sodbrennen, Hustenbonbons mit Zitronengeschmack, Digitalin, Hausschlüssel (obwohl

sie ihr Haus immer unverschlossen ließ) und das Foto-Album im Taschenbuch-Format mit den Bildern ihrer Enkel und Urenkel. Ihr Sommerhut war ein flacher Florentiner mit einem marineblauen, grob gewebten Hutband, an das eine künstliche Rose gesteckt war. Der Hut schützte den größten Teil ihres Gesichts vor der stechenden Mittagssonne. Sie trug ihren zweitbesten Hosenanzug, den hellblauen, und ein von ihr selbst gehäkeltes ärmelloses Oberteil mit Jacke.

Torie wurde schon vor der Fünfundzwanzig-Meilen-Zone in dem Wohngebiet der Stadt langsamer. Sie hielt einige Meter vor Geneva an. Torie stieg aus und öffnete die Tür. Geneva beeilte sich die letzten Schritte, um Torie zu zeigen, daß sie sie nicht aufhalten wollte.

»Meine Güte«, sagte Geneva atemlos und klang genauso wie Judy Garland als Dorothy in *Der Zauberer von Oz*.

Torie nahm ihr ihre Sachen ab und verstaute sie mit einer übertriebenen Sorgfalt, die man, wie sie hoffte, für Nüchternheit halten konnte, vor den Rücksitzen auf dem Boden. Den Korb mit ihren Pasteten und ihre Handtasche ließ sich Geneva nicht abnehmen, obwohl das Korbgeflecht unangenehm gegen ihren großen Busen gedrückt haben mußte, wie sie so Korb und Handtasche auf ihrem Schoß hielt und mit beiden Armen umschlungen hatte.

»Es ist heiß für einen Spaziergang«, sagte Torie. Auf jeden Fall zu heiß für eine Achtzigjährige, um zum Flohmarkt der Kirchengemeinde zu marschieren.

Die Fenster des Cadillacs waren alle heruntergekurbelt und ließen die Hitze und den Straßenstaub ein, aber auch die überschwenglichen Gerüche des Sommers. Torie haßte die Klimaanlage und das Gefühl des Eingeschlossenseins. Das Gewicht der Klimaanlage unter der Motorhaube ließ auch Benzinverbrauch und Betriebskosten des Autos ansteigen, aber als sie einmal einen Mechaniker aufforderte, sie auszubauen, lachte er nur, als sei das ein gelungener Scherz von ihr. Sie lachte mit ihm, weil auch ihr der Witz der Situation klar war, aber außerdem, weil sie wußte, daß sie nicht die Energie aufbrachte, ihre Aufforderung durchzusetzen. Sie hätte sich nur lächerlich gemacht. Es schien ihr die Mühe nicht wert, sich gegen die eingefahrenen Vorstellungen des Mannes über Cadillacs und ihre Zubehörteile zu wehren. Sie war einfach zu müde.

»Meine Güte«, sagte Geneva, nachdem sie sich niedergelassen hatte, »Adelina sollte mich um Viertel vor zwölf abholen, aber es war

schon zwölf, als ich aus dem Haus gegangen bin. Der Morgen ist ja wie im Flug vergangen, und da wird sie es wohl vergessen haben.«

Torie sah auf die Uhr am Armaturenbrett. »Nein«, sagte sie, »es ist gerade erst kurz nach elf.«

Genevas eingefallene Wangen brannten so rot wie ein Kanonenofen im Winter unter den leuchtenden, künstlichen Flecken ihres Rouges.

»Meine Güte«, sagte sie, »also so was!«

»Na ja, dann sind Sie auch vor ihr da«, sagte Torie zu ihr, als sei das äußerst wünschenswert und nicht völlig belanglos.

»Ich brauche eine Brille«, gestand Geneva. »Aber sie soll dreiundsechzig Dollar kosten. Dreiundsechzig! Stellen Sie sich das vor! Ich habe dem Doktor einfach gesagt, daß mir das zu teuer ist.«

Torie versuchte, über den Brillenpreis angemessen schockiert auszusehen. Sie wußte, daß die Versicherung von Genevas Mann ihr eine bequeme Pension sicherte. Geneva hatte bis zu ihrem fünfundsiebzigsten Lebensjahr ununterbrochen als Krankenschwester gearbeitet, bis die Ärzte sie gezwungen hatten, sich zurückzuziehen. Sie arbeitete noch als Babysitter, pflegte alte Leute, die zum Teil jünger als sie selbst waren, und nahm Geld ein, ohne das anzugeben. Da sie bei ihrer unverheirateten Schwester Adelina lebte, die noch immer voll bei der Post arbeitete, würde sie wohl kaum verhungern. Sie gehörte jedoch zu einer Generation, die eine Brille für eine Frau als irreparable Entstellung betrachtete. Wenn Torie richtig vermutete, war Geneva selbst mit ihren mehr als achtzig Jahren noch Frau genug, um sich diese Eitelkeit zu gönnen.

Geneva schüttelte den Kopf über die hohen Brillenpreise.

»Nun, meine Liebe«, sagte sie, um das Thema zu wechseln, »kommen Sie auch zum Flohmarkt?«

Torie wich ihr aus. »Ich dachte, ich könnte vielleicht die Kinder mit zum Essen bringen.«

Geneva lächelte und entblößte dabei ihr gesamtes künstliches Gebiß. »Freeman Buck verkleidet sich als Clown. Das dürfte den Kindern gefallen.«

Torie grinste. Es war allein schon den Eintrittspreis wert, den säuerlichen Freeman in einem Clownskostüm zu sehen.

Genevas Erinnerung war noch immer schärfer als ihre Augen. Es fiel ihr sofort ein, daß Freeman Buck zusammen mit Joe Nevers bei-

nahe umgekommen wäre, als das alte Sommerhaus der Christophers abgebrannt war. Und dann war doch noch dieser Mann drinnen gewesen, der dort nichts verloren hatte. Aber was konnte man von den Sommergästen schon erwarten. Und dann hatten die Christophers doch vor nicht allzu langer Zeit einen Jungen verloren, dort draußen auf dem Baseball-Feld. Und dann gab's noch eine ganze Menge, was man in der Stadt so munkelte. Sie schloß ihren Mund fest und befürchtete, sie hätte vielleicht schon etwas Indiskretes gesagt. Die jüngste Geschichte der Christophers in Nodd's Ridge war wie eine Himbeer-Hecke, und sie gehörte nicht zu denen, die an dieser Art Klatsch Spaß haben, der genauso klebrig und süß war, der bei all seiner Saftigkeit leicht zwischen den Zähnen steckenbleiben konnte und der jeden zerkratzte, der zu nahe kam. Nun aber war die Kirche in Sicht, und Geneva seufzte erleichtert auf und machte sich zum Aussteigen bereit.

Sie lehnte Tories Angebot, ihr zu helfen, mit gutgelaunter Empörung ab. Geneva Porter war kein gebrechliches altes Wrack, das nicht sein eigenes Gewicht vom Parkplatz bis zur Kirche tragen konnte, auch wenn sie elf Uhr nicht mehr von zwölf Uhr unterscheiden konnte. Torie lehnte sich zurück, um Geneva nachzusehen, wie sie sich der Prozession von mittelalterlichen und älteren Frauen anschloß, die alle Backwaren in Plastikfolie oder Aluminium eingepackt trugen, die alle vernünftige Schuhe anhatten und die vom Parkplatz zur Kirche strömten.

Es war eine hübsche kleine Kirche, die da weiß und gedrungen auf dem schönsten Aussichtspunkt von Ridge – wenn man den Friedhof nicht rechnete – neben dem alten Versammlungshaus stand, das nun als Stadthalle benutzt wurde. Von diesem hochgelegenen Punkt aus schien es, als läge die ganze Welt zu ihren Füßen, und es fehlte nur noch Satan als Versucher. Die Stadt war zu klein, um mehr als eine Kirche zu beherbergen, und so wurde diese hier für die protestantische Bevölkerung benutzt, zu der praktisch jeder gehörte, ebenso wie praktisch jedes Kind blaue Augen und blondes Haar hatte. Die Konfession war großzügig genug, um keine sektiererischen Leidenschaften aufkommen zu lassen, und die Kirche bildete für die Stadt ein soziales Zentrum, das mit der Halle darunter sogar einen Versammlungsort bot.

Von dem hinteren Teil des Parkplatzes aus konnte Torie das Baseball-Spielfeld sehen. Es sah staubig und verlassen aus; wahrscheinlich war der Strand attraktiver gewesen. Torie schnüffelte hoffnungsvoll nach einer Brise, aber es rührte sich nichts. Dafür stiegen aber herrliche Gerüche auf, die von der Hitze intensiviert wurden und das Parfüm des sommerlichen Grüns, der heißen Straßen, von Blätterteig-Gebäck und Talkpuder mit sich trugen. Dazu mischte sich der Geruch ihres eigenen Schweißes, der in salzigen Perlen auf ihrer Oberlippe stand, kitzelnd ihren Rücken hinunterlief und die Unterseite ihrer Oberschenkel an den Ledersitz klebte.

Sie war müde. Sie war zur Zeit immer müde, weil sie wenig und unruhig schlief. Ihr Bourbon war ein freundliches Luftkissenboot, das sie knapp über einem unendlich tiefen, unruhigen Meer schweben ließ. Sie funktionierte genauso gut wie eh und je. Die schlimmste Zeit für sie war, wenn sie in dieses Meer der Verzweigung hineinfel, denn dann war die Flasche ein Stein um ihren Hals, der sie hinunterzog, und es machte ihr nichts aus. Sonst hielt sie sich über dieser empfindlichen Oberfläche, war immer leicht betrunken und kam durch. Es war noch vor zwölf Uhr, und ihr Frühstück aus Irish Coffee verlor langsam seine Wirkung.

Trotzdem schwebte sie noch, eine Botschaft in einer Flasche, und überließ ihr Schicksal den Elementen. Sie wußte nicht mehr so recht, was sie eigentlich tun sollte, aber deshalb machte sie sich keine Gedanken. Es würde ihr wieder einfallen. Früher oder später würde sich das Stück in das Puzzlespiel fügen. Ihre Hände ruhten leicht auf dem Steuerrad, kannten ihren Platz und warteten auf das Zeichen, das irgendwann kommen würde, um sie zum Weiterfahren aufzufordern. Die Post. Sie sollte die Post holen. Sie würde also die Post holen und ihren Weg zum nächsten Glas finden.

Ein Schatten fiel über sie. Sie sah auf. Die Sonne blendete sie. Sie zog sich mit einem Seufzen die Sonnenbrille von ihrem Haar herunter.

»Cora«, sagte sie.

Die Sonnenbrille half nicht. Cora ragte noch immer schwarz zwischen Torie und der Sonne auf.

»Nett von Ihnen, daß Sie Geneva mitgenommen haben«, sagte Cora.

Coras Arme waren in Tories Augenhöhe verschränkt. Es war lästig und schmerzte im Hals, so zu der Frau hinaufstarren zu müssen.

»Das war mein gutes Werk für heute«, sagte Torie und lachte so unangenehm, wie nur sie das konnte.

»Ich hatte auch nicht angenommen, daß Sie in die Kirche gehen wollten«, sagte Cora.

»Ach du Scheiße, nein«, stimmte Torie ihr zu.

Cora schniefte mißbilligend. »Sie sind vulgär. Sie glauben, Sie wären schick oder sonstwas, aber das sind Sie nicht. Sie sind einfach nur vulgär.«

»Meine Güte«, sagte Torie mit großen Augen im gleichen Tonfall wie Geneva. »So ein Scheißdreck aber auch.«

»Ich wäre an Ihrer Stelle nicht zu stolz darauf«, sagte Cora.

»Oh, das bin ich doch gar nicht. Um Gottes willen«, sagte Torie, »mit etwas Übung kann das doch jeder.«

»Sie halten sich wohl für schick, was?« sagte Cora.

»Was?« fragte Torie. »Um Gottes willen, nein. Ich bin nicht ein bißchen schick. Sie verstehen das nicht.«

»Ich verstehe mehr, als Sie glauben«, sagte Cora. »Was genau verstehe ich denn Ihrer Meinung nach nicht?«

»Eigentlich einen ganzen Arsch voller Dinge«, erklärte Torie fröhlich. »Zuerst aber einmal zu diesen Worten, diese schlimmen Worte, wissen Sie. Ich habe sie einfach ausgeliehen. Man kann heutzutage schlimme Wörter ausleihen, und dann wird die Kreditkarte damit belastet. Für ein paar Dollar im Monat kann man soviel schlimme Wörter benutzen, wie man will.«

»Mir können Sie nichts vormachen«, sagte Cora hartnäckig. »Ich durchschaue Sie.«

Torie zupfte besorgt an ihrem Oberteil und ihren Shorts. »Röntgen-Blick! Auch das noch!« sagte sie. »Nur gut, daß ich heute früh mein Höschen gewechselt habe.«

»Nur eines möchte ich Ihnen noch sagen«, sagte Cora langsam. Sie schien dabei jedes Wort abzubeißen und herauszusucken.

»Was für eine Erleichterung«, sagte Torie. »Ich habe schon darauf gewartet. Es ist heißer hier als die, äh, die Dingsbums einer Nutte am Samstagabend.«

»Lassen Sie die Finger von meinem Mann«, sagte Cora. Es klang wie eine Drohung.

»Oh«, sagte Torie. Sie dachte darüber nach. »Und wer ist das?«

Cora schniefte wieder. »Sie wissen es doch. Sie sind doch so schlau.«

»Na ja, wahrscheinlich könnte ich es raten, wer so ein Trottel ist, daß er Sie geheiratet hat«, stimmte ihr Torie zu. »Ich verstehe das aber nicht ganz. Könnten Sie mir das vielleicht erklären? Warum sollte ich wohl Hand an Ihren Alten legen?«

»Überlegen Sie es sich doch selbst. Sie sind doch so schlau«, sagte Cora.

»Ich werde mich bemühen«, sagte Torie. »Ich sehe aber jetzt schon, daß das ein Problem werden wird.«

Cora hob die Stimme. »Lassen Sie die Finger von ihm, hören Sie?«

Torie sah sie von oben bis unten an. »Cora«, sagte sie müde, »lassen Sie sich das von mir erklären. Ich will Ihren Mann nicht. Ich habe selbst schon einen, der zu nichts nütze ist. Vielleicht wollen Sie Ihren Mann, oder vielleicht auch nicht. Ich weiß es nicht. Es ist mir aber auch scheißegal. Ich kann Ihnen aber ganz wahrhaftig und ehrlich sagen, daß ich ihn nicht will. Nicht für eine Minute. Länger bringt er es wahrscheinlich sowieso nicht.«

Coras Mund verzog sich. »Dann entlassen Sie ihn doch.«

»Scheiße«, sagte Torie. »Wer macht mir dann die Arbeit?«

»Das ist mir egal«, fuhr Cora sie an. »Nichts könnte mir gleichgültiger sein. Versuchen Sie es doch mit Reuben Styles. Sie können sich ja von ihm« – das Wort blieb ihr fast im Hals stecken – »vögeln lassen.«

»Sehr großzügig von Ihnen«, sagte Torie. »Aber das habe ich bereits getan, und er ist nicht besonders gut. Doch hüten Sie Ihre Zunge, Cora. Sie klingen vulgär, und das steht Ihnen nicht.«

Sie lächelte Cora ausdruckslos zu und drehte den Zündschlüssel um. Sie hatte Durst, und ihr Kopfweh war von der Sonne schier unerträglich geworden. Im Handschuhfach hatte sie eine Flasche ›*Wild Turkey*‹ speziell für Kopfweh.

»Ich kriege Sie«, hörte sie Cora über dem Geräusch des Anlassers sagen. »Ich mache Sie fertig, Miß Schandmaul.«

»Laß dich doch ficken«, schrie Torie sie an. »Wenn es dir gelingt.«

Eigentlich war ihr die Sache aber nicht so wichtig. Sie war nicht mit dem Herzen dabei. Die gesamte Konversation war eine Farce. Sie deckte Cora mit Kies ein, als sie den Wagen zur Straße herumriß.

Sie hatte es eilig, zur Post zu kommen. Sie konnte dort parken und den einen oder anderen Schluck Kopfweh-Medizin zu sich nehmen, bevor sie die Post abholte. Ihrer Kehle würde das genauso gefallen wie ihrem armen Kopf. Sie fragte sich vage, ob Cora vielleicht verrückt war.

Ihr Seitenstechen legte sich und ließ nur die Erinnerung eines unangenehmen Gefühls zurück. Das Brennen in ihren Lungen kühlte sich ab, und ihre Atmung wurde regelmäßiger. Der Schnitt an ihrer Hand klopfte wütend. Unter den Schichten von Guys alten Jagdhosen und langen Unterhosen kitzelte die feine Wolle ihrer Hosen ihre aufgeschürften Knie, die sie sich geholt hatte, als sie über den glasig verharschten Schnee gekrochen war. Außerdem brannten ihre Gelenke. Die Schmerzmittel, die sie morgens als erstes genommen hatte, verloren ihre Wirkung. Sie spürte, wie sie langsam nachließ.

Die Ironie der Situation ließ den Wunsch zu lachen in ihr aufkommen, aber es reichte nur zu einem Geräusch, das sich anhörte wie das Kratzen eines Fingernagels auf einer Wandtafel. Sie hatte vorgehabt, mit Würde ihren Abschied zu nehmen, und statt dessen fand sie sich hier mitten in einem Rennen, das Leben des alten Mannes zu retten. Nicht ihr eigenes; das würde so oder so sein Ende finden, und es spielte jetzt keine Rolle mehr, wie das geschehen würde. Es war ihm jedoch gelungen, sich an ihrem Tod ebenso zu beteiligen wie an ihrem Leben, und sie ärgerte sich unwillkürlich über ihn, obwohl sie wußte, daß er all das nicht vorgehabt hatte. Die Situation war weder amüsan noch romantisch, weil sie lebensbedrohlich war, aber sie mußte sie akzeptieren wie all die anderen Katastrophen. Die Sterne standen schlecht, und dazwischen eine ungeheure Leere.

Es war jedoch fast vorbei, wofür sie zutiefst dankbar war. Ihre Finger tasteten unbeholfen nach dem Mikrofon des CB-Funkgeräts, das ordentlich in seiner Halterung am Armaturenbrett hing. Alles hatte seinen Platz, dachte sie, und alles war an seinem Platz. *Nur du gehörst nicht hierher, unter meinen gottverdammten Wagen, Alter.*

Es waren genug Knöpfe da, um einen in Verwirrung zu stürzen, aber zumindest waren es Knöpfe und nicht diese albern elektronischen Anzeigen mit ihren Alphabeten-Runen, die durch Wärme ausgelöst wurden und nicht durch Druck. Sie war sicher, daß sie dafür nicht mehr genug Wärme in sich hatte, daß ihr Feuer schon zu

stark heruntergebrannt war. Die Knöpfe schienen dadurch auch nicht verständlicher zu werden, daß sie sie anstarrte. Ihre rechte Hand schwebte vor ihrer Nasenspitze in der Luft, drei Finger waren in die Handfläche eingerollt, und der Zeigefinger wurde langsam gerade und zielte auf die Knöpfe.

»Scheiße«, sagte sie schließlich. Sie drückte auf irgendeinen Knopf.

Und nichts passierte.

Sie verzog ihr Gesicht und drückte nacheinander auf jeden einzelnen Knopf. Noch immer passierte nichts. Sie schob sich in den Sitz zurück und ärgerte sich über sich selbst, weil sie sich so dumm anstellte.

Der alte Mann hatte ganz sicher die Bedienungsanleitung für das Funkgerät im Handschuhfach gelassen. Er war von seiner Veranlassung her nicht in der Lage, sie *nicht* dort zu lassen. Sie stürzte sich auf das Handschuhfach, wischte seinen gesamten Inhalt auf den Boden des Fahrerhauses und hob ungeschickt das richtige Buch auf.

Sie blätterte die Seiten mit zitternden Fingern durch und überflog die Anleitungen. Als sie damit fertig war, wurde ihr bewußt, daß sie kein Wort davon verstanden hatte. Sie zwang sich hartnäckig dazu, noch einmal von vorne anzufangen. Sie hockte auf der Sitzkante wie eine knochenlose Puppe, las die Anleitung immer und immer wieder Wort für Wort durch, bis sie meinte, jetzt hätte sie sie verstanden. Es war genauso, wie sie über den Schnee und unter den Cadillac gekrochen war, nur daß das Krabbeln sich jetzt in ihrem Kopf abspielte. Sie ließ die Anleitung neben sich auf den Sitz fallen und griff mit einem Rest ihres normalen Selbstbewußtseins, das sie nie ganz im Stich ließ, ob sie nun betrunken war oder nüchtern, nach dem Mikrofon und den Bedienungsknöpfen des Funkgeräts. Sie murmelte ihre Anweisungen in sich hinein, würzte sie gut mit Flüchen, um sie eindringlicher zu machen, und vollzog jeden Schritt mit größter Sorgfalt. Ihre direkte Belohnung war ein plötzlicher Schwall von Rauschen und einige rote Punkte, die über die Anzeige wanderten. Ein Feuerwerk hätte nicht aufregender sein können. Die Rettung war nur noch Minuten entfernt.

»Ist da jemand?« fragte sie.

Sie hatte das Gefühl wieder voll da zu sein, ein Gefühl, das sie lange nicht mehr gehabt hatte und daß sie am ruhigen Tonfall ihrer

Stimme erkannte. Dann wurde ihr klar, daß sie den Sprechknopf am Mikrofon nicht gedrückt hatte.

»Scheiße«, sagte sie und drückte so fest drauf, wie ein plötzlicher schwerer Anfall von Schüttelfrost das zuließ. Sie fragte noch einmal: »Ist da jemand?«

Keine Antwort. Geduldig fragte sie noch einmal und schaltete dann auf einen anderen Kanal um, und danach wieder, und dann wieder. Sie versuchte es mit dem Polizeikanal und hörte nur Rauschen. Als sie die Kanäle alle durch hatte und Kanal 1, wo sie angefangen hatte, wieder erreicht hatte, flatterte ihr die Panik unter dem Brustbein. Der Klang von Stimmen ließ sie auffahren. Ein Mann und eine Frau unterhielten sich. Nach dem Klang der Stimmen zu urteilen, tauschten sie Klatsch aus. Es war beruhigend zu erfahren, daß das Leben seinen normalen Gang ging. Das Gespräch war jedoch nur bruchstückhaft zu hören und stockte, sobald es sie erreicht hatte.

Torie versuchte, sich hineinzumischen.

Die Frau sprach weiter, konnte sie aber offensichtlich nicht hören.

Torie zitterte vor Frustration am ganzen Leib und stieß bittere Flüche gegen die Frau aus.

Die Frau sprach monoton weiter. Der Mann antwortete ihr dann und wann knapp, aber kaum verständlicher. Die Stimmen sprachen langsam mit einem deutlichen Maine-Akzent, und sie kamen Torie bekannt vor, aber sie konnte sie nicht identifizieren. Es schien so, als würde sie weniger von dem verstehen, was gesagt wurde, je genauer sie zuhörte. Die seltsame Unterhaltung hätte auch in einer fremden Sprache geführt sein können, aber sie erkannte den Akzent, die Sprachmelodie und den nasalen Tonfall. Alles außer der Bedeutung. Das erinnerte sie an die Zeit, als sie angefangen hatte, Französisch zu lernen, und alles knapp davorstand, einen Sinn zu ergeben, bevor sie begonnen hatte, es wirklich zu verstehen. Und dann war ein kurzer Satz ganz deutlich zu hören.

»Du glaubst, ich wüßte das nicht«, sagte die Frau.

Vielleicht sagte sie dann noch weiter, worum es ihr ging, aber der Rest ihrer Worte löste sich in Rauschen auf.

Sie klang wie Cora.

Zitternd warf Torie das Mikrofon gegen das Armaturenbrett und trat nach dem Radio. Sie verlor dabei das Gleichgewicht auf dem Sitz und mußte sich einen Moment lang bemühen, aufrecht zu blei-

ben. Als sie sich wieder dazu überwinden konnte, das Mikrofon zu berühren, ging sie vorsichtig damit um, als seien ihre Hände naß und sie erwartete jeden Augenblick, einen elektrischen Schlag zu bekommen. Sie machte noch einmal eine langsame und sorgfältige Prozession durch die Kanäle. Absolute Stille. Niemand sprach, niemand hörte zu außer ihr, und sie war vor Angst wie betäubt. Lustlos blätterte sie noch einmal durch die Bedienungsanleitung, brachte es aber nicht fertig, ihre Notlage der Außenwelt mitzuteilen. Vielleicht gab es ein automatisches Notrufsignal, doch sie fand es nicht.

»Scheiße«, sagte sie.

Sie schaltete das Funkgerät ab, nahm die Autoschlüssel an sich und kletterte hinaus. Der Nieselregen war dichter geworden. Sie nieste.

»Dieser verdammte Joe Nevers«, murmelte sie. »Warum hat er bloß eine verdammte Gangschaltung? Zumindest die Straße hätte ich inzwischen erreicht, und dann hätte ich jemand anhalten können.«

Es war zu kalt, um hier herzustellen und sich zu beklagen. Sie machte sich auf den Weg den Berg hinunter, und sie brauchte dabei ihre gesamte Energie und Konzentration, um auf den Füßen zu bleiben. Irgendwie mußte sie einen Weg finden, den alten Mann unter dem Cadillac hervorzuschaffen, bevor er an Unterkühlung starb. Das zumindest mußte sie tun. Dann konnte sie anfangen, sich Gedanken darüber zu machen, wie sie ihn von hier wegschaffen konnte.

Es schwamm ihr vor den Augen, und sie beugte sich vornüber, weil sie von einem heftigen Krampf geschüttelt wurde. Er hörte kurz auf, wie eine Schlange, die den Kopf zurückzieht, um noch einmal zuzuschlagen. Alle Gedanken an Joe Nevers' Rettung oder Tod flohen von ihr. Sie mußte zurück zum Haus. Zu ihren wunderbaren Pillen.

### ❧ Herbst 1949 ❧

Zur Erleichterung von Tories Eltern hatte sie ihre gesetzliche Schulausbildung fast abgeschlossen. Sie hatte sich danach während des Krieges durch ein Studium an der Universität Boston und dann durch einen Graduiertenkurs in Harvard durchgetrödel. Heiratsfähige Männer waren selten, sie persönlich konnte kaum etwas zur Kriegsanstrengung beitragen, und auch in den staubigen Gängen der Bibliothek konnte ihr kaum etwas zustoßen. Man ließ sie gewähren, und sie

wiederum ließ ihre Eltern gewähren, war aber nicht in der Lage, ihnen die Vorstellung auszutreiben, sie könnte jemals erwachsen werden und heiraten.

Als Angehörige des kleinen Graduiertenkurses war sie mit ihren sechszwanzig Jahren älter als die meisten ihrer Kommilitonen, selbst als die Kriegsheimkehrer. Das Leben an der Universität stellt notwendigerweise eine Übergangsphase her, die für die meisten nach vier Jahren vorüber ist. Torie Hayes war schon lange genug an der Universität, um von den meisten als so etwas wie ein fester Bestandteil davon betrachtet zu werden, auch wenn sie achtzehn Monate Ausgrabungsarbeit in England und Mexiko und ein Semester in Chicago eingelegt hatte, um sich dort mit der neuen Radio-Isotop-Methode zu befassen. Dieser Abschnitt ihres Lebens näherte sich jedoch seinem Ende. Sie spürte, wie sie sich von Harvard löste, wie eine Zelle, die sich nach der Teilung von einer anderen trennt. Ihre Ausbildung hatte sie als Beobachterin geschult. Es war natürlich und unvermeidlich, daß sie im Lauf der Zeit die Universität als einen Mikrokosmos mit eigenen Gesetzen, Ritualen und Hierarchien erkennen sollte. Und sie merkte, daß sie nicht dazugehörte. Nicht zum Stamm gehörig.

In der Enge der Abteilung, in der ihr eigenes Themengebiet untergebracht war, hätte ihr nur eine gute Fee einen Arbeitsplatz beschaffen können, aber sie hatte für sich das Privileg eines Arbeitsplatzes in einer benachbarten Abteilung der Bibliothek erreicht. Im Sommer war der kleine Verschlag ein Teil der Hölle, und im Winter war es dort kälter als im Herzen einer Eisprinzessin. Aber der Geruch nach abgestorbenen und verfaulenden Blättern, den die alten Bücher verbreiteten, und die katedralenähnliche Stille in der verlassenen Bibliothek waren ihr ans Herz gewachsen.

Während der Pausen, zu denen sie sich zwang, stöberte sie in den Büchern herum, von denen sie eingemauert war, und entdeckte eine Abteilung mit übergroßen Folianten zu den Themen Biologie und Heilkunst. Davon erregte eines ihre besondere Aufmerksamkeit. Es war das Lebenswerk eines gewissen Samuel Biggs Hobson, ein Kompendium von Hausmitteln, Zaubetränken, Beschwörungsformeln, teils reiner Humbug, teils Volksmedizin aus dem 18. Jahrhundert, teilweise sogar wirksam. Wenn sie so lange gelesen hatte, daß

sie Kopfweh bekam, konnte sie sich immer darauf verlassen, daß Hobson ihr Staunen und Belustigung liefern konnte.

Bei den seltenen Gelegenheiten, wenn sich ein anderer Forscher in die hinteren Bereiche der Regale vorwagte, galt sein Besuch fast immer Hobson. Das Buch hatte sich unter den Medizinstudenten eine gewisse Anhängerschaft erobert, die es, ähnlich wie die Englisch-Studenten *Alice im Wunderland*, als zuverlässige Quelle für witzige Sprüche benutzten, die sie über ihre Arbeiten schreiben konnten, um so ein nicht vorhandenes enzyklopädisches Wissen vorzutauschen. Da das Buch aber eine Antiquität war, wenn auch zu dieser Zeit noch nicht besonders wertvoll, war es den Studenten nicht frei zugänglich, beziehungsweise durfte es nicht ausgeliehen werden. Die Studenten mußten also zu ihm kommen. Während der langen Perioden, die der Hobson ungestört an seinem Platz blieb, hatte sich Torie angewöhnt, es als so etwas wie ihr Eigentum zu betrachten.

An einem Nachmittag im Spätherbst drang es ihr ins Bewußtsein, daß jemand in peinlicher Vorsicht zwischen den Büchern herumsuchte. Als sie ungeduldig aus ihrem Verschlag heraussah, erkannte sie wie vom Donner gerührt Guy Christopher. Er blinzelte angestrengt nach verblaßten und unleserlichen Titeln und Autoren und bemühte sich dabei, einen Stapel Folianten auf einem niedrigeren Regalbrett am Umfallen zu hindern.

Als sie sich endlich rührte, die Zettel vor sich weg- und den Stuhl zurückschob, erregte das Geräusch der Stuhlbeine, die über die Kacheln kratzten, seine Aufmerksamkeit. Er sah zu ihr herüber, als sei sie nichts als ein weiteres unhandliches Buch, dessen Titel und Autor er nicht ganz erkennen konnte. Dann schien er sie als die typische unverheiratete Bibliothekarin einzuschätzen, die ihr gesamtes Leben wie ein jungfräulicher Kobold zwischen den Büchern verbringt.

»Entschuldigen Sie«, sagte er und blinzelte mit seinen blonden Wimpern, um sich vor dem von ihm mit den Büchern aufgewirbelten Staub zu schützen. »Ich suche ein Buch.«

Torie stand auf und griff nach dem Zettel, der schlaff zwischen seinen Fingern hing. »Dann sind Sie hier richtig«, sagte sie trocken.

Er starrte sie an.

»Hobson«, las sie laut von dem Zettel ab. »Sie haben Glück.«

Sie suchte ihren Verschlag danach ab. Es stand an dem Fenster mit den winzigen Scheiben, das auf einen Entlüftungsschacht hinaussah.

Eine Spinne hatte ihr Netz von seiner obersten Ecke zu der Leselampe auf ihrem Tisch gesponnen. Sie wischte es energisch mit einer Handkante weg, die sie sich dann am Rock abwischte, und zog den Hobson zwischen seinen Nachbarn heraus. Sie drehte sich zu Guy um und hielt ihm das Buch wie ein großes, leeres Tablett hin.

»Hobson«, sagte sie.

Guys Finger schlossen sich automatisch um den Rücken des Buchs, während er sie ansah.

»Torie?«

Sie verspürte den plötzlichen Impuls, ihre Identität glattweg zu leugnen, und gab ihm keine Antwort.

Er bedrängte sie, als spürte er das. »Torie?«

Sie seufzte. »Hallo, Guy.« Und ließ den Hobson los.

Guy hätte ihn fast fallenlassen. Nur seine angeborene Geschicklichkeit ermöglichte es ihm, das Buch aufzufangen. Sie war wegen des Buchs erleichtert, denn es war steif und vor Alter arthritisch, und es hätte leicht Schaden nehmen können.

»Ich kann es nicht glauben«, sagte Guy.

Sie spielte mit den Haarsträhnen, die lose an ihrer Schläfe herunterhingen und ärgerte sich, weil sie genau wußte, wie ungepflegt sie aussah. Ihre Hände waren deutlich schmutzig. Ihr Ärger über sich selbst blitzte in ihren Augen. Er hielt das für einen zornigen Blick und zuckte zusammen. Plötzlich änderte sich der Ausdruck in seinem feingeschnittenen, gutaussehenden Gesicht, und an die Stelle der Freude über seine Entdeckung trat Besorgnis.

Zuerst wunderte sie sich über seine Freude bei ihrem Anblick, und dann darüber, wie schnell sie verflog. Wenn sie Guy Christopher wäre, würde sie sich nicht darüber freuen, Victoria Hayes wiederzusehen. Es gibt Arten von Verlegenheit, die weit unerträglicher sind als eine vorsätzliche Beleidigung. Er hatte jedoch keine Veranlassung, von ihr etwas Negatives zu erwarten.

»Mein Gott«, sagte er.

Er schob das große Buch aus dem Weg und vergaß es endgültig. Er griff nach ihren beiden Händen, aber während er seine eigenen Hände befreit hatte, hatte sie die Arme verschränkt. Es folgten peinliche Sekunden, während sie eine Hand löste und sie ihm steif anbot.

»Wie geht's, Guy?«

Ihr Tonfall verriet zwar deutlich ihren Mangel an Interesse an der Antwort auf diese Frage, aber er beantwortete sie, als wollte sie es wirklich wissen.

»Gut, gut.« Er rieb sich die Hände mit der automatischen Sorgfalt, die er seiner Ausbildung in Hygiene verdankte. »Ich arbeite keine fünf Meilen von hier. In Dudley.«

»Praktizierst du schon«, fragte sie, »oder hast du immer noch nicht das Richtige gefunden?«

Er grinste. »Nicht selbständig, nein. Ich bin in meinem letzten Ausbildungsjahr in Geburtshilfe. Hast du mich schon einmal erlebt, wie ich Kinder auf die Welt hole?«

Sie schüttelte den Kopf. »Das ist sicher sehr schön. Von der Schneiderei hast du wohl genug?«

Der Gedanke ernüchterte ihn, und er starrte auf den Boden. »Ich habe im Krieg genug Chirurgie für mein ganzes Leben gesehen.« Seine Wimpern flatterten, und er fuhr sich nervös mit einer Hand über das Gesicht. »Mein Gott, das mit Tom tut mir leid. Ich habe deiner Mutter geschrieben.«

Sie zuckte die Achseln. »Ja, ich weiß. Vielen Dank. Das war freundlich von dir.«

Er steckte die Hände in die Taschen und sah bemerkenswert jugenhaft aus, wenn man bedachte, daß er fast fünfunddreißig sein mußte. Ein Mann, der sein Medizinstudium abgeschlossen hatte, direkt danach in den Krieg gegangen war, eine Facharzt-Ausbildung mitgemacht hatte, und nun eine zweite, und der doch mit seinem Gesicht und seinem Verhalten einen unfertigen, zögernden Eindruck machte. Er sah beunruhigend dem Jungen ähnlich, der er gewesen war, als er in dem Internat ein Zimmer mit ihrem Bruder Tom geteilt hatte.

Sie hatte das Gefühl, daß sie in den Jahren, seit sie ihn zum letzten Mal gesehen hatte, viel mehr gealtert war als er. Irgendwie hatte sie ihn überholt.

Sein Kummer wegen Toms Tod war echt, und das rührte sie. Er blinzelte einen verdächtigen Glanz in seinen blauen Augen weg.

»Manchmal kann ich es noch immer nicht glauben«, sagte er.

Sie schloß die Augen.

»Entschuldigung«, sagte er. »Ich wollte dich nicht beunruhigen.«

Sie blinzelte ihn an und lächelte träge. »Nein«, sagte sie.

Sie tastete sich in ihren Verschlag hinein. Wo ihre Finger etwas berührten, hinterließen sie Fingerabdrücke in dem Staub und Schmutz. Sie sah, daß die Bücher, Zeitschriften und Papiere, die sie in ihren Verschlag gezwängt hatte, sehr unordentlich waren. Als sie sich an das verdreckte Fenster lehnte, bemerkte sie zum ersten Mal, daß die Spinne, mit der sie den Verschlag geteilt hatte, ihre Eier wie einen Büschel Engelshaar in den angesammelten Schmutz in eine Ecke des Fensters gelegt hatte.

»Torie?«

Sie erschrak. Er stand hinter ihr in der Tür und machte ein besorgtes Gesicht.

»Ich bin okay«, sagte sie. »Es war nur... die Überraschung.«

Er verstärkte ihre Überraschung noch. Er faßte nach ihr und zog sie zu einer sanften Umarmung an sich, die ihr die Luft wegbleiben ließ. Als er sie losließ, trat sie wie betäubt zurück und tastete nach der Lehne ihres Stuhls, um sich zu stützen.

»Komm mit mir und trink eine Tasse Kaffee«, sagte er. »Ich möchte erfahren, wie es dir ergangen ist.«

Sie wollte nicht mit ihm Kaffee trinken, sie wollte nicht bei ihm sitzen, und sie wollte auch nicht, daß er erfuhr, wie es ihr ergangen war. Was sie wollte, war ein großes, kaltes Glas Wasser oder besser noch Bier. Wenn sie aber in ihrem Verschlag blieb, würde sie weinen, sobald er wegging. Sie holte sich mit einer Hand ihre Jacke vom Haken und wischte sich mit der anderen die Haare aus der Stirn, bevor es ihr einfiel, wie schmutzig ihre Hand war. Ihr Haar war aber genauso schmutzig, und so verbannte sie diesen Gedanken achselzuckend aus ihrem Kopf und zog sich die Jacke über.

Unterwegs zu dem Café und bis sie saßen und bedient worden waren, trug er die Hauptlast der Unterhaltung und überbrückte ihr Schweigen leicht und ohne Hast, als würde er ein Gespräch weiterführen, das erst gestern unterbrochen worden war. Sie erfuhr, in welchem Teil der Stadt er lebte, warum er sich für die Klinik in Dudley entschlossen hatte, warum er sich für Geburtshilfe entschieden hatte und nicht für Chirurgie, was er für ein Gefühl hatte, wenn er ein Baby auf die Welt beförderte, was er schon ungefähr zweihundert Mal getan hatte, und verschiedene Male waren es sogar Notfälle gewesen. Zu ihrer Überraschung war alles interessant, und zwar nicht nur, weil sie so etwas wie ein Schwamm war und sich nicht in der Lage sah,

neue Informationen nicht aufzusaugen, sondern weil er ihr enthüllte, was ihm wichtig war, und zwar ganz unabsichtlich wegen der etwas peinlichen Situation. Damit fiel ein neues und etwas eigenartiges Licht auf Guy Christopher. Ein neuer Respekt vor ihm stieg in ihr auf, und eine plötzliche, fast zärtliche Zuneigung. Er versuchte schließlich, es ihr leicht zu machen.

Ihr eigenes Leben war erfüllt. Sie hielt sich nicht für einsam, aber sie hatte sich aus eigenem Wunsch ziemlich isoliert. Sie hatte sich von der Familie zurückgezogen, war exzentrisch und entzog sich immer mehr sozialen Kontakten. Das Gefühl, daß Guy Christopher ihr seine Leidenschaften enthüllte, einer Frau, die er kaum kannte, die er fast zehn Jahre nicht gesehen hatte und die ihm Grund geliefert hatte, ihr auszuweichen, ließ es ihr zur Gewißheit werden, daß er geheime Leidenschaften hatte, daß es niemand in seinem Leben gab, dem er das eingestehen konnte, und daß es ihm mit irgend etwas ernst war. Vielleicht verriet ihm auch nur sein Instinkt, daß das Geheimnis seiner Einsamkeit bei einer weltlichen Nonne wie Victoria Hayes sicher aufgehoben war. Sie hörte ihm ohne Ressentiment zu und sagte sich dabei selbst, daß das nur menschlich war und sie keineswegs übertrieben dankbar für den Genuß seiner Gesellschaft war und auch nicht zu viel Freude daran hatte.

»Und was machst du so?« fragte er schließlich.

Sie wich der Frage aus. »Ich mache die ganze Tasse voll von dreckigen Fingerabdrücken.«

Er lachte. »Du hast den verdammten Kaffee nicht versucht. Wieso, ist er denn nicht gut?«

»Was denkst du?« fragte sie.

Überrascht musterte er seine Tasse. »Du weißt es«, sagte er, »ich nicht.«

Sie nickte. »Du trinkst viel Kaffee.«

»Nein, so viel auch wieder nicht.« Dann aber überlegte er es sich anders. »Nein, das stimmt nicht. Ich trinke wohl doch recht viel Kaffee.«

»Weißt du es nicht?« fragte sie beharrlich. »Wie viele Tassen pro Tag?«

Er öffnete den Mund, als erwartete er, die Zahl würde von selbst herauskommen, und lachte dann. »Ich weiß es nicht.«

»Leute, die viel Kaffee trinken, wissen nie, wieviel sie trinken«, eröffnete sie ihm. »Oder wie er schmeckt.«

Er lehnte sich mit seinem Stuhl zurück und verschränkte die Arme. »Das ist mir nie aufgefallen. Dir aber schon.«

Sie zuckte die Achseln. »Das habe ich vom Graduiertenseminar. Ich habe mich einmal gelangweilt und angefangen, darauf zu achten, wie die Leute Kaffee trinken.«

»Interessant«, sagte er. »Meinst du, das stimmt für Zigaretten oder Tee oder Alkohol auch? Daß man immer weniger davon wahrnimmt, je mehr man davon konsumiert?«

»Hast du schon einmal zugesehen, wie eine wirklich fette Person ißt?« fragte sie. »Schau dir das in deiner Krankenhaus-Kantine einmal an. Ich könnte wetten, da gibt es Leute, die schaufeln das Essen so schnell rein, daß sie fast daran ersticken, und ich könnte weiter wetten, daß sie fett sind.«

»Das mache ich«, versprach er. »Ich bin allerdings jetzt schon sicher, daß es wahr ist.«

Er hatte noch immer Wangen wie Rosenblätter. Er glühte vor makelloser Gesundheit und einer natürlichen, fröhlichen Veranlagung. Er würde kahl werden, dachte sie, aber so allmählich und sanft, daß es natürlich scheinen würde, als würde er zu einem seiner Babys werden, mit jedem Tag jünger. Sie fragte sich, wie viele Krankenschwestern wohl in ihn verliebt waren.

Er musterte sie genauso ernst wie sie ihn. Er streckte eine Hand aus, um ihre Hand zu berühren, und es wurde ihr klar, daß er sich von ihrer ausweichenden Antwort nicht hatte ablenken lassen. »Ich möchte dir noch einmal sagen, daß es mir leid tut, aber ich möchte nicht, daß du dich mir entziehst.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nicht. Du bist sehr freundlich, aber es ist nicht nötig.«

»Freundlichkeit ist immer nötig«, sagte er. »Ich sage das aber nicht, weil ich das unerklärliche Glück hatte, Tom zu überleben.«

Sie griff nach ihrem fast leeren Wasserglas. »Sondern?«

»Mir ging es um die Hochzeit.« Er wurde rot und schien noch jünger.

Sie berührte schnell seine Hand, die eingerollt auf dem Tisch lag.

»Da braucht dir nichts leid zu tun«, sagte sie.

Er nickte. »Du schienst damals so jung. Herrgott, du *warst* damals so jung. Ich habe mich damals sehr erwachsen gefühlt. Als wäre ich ungefähr vierzig, weißt du?« Er wurde tiefer rot. Er musterte seine Fingernägel. »Mein Gott, war das peinlich! Ich habe mich gefühlt wie, wie...«

»Wie ungefähr zwanzig Zentimeter«, sagte Torie ernst.

Er brach in Gelächter aus. »Gott, du bist noch immer eine Göre, stimmt's?«

Ihre Mundwinkel zuckten. »Hey, ich verstehe dich. Ich habe dich damals schon verstanden, ob du es nun glaubst oder nicht. Da warst du, der große Lebemann, der Freund meines großen Bruders, und es war ein schrecklicher Schlag für deine Würde. Du brauchst nicht so erleichtert darüber zu sein, daß ich noch immer eine Göre bin. Ich habe viel von meinem alten Biß verloren.«

»Darüber hatte ich mir schon Gedanken gemacht«, sagte er. »Vor zwei Monaten habe ich Molly getroffen. Sie hat mir gesagt, daß du hier bist. Sie hat gesagt, du wärest zu einem Bücherwurm geworden.«

»Molly hält jeden, der mehr als zwei Comics pro Woche liest, für einen Bücherwurm«, sagte sie.

Er streckte sich und lachte, und dann winkte er die Kellnerin her.

»Ich bin trotzdem froh, daß ich dich getroffen habe. Zuerst war ich ein wenig besorgt, weil du so verändert aussiehst. Jetzt siehst du aber wieder so aus wie früher.«

»Sehr höflich ausgedrückt«, sagte sie, »aber ich sehe wirklich anders aus. Ich bin nicht die gleiche. Erstens einmal bin ich jetzt fast so alt wie Tom, als er umgekommen ist.«

Guy schwieg einen Moment und sah sie an. »Du brauchst ein Bad, eine Haarwäsche und etwas Lippenstift. Ein Paar Strümpfe. Du müßtest segeln und Liebe machen, das ist alles.« Er wurde wieder rot.

»Ist das eine Diagnose?« fragte sie. »Oder ein Antrag?«

Er grinste. »Es ist ein Rezept.«

Sie stand auf. »Danke für den Kaffee, Guy. Es war nett, dich wiederzusehen.«

Er nahm ihre Hand. »Kümmere dich nicht um mein albernes Gerede. Wie wär's mit Abendessen?«

Sie wußte nicht, was er wollte und warum er anscheinend ihre Stimmung verbessern wollte. Sie wußte nicht, ob das ein Exorzismus für seine Schuldgefühle darüber war, daß er noch am Leben war, ihr

Bruder aber tot, oder ob er ihr zeigen wollte, daß er nicht mehr ein Halbwüchsiger mit einer unkontrollierbaren Erektion war. Sie wollte es auch gar nicht wissen. Er täuschte sich in ihr, und das war schon immer so gewesen. Sie war anders, sie war älter. Der Atlantik und ein Mann würden nicht die Wunden der letzten acht Jahre heilen.

Er wollte aber keine Ruhe geben. Er stand auf und legte ihr einen Arm um die Taille, um sie am Gehen zu hindern. Sie wehrte sich gegen den Impuls, ihm eine Ohrfeige zu geben oder ihm das Knie zwischen die Beine zu stoßen. Er war nichts als ein Schüler aus einem guten Internat mit zu viel von allem, gutem Aussehen, Geist, Humor, Glück und Nerven. Er hatte ihrer Mutter einen Brief geschrieben. Seine Manieren waren besser als ihre.

»Komm, lassen wir es uns gut gehen«, sagte er. »Ein gutes Essen, gute Laune. Du siehst aus, als könntest du das gebrauchen. Ich kann es weiß Gott. Ich bin schließlich ein schwer arbeitender Arzt, hast du das vergessen? Ich bringe Kinder auf die Welt und helfe den armen Müttern. Verdiane ich dafür nicht eine Belohnung?«

»Am Arsch«, sagte sie.

Er sah kritisch über ihre Schulter. »Ich weiß nicht. Du hast ihn mit diesem grauenhaften Rock verdeckt. Wenn ich vielleicht fühlen dürfte?«

Sie schlug ihm leicht auf die Hand. »Guy«, sagte sie geduldig. »Bist du sicher? Ich meine, ich gehöre nicht gerade zu den bequemsten, nettesten Leuten der Welt.«

Er nickte. »Du bist eine Göre. Na und? Ich unterhalte mich gern mit dir. Du hörst zu. Du kennst Worte, die drei, vier Silben lang sind. Verdammt noch mal, ich komme mir langsam zurückgestoßen vor.«

Sie seufzte. Es war nicht allzu schlimm gewesen, mit ihm Kaffee zu trinken, und es schien ihr irgendwie nicht fair, ihn dafür zu bestrafen, daß es ihr jetzt besser ging.

»Na gut«, sagte sie, schränkte dann aber sofort ein: »Aber nur das eine Mal.«

»Gut«, sagte er und tanzte um den Tisch herum. Das war die Art von Albernheit, die sie von Tom und seinen Freunden kannte, als sie noch ein kleines Mädchen und die Jungen Halbwüchsige gewesen waren. Sie schüttelte den Kopf, konnte aber ein Kichern nicht unterdrücken.

Es war halb neun. Er hatte gesagt, er würde sie um halb acht abholen. Sie warf das Buch hin, ging in der winzigen Wohnung auf und ab und vermied dabei ihren Spiegel. Verdammt wollte sie sein, wenn sie sich noch einmal betrachten würde wie ein alberner Teenager vor einer Verabredung.

Von dem einzigen Fenster zur Straße aus war nichts zu sehen, kein wartendes Taxi, kein schicker Sportwagen, wie sich das für einen jungen Arzt gehört hätte, der der Alleinerbe eines soliden, wenn nicht gar alten Vermögens war. Sie drehte der leeren Straße ihren Rücken zu und setzte sich auf das Fensterbrett, ohne sich darum zu kümmern, daß es staubig war und ihr Kleid beschmutzte. Warum sollte sie sich wie eine Braut für einen Typ bewahren, der zu spät kam? Viel zu spät. Es war nur so, daß Guy Christopher nicht ein Mann war, der wegen seiner Erziehung dazu neigen würde, zu irgend etwas absichtlich zu spät zu kommen, und schon gar nicht zu einer Verabredung, die er ohne Zweifel für die wichtigste seines Lebens hielt.

Sie schnaubte und verschränkte die Arme. Ihr Magen knurrte. Sie war äußerst hungrig und freute sich auf ein Essen, ein richtiges Essen in einem der vielen erdrückenden, heruntergekommenen Feinschmecker-Restaurants in Boston. Sie hatte sich sogar ein ganz neues Kleid angezogen, sozusagen jungfräulich wie sie selbst es nicht mehr war. Ihre Mutter hatte es ihr bei einem kurzen Besuch im Herbst gekauft.

Mit einem schnellen, scharfen Blick hatte ihre Mutter die Wohnung erfaßt, die kaum groß genug war, um sich darin umzudrehen, und beim Anblick von Tories rosa Külschrank rollte sie die Augen.

Torie breitete ihre Hände aus, um alles zu erfassen. »Wohnungsmangel in der Nachkriegszeit«, erklärte sie.

»Mein Gott«, sagte ihre Mutter. Sie begann, schnell die Schränke in der Küche aufzumachen und wieder zu schließen. Beide. »Hast du nichts zu trinken?«

»Nein, Mom. Zum Essen gibt es etwas Wein.«

»Na gut.«

Theresa Hayes war schnell alt geworden. Sie war schick und schlank und verlobt. Sie brauchte keine Cocktail-Party oder Hochzeit mehr, um das Trinken zu rechtfertigen. Ihr Mann, der selbst die Betäubung nötig hatte, wehrte sich nicht mehr dagegen. Alkohol mach-

te es leichter, mit Theresa zu leben, weil er ihr das Leben leichter machte. Seltsamerweise schien sie intensiver mit der Aufgabe Leben beschäftigt als je zuvor. Ihr Haus, ihre Kleider, ihr Garten, ihre Freunde und Kinder, ihre Schwestern und deren Freunde und Kinder, all das hielt sie aufrecht, wenn auch nicht nüchtern. Sie hatte den oft geäußerten Wunsch, Torie verheiratet zu sehen und Enkelkinder zu bekommen. Allem Anschein nach hatte sich Torie entschlossen, zu einer ebenso großen Enttäuschung zu werden, wie Toms Tod im Krieg ein Verlust gewesen war.

Theresa öffnete Tories Kleiderschrank und schob prüfend die Bügel auseinander.

»Victoria«, stöhnte sie.

Torie hatte das alte Doppelbett frisch bezogen, in ihre Stapel von Büchern und Artikeln eine gewisse Ordnung gebracht, die dürrtige, bunt zusammengewürfelte Sammlung von billigem Geschirr gespült, die Staubflocken und den Straßenschmutz, der sich in vier Monaten angesammelt hatte, aufgekehrt, und all das zu Ehren des Besuchs ihrer Mutter. Es war ihr jedoch klar gewesen, daß sie den Kleiderschrank weder verstecken noch Ordnung in ihn bringen konnte, und deshalb war sie auf das Stöhnen und die Entsetzensschreie ihrer Mutter vorbereitet gewesen.

»Ist dir eigentlich klar, daß du nicht ein einziges anständiges Kleid hast?«

»Wozu denn? Für den Fall, daß ich zu einem Begräbnis muß, Mom?«

»Victoria!«

Torie ging in die Küche, um ihrer Mutter Platz zu machen, damit sie sich wütend ihren Kleiderschrank betrachten konnte. Sie sah in ihren Eisschrank. Es war ein alter Greeley Ice Queen mit einem Ventilator darauf, und außen war er in einem peinlich fleischigen Rosa-Ton gestrichen. Innen zeigte er sich in einem aggressiven Grün, während das kleine Eisfach türkis und die drei inzwischen abgestoßenen, verkratzten und rostigen Drahtbehälter jeweils gelb, wassermelonengrün und purpurrot gestrichen waren. Er roch so stark nach saurer Milch, daß nicht einmal mit Backpulver etwas gegen den Gestank auszurichten war. Es war unmöglich, Molkereiprodukte in dem Kühlschranks aufzubewahren. Die einzigen Flüssigkeiten darin waren Quellwasser in einer rechteckigen geriffelten Glasflasche mit einem

grünen Bakelit-Verschluß, Ginger Ale und Tomatensaft. Torie hatte die verdorbenen Nahrungsmittel, die ausgetrocknet, verschimmelt oder ranzig geworden waren, kurz vor dem Besuch ihrer Mutter weggeworfen. Sie erfüllten aus dem Abfalleimer die Küche noch immer mit ihrem Duft.

»Gehen wir zum Essen aus«, schlug sie vor.

Die Hast, mit der Theresa Hayes ihre Lackleder-Handtasche von dem schmalen Sitz herunterriß, der in der Küche als Ablagefläche diente, signalisierte zugleich ihre scharfe Ablehnung von Tories Wohnung und ihre kaum unterdrückte Lust auf einen Drink. Torie konnte es ihr kaum verübeln.

Nachdem sie beim Essen zwei Gläser Wein getrunken hatte, erlaubte sie ihrer Mutter, ihr ein Kleid zu kaufen. Es entsprach natürlich ganz allein Theresas Geschmack, denn wenn Torie nach ihrem Geschmack gefragt worden wäre, wäre überhaupt kein Kleid gekauft worden. Theresa traf ihre Wahl ganz ähnlich, wie sie nach dem Essen Auto fuhr – mit übertriebener Vorsicht, um nicht zu sagen extremer Berechnung. Tories Figur mußte zu ihrem Vorteil betont werden, besonders weil sie gut war. Sie hätte es nie geduldet, daß sich ihre Tochter auffällig sexy kleidete, wie das seit dem Krieg immer mehr in Mode zu kommen schien. Das sah so... verzweifelt aus. Auf der anderen Seite war Torie auch keine achtzehn mehr und mußte das Beste aus ihren Möglichkeiten machen.

Heute abend war Torie zufrieden, als sie sich in diesem Kleid im Spiegel betrachtete. Um es klar zu machen, daß sie jetzt erwachsen war, hatte sie ihr Haar zu einem französischen Zopf geflochten. Die Strenge der Frisur deutete an, daß mit *ihr* nicht zu spaßen war, und paßte zu den einfachen Linien des Kleides, eines trägerlosen Schlauchs. Es würde ihrer Mutter ungeheuer gefallen, daß sie es trug.

Da Guy versprochen hatte, das Essen zu bezahlen, war Torie bereit, teuer genug auszusehen, um an dem Oberkellner im Restaurant des Ritz Carlton vorbeizukommen. Ohne Zweifel würde der Wein das Beste an dem Essen sein, aber sie hatte vor, nüchtern zu bleiben und viel von dem schweren und fantasielosen Essen zu sich zu nehmen. Sie war bereit, das um der Schicklichkeit Willen auf sich zu nehmen, unterdrückte streng ihre besten anarchischen Instinkte und beschloß,

sich nicht zu betrinken und auf den Tischen zu tanzen. Das müßte eigentlich beweisen, daß sie reifer geworden war.

Ironischerweise schienen alle ihre guten Vorsätze und die Bemühungen ihrer Mutter vergeblich gewesen zu sein. Der brave Doktor hatte sich noch nicht gezeigt. Eigentlich hätte es ihr eine gewisse Belustigung bringen müssen, sitzengelassen zu werden, aber sie hatte sich so sehr bemüht, ihre Erwartungen für diesen Abend auf ein zu teures, aber reichliches Essen mit einem Mann, den sie mehr mochte, als ihr das lieb war, zu beschränken. Es war schwer, sich nicht darüber zu ärgern, wie vergeblich all ihre mühsame Lässigkeit gewesen war.

Sie hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, die Wohnung aufzuräumen. Nicht für einen Mann, der wahrscheinlich etwas zu trinken wollte, was sie nicht hatte, und der sie nach einigen Minuten höflicher Unterhaltung hinausschieben würde. Sie hatte nicht die Absicht, sich auf diesen Mann zu stürzen wie eine verzweifelte alte Jungfer. Er war nicht mehr als ein alter Bekannter, und so sollte es auch bleiben. Guy Christopher war ein Experiment, ein Beweis für sie selbst, daß sie nichts zu fürchten hatte.

Sie sah wieder auf die Uhr. »Scheiße«, sagte sie.

Sie suchte wieder ihr Buch, zwang sich zur Konzentration und las noch etwas weiter. Ihre Strategie war erfolgreich; es war anderthalb Stunden später, als sie wieder auf die Uhr sah.

Sie lachte. Ihre erste Verabredung seit hundert Jahren, oder so kam es ihr zumindest vor, und sie war sitzengelassen worden. Vielleicht hatte der Mann einen bizarreren Sinn für Humor, als er sich anmerken ließ.

Das war unfreundlich von ihm. Über eines war sie sich bei Guy sicher, und zwar daß er rücksichtsvoll war, auf seine etwas frivoltuende Art viel rücksichtsvoller als sie. Wahrscheinlich sollte sie versuchen, herauszubekommen, was passiert war. Es war Samstag, und sie hatten sich auf halb acht geeinigt. Sie hatte seine Telefonnummer oder Adresse nicht, aber er hatte ihre, und er hatte nicht angerufen. Sie wußte allerdings, wo er arbeitete, und in diesem Augenblick wurde ihr klar, was passiert war. Der Mann war Arzt. Es war irgend etwas vorgefallen, das wichtig genug war, um ihn von einem Telefon fernzuhalten. Sie sah die Nummer des Krankenhauses im Telefonbuch nach und wählte sie.

»Ich suche Dr. Christopher«, sagte sie dem Mädchen, das sich meldete.

Darauf folgte eine Pause, und das Mädchen fragte: »Ist das Dr. Christopher von der Gynäkologie?«

Torie stimmte ihr zu.

»Sind Sie Patientin?«

Torie lachte. »Seine nicht«, sagte sie. »Ich bin nur eine Bekannte, und es ist kein Notfall.«

Das Mädchen kicherte und bat sie zu warten, aber es dauerte nicht lange. Das Mädchen meldete sich atemlos wieder mit der Nachricht, Dr. Christopher sei in der Klinik, habe aber mit einem Notfall zu tun, mit dem er schon seit mehreren Stunden beschäftigt sei.

»Möchten Sie eine Nachricht hinterlassen?«

»Nein«, sagte Torie. »Und vielen Dank.«

Sie sah in den Spiegel und zuckte die Achseln. »Nicht gerade ein vielversprechender Anfang«, sagte sie laut. »Aber es sollte ja sowieso kein Anfang sein. Also bitte.«

Sie schlüpfte aus ihrem Kleid und hängte es ordentlich im Schrank auf. Schließlich bestand noch immer die Möglichkeit des Begräbnisses. Sie zog ihre Unterwäsche aus und ihr verwaschenes Flanell-Nachthemd an, und dann machte sie sich das Haar auf. Nach kurzer Überlegung stieß sie den Telefonhörer sanft von der Gabel und legte ein Kissen darauf.

Ihr Magen knurrte und erinnerte sie daran, daß sie kein Abendessen gehabt hatte. Eine Suchaktion in dem rosa Kühlschrankschrank ergab einen Rest Streichleberwurst und etwas Erdnußbutter in der hohen Blechdose, in der sie sie gewöhnlich einkaufte. Erdnußbutter gehörte zu ihren Grundnahrungsmitteln. Sie machte sich ein Sandwich aus altem Vollkornbrot mit der Leberwurst und der Erdnußbutter und trat dann von einem nackten Fuß auf den anderen. Sie überlegte, womit sie es hinunterspülen könnte. Sie ließ Wasser in eine abgestoßene Teetasse laufen und nahm ihr Abendessen mit einem Stapel Bücher mit ins Bett.

Sie war wirklich müde. Sie war entschlossen gewesen, aus dem Tag nichts Besonderes zu machen, war wie üblich um die Morgendämmerung aufgestanden, war schon früh im Hallenbad der Fakultät geschwommen, war zwei Meilen weit bis zur Universität zu Fuß gegangen, hatte einen Arbeitstag von zehn Stunden hinter sich ge-

bracht, und dann war sie wieder zu Fuß nach Hause gegangen. Das Essen in ihrem Magen und die Wärme der Decke von oben ließ sie nach ihrem anstrengenden Tag müde werden, und sie döste ein. Ihre Bücher lagen noch um sie herum, und ihr halb gegessenes Sandwich war einen sanften Hang auf der Bettdecke hinuntergerutscht.

Später, in der feuchten und stillen Kälte der Märchenstunden, riß sie beharrliches Klopfen und der Klang ihres Namens aus ihrer behaglichen Wärme. Sie stand mühsam aus dem Bett auf, ging noch halb im Schlaf an die Tür und riß sie auf.

Guy Christopher stand zerknirscht und voll beladen mit Päckchen in dem diffusen Licht der staubigen Birne im Gang.

»Scheiße«, sagte sie, drehte sich auf dem Absatz herum und warf sich mit dem Bauch nach unten aufs Bett.

Er kam zögernd hinter ihr herein, schloß leise die Tür und schaltete eine Lampe an.

»Mein Gott«, sagte er, »es tut mir leid.«

Sie stöhnte.

»Wahrscheinlich hätte ich gar nicht kommen sollen, aber ich hatte so ein schlechtes Gewissen. Ich wollte mich entschuldigen.«

Er hörte sich tatsächlich so an, als würde es ihm leid tun. Wenn sie ein paar *Das-macht-doch-nichts-Phrasen* drosch, würde er vielleicht weggehen, bevor sie so wach war, daß sie nicht mehr einschlafen konnte. Sie rollte sich auf die andere Seite und schützte ihre Augen vor dem dürftigen Licht der Lampe. »Ich habe angenommen, daß du deinen Berufspflichten nachkommst.«

»Ich konnte nicht weg ans Telefon, und als ich dann konnte, war das Telefon bei dir ständig besetzt.«

Sie schloß die Augen für den Fall, daß er den Telefonhörer unter dem Kissen sah. Das ließ sich jedoch auch leicht falsch interpretieren; was war, wenn er sie für so verärgert hielt, daß sie nichts mehr von ihm hören wollte, obwohl sie nur nicht weiter gestört werden wollte? Vielleicht würde er sich bei ihrem Anblick – ein Bild des Jammers und der Müdigkeit – so schuldig fühlen, daß er es nicht wagen würde, sie danach zu fragen.

»Wie auch immer«, sagte er, »ich hatte diese Blumen hier sowieso schon heute nachmittag in dem Blumenladen in der Klinik gekauft.«

Sie stützte sich auf die Ellbogen, blinzelte schnell, um die Augen offen zu halten, und nahm eines der Päckchen, ein seltsames, dreieck-

kiges Objekt, das in das Papier des Blumenladens eingeschlagen war. Sie löste ungeschickt das Papier. Drinnen waren Chrysanthemen, die in einem glänzenden Baby-Schuh aus Glas arrangiert waren. Auf den gläsernen Schuhbändern stand: ›*Herzliche Glückwünsche*‹.

›Ach du Scheiße‹, sagte Guy, ›das ist der falsche.‹

Torie sah ihm ins Gesicht und wurde von einem Anfall von Kichern geschüttelt. Irgendeine unwahrscheinliche Verwechslung mußte passiert sein.

›Das ist Mrs. Mooneys Strauß‹, sagte er. Er verbarg sein Gesicht in den Händen. ›Mein Gott, sie muß deinen bekommen haben.‹

Torie drückte ihre Augen zu, so fest sie konnte, aber in den Augenwinkeln sickerten trotzdem Tränen durch. Sie setzte sich auf und griff nach der Schublade ihres Nachttisches, wo sie Taschentücher aufbewahrte.

Guy sank in den Stuhl am Eßtisch, den einzigen Stuhl in der Wohnung. Er stützte sich mit einem Ellbogen auf den Tisch, legte seinen Kopf auf die Hand und sah sie an.

›Mrs. Mooney hatte so eine schwere Geburt‹, erklärte er ihr. ›Sie hat die ganze Zeit gebetet, und sie war unheimlich tapfer. Sie ist mindestens fünfundvierzig, und sie hat bis zum Tod ihrer alten Mutter gewartet, bis sie einen Witwer mit sieben Kindern geheiratet hat, und dann war sie praktisch sofort von ihm schwanger. Ich habe so eine Idee, daß sie glaubt, sie hätte das Baby bekommen, weil sie in der Fastenzeit so fleißig gebetet hat. Mein Gott, das ist wirklich furchtbar.‹

Torie hörte auf zu kichern. Sie hielt sich eine Hand vor den Mund, und ihre Augen weiteten sich, als hätte jemand vor ihrem Gesicht ein Blitzlicht ausgelöst.

Guy nickte. ›Richtig geraten. Bei den Blumen war eine Karte, auf der stand: ›*Was sind schon ein paar Meter zwischen Freunden?*‹‹

Torie lachte laut auf, rollte sich im Bett herum und klammerte sich an den Bettüchern fest. Die Chrysanthemen, die sich zwischen ihren Füßen sowieso in einer gefährdeten Position befunden hatten, kippten um und fielen auf den Boden. Sie griff nach ihnen, kam aber zu spät.

›Hoppla‹, sagte sie.

Guy entging es. Er war in die Küche gegangen, wo er herumsuchte und mit den Geräuschen, die er dabei verursachte, den leichten Aufprall der Glasschuhe auf dem Boden übertönte.

»Wo hast du denn deine Gläser?« fragte er.

»Ich habe keine«, sagte sie. »Nur die Teetassen im Spülstein.«

Es folgte eine skeptische Pause, während Guy die drei schmutzigen Tassen im Ablauf untersuchte. Er seufzte und beugte sich hinunter, um hinter dem Vorhang aus einem Geschirrhandtuch nach Spülmittel zu suchen.

»Was ist denn mit deinem Kühlschrank passiert?« fragte er, während er die Tassen ausspülte.

»Keine Ahnung«, log sie. »Der war schon in der Wohnung.«

Er schüttelte sich. Er kam mit den Teetassen in der Hand und einer in Folie eingewickelten Schachtel unter dem Arm herein. Wenn das nichts zu trinken war, dann sollte sie Mary Mooney heißen.

»Das wollte ich auch nicht verkommen lassen.«

Die Berührung mit der Flasche erschreckte sie. Sie war eiskalt.  
»Brrr.«

»Direkt aus dem großen Kühlschrank der Klinik. Ich kann warmen Champagner einfach nicht ausstehen, und es würde ihm nicht guttun, wenn er wieder warm würde.« Er begann, an dem Draht zu drehen.

»Hattest du keine Angst, jemand könnte sie stehlen?« fragte sie und überlegte sich dabei, ob sie versuchen sollte, die Blumen wieder in den Baby-Schuh zu bekommen, oder ob sie sie einfach auf der anderen Seite des Bettes liegenlassen sollte. Würde Mary Mooney sie jetzt noch wollen?

»Nein«, sagte er. »Ich habe sie in den gestellt, in dem wir unser Blut aufheben.«

Sie konnte nicht mehr kichern, sie hatte Seitenstechen.

»Wie spät ist es?« fragte sie und sah auf ihren Wecker.

»So ungefähr ein Uhr.«

Sie nahm den Wecker auf. »Genau, der kleine Zeiger zeigt auf eins, und der große Zeiger auf acht nach zwölf.«

»Zu spät, um essen zu gehen, und ich habe einen Bärenhunger.«

»Hier ist nichts als Erdnußbutter«, sagte sie.

Der Korken kam mit einem sanften Seufzen heraus, und der Champagner zischte.

»Das letzte Mal, daß ich Erdnußbutter gegessen habe, war, als Beulah ihre Gallenblase herausgenommen bekommen hat«, sagte Guy. »Ich glaube, ich war damals achtzehn oder neunzehn.«

»Beulah?«

»Moms Haushälterin. Ein alter Hausdrachen, aber eine gute Köchin.«

Er reichte ihr eine Teetasse mit Champagner.

Sie betrachtete sie skeptisch. »Ich komme mir wie ein Siebenschläfer vor, seit du mich geweckt hast.«

»Na, dann auf Pol Roger«, sagte Guy und lächelte ihr zu.

»Prost, prost«, sagte sie und nahm sich vor, nett zu ihm zu sein, bevor sie ihn hinauswarf.

Es schmeckte viel besser, als sie es in Erinnerung hatte. »Das ist besser als Erdnußbutter.«

Er leerte seine Tasse und ging zum Kühlschrank, um darin herumzusehen. »Bekommst du eigentlich von diesem Kühlschrank oft Kopfweh?«

»Nur, wenn ich ihn ansehe.«

Als er sich mit der Blechdose mit Erdnußbutter in beiden Händen umdrehte, dachte sie an Dorothy und ihren Korb, in dem sie Toto in Oz herumtrug, und kam wieder ins Kichern.

»Das überrascht mich gar nicht, daß du kein Essen darin aufhebst. Wahrscheinlich würde es sofort ungenießbar«, sagte er. Er machte den Deckel der Dose auf und sah hinein. »Vor zwei Wochen hatten wir einen Jungen in der Klinik, der beinahe an dem Zeug hier erstickt wäre.«

Torie füllte ihre Teetasse noch einmal. »Wirklich?«

»Ja. Ist das alles, was du hast, dieses Vollkornbrot?«

»Ja.«

Er nahm sich eine Scheibe. »Diese Wohnung ist ein Saustall«, sagte er.

»Es gibt Männer, denen ist es egal, wo sie sich befinden, wenn sie mit einem Mädchen zusammen sind«, sagte Torie.

Er lachte, setzte sich mit gekreuzten Beinen auf das Bett und musterte sein eigenartiges Sandwich. »Was machst du so?«

»Ich Sorge bei meinen Nachbarn für Unterhaltung, indem ich in den frühen Morgenstunden Ärzte bewirte«, sagte sie. Sie stützte sich

wieder auf die Ellbogen und streckte die Zehen, eine Operation, die er mit Interesse verfolgte.

»Hast du heute nacht ein Baby zur Welt gebracht?« fragte sie, plötzlich neugierig.

Er nickte. »Schwierige Sache«, sagte er mit dem Mund voller Erdnußbutter und Vollkornbrot. »Das Kind war zwei Wochen überfällig, war ungefähr so groß wie ein Sherman-Panzer und wollte in Seitenlage herauskommen. Transversal, wie wir Ärzte sagen, und er mußte für die Geburt in eine andere Lage gebracht werden, oder wir hätten einen Kaiserschnitt machen müssen, und das ist keine reine Freude, wenn das Kind schon so weit unten ist. Glücklicherweise war die Mutter ein großes, kräftiges Mädchen. Sie hat die ganze Zeit schwer gearbeitet und uns damit geholfen.«

»Ist alles in Ordnung?«

Er zuckte die Achseln. »Sie ist erschöpft und hat viel Blut verloren. Der Kopf des Kindes war zu groß, und es war lange im Geburtskanal. Manchmal bedeutet das einen Gehirnschaden. Es wird noch eine Weile dauern, bis wir das feststellen können.«

Torie schlang sich die Arme um die Knie. »Ein Junge?«

»Ja«, sagte Guy und schlang die letzte Ecke des Sandwiches hinunter. Er hielt eine Hand mit gespreizten Fingern hoch. »Wir haben zur Zeit eine ausgesprochene Serie. Fünf Jungen in den letzten beiden Tagen.«

Babys hatten Torie noch nie interessiert. Sie bekam glasige Augen, wenn sie gezwungen war, bei Unterhaltungen über Verdauungsgewohnheiten von Kindern oder bei einer Aufzählung der Schmerzen und Beschwerden bei einer Geburt zuzuhören, und sie hatte es gelernt, bei Partys die Küche und bei Einladungen von Freunden und Verwandten das Baden der Babys zu vermeiden. Guys Begeisterung über den Vorgang der Geburt ließ sie ihr in einem anderen Licht erscheinen.

Sie hörte ihm ungefähr zwanzig Minuten lang zu, während er den Geschmack von Erdnußbutter und Vollkornbrot mit Pol Roger hinunter spülte. Er trank den größten Teil der Flasche, was sie durchaus nicht unfair fand; er hatte es verdient. Außerdem mußte sie sich an ihren Entschluß halten.

»Hast du Betsy gesehen?« fragte sie und musterte die Flasche bedauernd.

»Vor zwei Monaten.« Mysteriöserweise wurde er rot.

Sie war sofort neugierig. »Mit Molly?«

»Ja.« Plötzlich entdeckte er ein Bedürfnis, aufzuräumen und die Tassen wegzustellen.

»Wie fandest du denn Betsys neuen Mann?« Torie war eigentlich nicht wirklich an der Meinung eines Außenseiters interessiert. Sie hatte sich jedoch entschlossen, ihn von seiner Verlegenheit zu befreien, weil er bei Molly gewesen war.

»Eigentlich okay.«

Äußerst zurückhaltendes Lob.

»Betsy hat gesagt, daß du angerufen hast, daß du aber immer zu beschäftigt warst, um sie zu besuchen«, fügte er nach einer peinlichen Pause hinzu.

»Das würde doch nur den lieben Greg unglücklich machen, und wenn Greg unglücklich ist, bedeutet das, daß Betsy sich elend fühlt.«

Es war ihr gut gelungen, ihn abzulenken. Er musterte sie prüfend.

»Du hältst das wohl nicht für eine glückliche Ehe, Torie?«

»Du vielleicht?«

Er schüttelte den Kopf.

»Hast du Twinkletoes kennengelernt?«

»Ja«, sagte er. »Daddys kleiner Liebling.«

»Er ist sogar genau wie sein Vater. Genauso ein Scheißkerl wie er. Die beiden machen Betsy zusammen fertig.«

Guy sah sie mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Vielleicht siehst du das etwas zu negativ.«

»Du meinst, wenn ich Betsy für glücklich halten würde, wäre das unloyal Tom gegenüber?«

Er zuckte die Schultern.

Sie schob die leere Flasche vom Bett auf den Fußboden. Sie landete mit einem dumpfen Poltern und rollte weg.

»Ich wünschte, Betsy wäre glücklich«, sagte sie. »Ich liebe sie. Und dieser Hundesohn macht sie müde. Sie hat in drei Jahren vier Fehlgeburten gehabt, wußtest du das?«

Guy schüttelte den Kopf. »Du machst wohl Witze.«

»Ich wünschte nur, es wäre so«, sagte Torie. »Der Arsch will einen Sohn.«

Guys berufliches Interesse ließ sich nicht unterdrücken. »Was fehlt ihr denn?«

»Sie verliert die Babys im fünften oder sechsten Monat. Das ist alles, was ich weiß. Sie hat schon zweimal den Arzt gewechselt, weil er ihr gesagt hat, sie soll es nicht mehr versuchen.«

Guy zuckte zusammen. »Mein Gott, das ist ja schrecklich. Nach dem Zeitpunkt zu urteilen, kommen einige Komplikationen in Frage. Vielleicht ein schwacher Gebärmutterboden.« Er dachte darüber nach. »Wer ist jetzt ihr Arzt?«

Torie starrte an die Decke. »Scheiße. Laß mich nachdenken.«

»Solange es nicht Hobson ist«, scherzte Guy.

Torie lächelte ihm zu, aber ihre Gedanken waren bei Betsy. Ein Nachmittag im Frühling, ein kleines Cafe in der Smith Street, bei einem hastigen Glas Wein. Betsy war schrecklich dünn und entschuldigte sich ständig.

»Percy«, sagte Torie.

Guy war überrascht und erfreut. »Gordon Percy?«

»Ja«, sagte Torie. »Genau der.«

»Er ist der beste. Sie ist in guten Händen.«

Torie war nicht leicht zu beruhigen. »Wenn er der beste ist, wird er doch wohl einen Riegel verschieben, bevor Greg sie umbringt, oder?«

Guy kaute an seiner Unterlippe. »Hör zu, ich werde mit Gordon reden, okay?«

Torie neigte überrascht ihren Kopf. Er hatte es ihr doch tatsächlich abgenommen.

»Hey«, sagte Guy. »Ich halte Greg auch für einen unangenehmen Burschen. Ich bin etwas überrascht, daß Molly mir nichts von den Fehlgeburten erzählt hat. Sonst hat sie mir doch alles erzählt, wie er Betsy quält und es zuläßt, daß Linda das auch tut.«

»Ich glaube nicht, daß Molly das weiß. Ich weiß nicht, warum Betsy es mir gesagt hat.«

Guy sah sie prüfend an. »Das überrascht mich nicht.«

»Wahrscheinlich, weil ich Toms Schwester bin...« sagte Torie.

»Ich gehöre damit zu ihrem Beinahe-Mann. Ich wünschte... egal.«

»Das ist nicht fair. Was wünschst du dir?«

»Ich wünschte, ich wäre Betsys gute Fee.«

Guy war erfreut. »Siehst du, du bist doch nicht so hartherzig, wie du tust.«

»Oh, ich bin ziemlich hartherzig. Du wirst es schon sehen.«

Er grinste und griff nach ihr. Sie gab ihm einen leichten Klaps auf die Hand.

»Ich meine dich, Doc.«

»Schon gut«, seufzte er. »Es ist eben eine besondere Nacht.«

Sie bedrohte ihn mit einem Kissen. »Du hast es gerade nötig, dich zu beschweren. Du läßt mich sitzen, ich bekomme kein Abendessen, du weckst mich mitten in der verdammten Nacht auf, um über mein Essen, meine Wohnung und meinen Kühlschrank zu schimpfen, du ruinierst meinen Ruf bei den Nachbarn und zugleich noch bei Mary Mooney, und jetzt paßt dir etwas an dieser Nacht nicht.«

»Nein, nein«, sagte er. »Ich dachte nur, du bist beleidigt, wenn ich nicht aufdringlich werde, das ist alles.«

»Oh«, sagte sie. Sie senkte das Kissen. »Jetzt bin ich aber wirklich beleidigt.«

»Ich habe nur einen Witz gemacht.«

»Nein«, sagte sie. »Nicht beleidigt. Ich bin enttäuscht.«

»Wirklich?« Sein Gesicht leuchtete jugenhaft auf. Dann gähnte er. »Mein Gott, wenn ich doch bloß nicht so müde wäre. Warum über-schlafen wir die Sache nicht?«

Sie kicherte. Es wäre wirklich herzlos, ihn jetzt hinauszuerwerfen.

»Rutsch rüber!« befahl er.

Sie rollte sich sanft auf die andere Seite. Er warf sich mit einem tiefen Seufzer neben sie auf das Bett und vergrub sein Gesicht im Kopfkissen.

»Kannst du mich bitte um acht Uhr wecken?« fragte er in das Kissen.

»Den Teufel werd' ich tun«, sagte sie. »Bring dir deinen verdammten Gockelhahn doch selbst mit.«

Er hob den Kopf und sah sie an. Ein Ausdruck von echter Bestürzung war in sein Gesicht getreten.

»Da ist etwas Widerliches, etwas wirklich Widerliches unter mir«, sagte er.

»Gut«, sagte sie und drehte ihm den Rücken zu.

Sie spürte, daß er auf seinen Rücken rollte.

»Mein Gott«, sagte er, »es ist irgendein ekelerregendes Sandwich.«

Die Sprungfedern zitterten, als er aus dem Bett aufstand. Sie spürte und hörte ihn, wie er mit den Fingernägeln auf dem Leintuch herumkratzte. Von der Spüle her war ein leises Plumpsen zu hören, als

würde etwas hineingeworfen, dann kam das Geräusch von laufendem Wasser, und dann wischte hinter ihrem Rücken etwas Feuchtes über das Bettuch. Sie hielt ihre Augen geschlossen und fühlte sich schwer und weit weg.

»Vergiß es, Torie«, sagte Guy und kletterte unter heftigem Zittern der Sprungfedern wieder ins Bett. »Ich bin so verdammt müde, daß ich im Augenblick auf Steinen schlafen könnte, aber ich kann auf schmutzigen Bettüchern nicht Liebe machen.«

»Das hat der letzte Typ auch gesagt«, sagte Torie.

Darauf folgte eine nachdenkliche Stille. »Verzogene Göre«, sagte Guy.

»Nur die Ruhe. Wenn ich dich bei mir schlafen lasse, dann heißt das noch nicht, daß ich mich von dir lieben lasse. Ich kann schließlich auch bei einem Vollkornbrot-Sandwich mit Erdnußbutter schlafen.«

Er zog sich das Kissen über den Kopf, um sein Gelächter zu dämpfen. Bald wurde sein Atem regelmäßig, und er begann zu schnarchen. Das störte sie nicht; es hatte etwas Beruhigendes an sich. Dann und wann zuckten seine Schultern, als würde er im Traum immer noch lachen.

Als sie am Morgen vom Schwimmen zurückkam, sah die Wohnung verändert aus. Das Bett war gemacht und die Küche aufgeräumt. Das verschüttete Wasser von der Vase war aufgewischt, die verwelkten Blumen und die leere Champagner-Flasche im Abfalleimer, und neben der Spüle stand blau und gläsern der Baby-Schuh, als warte er darauf, gefüllt zu werden. Außerdem war die Wohnung so leer, wie sie das nie zuvor gewesen war.

Wo in der Nacht eine Wasserpfütze auf dem Boden gestanden hatte, hatte sich das Wachs auf dem Linoleum weiß verfärbt und Blasen geworfen. Feuchte Handtücher, die schmutzige Bettwäsche im Wäschekorb im Bad und die Wassertröpfchen an der Wand der Dusche waren Beweise dafür, daß er dagewesen war. Sie hängte ihren Badeanzug an der Dusche und ihr Handtuch an dem Haltegriff auf, streckte sich, gähnte und schüttelte ungläubig den Kopf. Er war hier gewesen, und jetzt war er wieder weg. Vielleicht würde sie ihn nie wieder sehen oder von ihm hören. Das konnte sie nur inständig hoffen.

Er mußte praktisch direkt hinter ihr die Treppe hochgekommen sein, denn als sie aus dem Bad herauskam, klopfte es leise an die Tür. Der Geruch von Kaffee erfüllte schon die Wohnung, bevor sie die Tür geöffnet hatte.

»Willst du mich heiraten?« fragte sie und riß ihm die große Tüte aus Wachspapier, die so herrlich nach Kaffee und frischen gezuckerten Donuts roch, aus der Hand.

»Nur wenn du versprichst, den Kühlschrank da hinauszuerwerfen, und wenn du aufhörst, im Bett Sandwiches mit Erdnußbutter und Leberwurst zu essen.«

»Wo soll ich denn sonst essen?« Mit einer geistesabwesenden Handbewegung erfaßte sie die Wohnung. Der briefmarkengroße Eßtisch war unwiderruflich zu ihrem Schreibtisch umfunktioniert worden. Sonst blieb nichts übrig als der Fußboden und das Bett. Sie ließ sich auf dem Bett nieder, verschränkte die Beine und stellte die Tüte dazwischen.

Er gab ihr recht, indem er neben sie auf das Bett kroch.

»Du warst bei Fulton's.« Sie gab ihm einen Pappbecher mit Kaffee.

»Es war so nahe. Ich habe mir überlegt, daß du wahrscheinlich dort ißt. Ich dachte, ich würde dich vielleicht sogar dort finden. Na ja, auf jeden Fall haben sie mir gesagt, was du magst.«

Sie stöhnte. »Jetzt weiß es die ganze Nachbarschaft.«

»Allzu überrascht schienen sie aber nicht zu sein.« Er sank in die Kissen zurück und streifte seine Schuhe ab. »Nett von dir, einfach so wegzulaufen. Ich kam mir ganz verlassen vor, als ich allein aufgewacht bin. Ich habe mir aber überlegt, daß du hierher zurückkommen wirst. Schließlich wohnst du hier.«

»Ich bin auf jeden Fall froh, daß du da bist.« Sie schränkte dieses Bekenntnis wieder ein und nannte ihm den Grund für ihre Begeisterung: »Ich bin am Verhungern.«

»Kein Wunder.«

Sie machten zusammen sauber. Guy schüttelte die Überdecke mit einem Regen von Brosamen und Zucker aus, und Torie brachte die Pappbecher, Servietten und die Tüte in den Mülleimer.

»Kommst du mit zum Segeln?« fragte Guy, während er sich über das Bett lehnte, um die Decke glattzustreichen.

Sie war entspannt vom Schwimmen, hatte den Bauch voll von Donuts und Kaffee, und so konnte sie sich nicht vorstellen, daß das irgendwie schaden könnte. Es war lange her, seit sie zum letzten Mal Segeln gewesen war.

Nach einer Stunde Fahrt bis zum Kap hatten sie das Meer für sich allein. Wind und Wellen machten ihnen genug zu schaffen, aber selbst dafür konnten sie dankbar sein, weil die Anstrengung sie aufwärmte. Es blieb kaum Zeit für längere Unterhaltungen, und für unverbindliches Geplauder fehlte ihnen die Lust. Mit einer Flasche Bourbon, um bei Stimmung zu bleiben, und einem Paket Sandwiches aus Fulton's Delikatessen-Laden genossen sie den Tag und die entspannte Stille zwischen ihnen. Das Boot war geliehen, aber die Selbstverständlichkeit, mit der sie sich in dem gegenseitigen Schweigen näherten, gehörte ganz allein ihnen, wie ein angeborenes Recht.

»Ich habe den vergangenen Tag mehr gegessen«, sagte Torie, als sie nach dem Abendessen aus Fulton's herauskamen, »als sonst im ganzen Jahr, das schwöre ich.«

»Gut«, sagte Guy und nahm sie bei der Hand. »Gott sei Dank hat Fulton's Sonntags auf. Es hätte auch Erdnußbutter sein können. Komm, gehen wir tanzen!«

»Was bist du überhaupt für ein Arzt?« fragte sie. »Siehst du nicht, daß ich völlig erledigt bin?«

Er musterte sie. »So siehst du aber gar nicht aus. Ich bin allerdings auch ein bißchen müde.«

Sie nickte. »Es war ein schöner Tag. Vielen Dank. Du bist wirklich lieb.«

»Nein, das bin ich nicht. Das war heute nicht als Wohltätigkeit gedacht, Torie. Mir hat es auch großen Spaß gemacht.«

»Oh. Na ja, trotzdem vielen Dank, wie deine Motive auch aussehen mögen.«

»Charmant gesagt, aber du bist vielleicht hartnäckig! Und mißtrauisch!«

Sie zuckte die Achseln. »Ich müßte heute abend arbeiten.«

Sie erreichten die Treppe ihres Hauses. Sie drehte sich zu ihm um und hielt ihm zum Abschied eine Hand hin. Er lächelte, weil er beide Hände ergriffen hatte.

»Mittwoch abend habe ich frei«, sagte Guy. »Dann können wir wirklich essen gehen.«

Torie schüttelte den Kopf und versuchte, ihre Hände zu befreien. Er ließ sie widerwillig los.

»Wann denn sonst?«

Sie schüttelte wieder den Kopf. Er schob aufgebracht die Hände in die Taschen.

»Du hast dich wirklich verändert«, sagte er. »Weißt du das? Früher einmal warst du so... mutig.«

Sie wendete ihren Blick ab. »Das bin ich jetzt nicht mehr. Außerdem habe ich viel zu tun.«

»Das ist ein Vorwand«, unterbrach er sie wütend. »Du versteckst dich hinter deiner Arbeit.«

»So ein Scheiß«, sagte sie. Ihre Augen blitzten. »Ich kann dir gar nicht sagen, wie satt ich es habe, diesen Scheißdreck zu hören. Wenn ich ein Mann wäre, würdest du es nie wagen, auch nur anzudeuten, daß ich mich hinter meiner Arbeit verstecke. Es käme dir nie in den Sinn, mir zu sagen, ich soll mehr lachen, Nylonstrümpfe anziehen, Lippenstift benutzen und mich flachlegen lassen.«

Er hob die Hände. »Langsam, Torie. Du hast mich völlig falsch verstanden.«

»Nein, keineswegs«, sagte sie bitter. »Du glaubst, ich hätte mich die letzten sechs Jahre versteckt. Es scheint keinem einzigen von euch klar zu sein, wie schwer ich gearbeitet habe. Ich habe drei Semester nur zum Aufholen gebraucht, weil ich in der Schule nie einen anständigen Kurs in Chemie oder Physik oder Mathematik besucht habe. Die waren für die Jungen. Ich bin ebenso Naturwissenschaftlerin wie du, Guy. Hinter dem, was ich tue, steckt viel mehr als romantisches Getue um alte Knochen und Tonscherben.«

Guy wartete geduldig, bis sie fertig war. »Ich glaube dir.

Ich weiß, wieviel Arbeit nötig ist, bis man sich einen Magister verdient hat, von einem Doktor ganz zu schweigen. Du könntest es mir eigentlich zutrauen, daß ich das weiß. Ich habe deinem Bruder drei Jahre zugehört, wie er Geschichten über dich erzählt hat. Ich habe dir zugesehen, wie du während eines Gewitters das Rad geschlagen hast. Doch an deiner Ernsthaftigkeit habe ich nie gezweifelt, Torie. Du gehörst nicht zu denen, die die Dinge leicht nehmen.«

»Danke«, sagte sie. Ihr Ausbruch begann ihr schon peinlich zu werden.

»Früher warst du aber einmal glücklich. Was nützt dir das alles schon, deine Titel oder dein Ruf, oder was du dir von der Archäologie auch sonst erwartest, wenn es dich nicht glücklich macht.«

Sie stampfte mit dem Fuß auf den Boden. »Glücklich, das heißt gar nichts, das ist dumm. Es ist wie mit dem Wetter, Herrgott noch mal. Egal wie das Wetter ist, man lebt damit.«

»Nur, daß das dein Wetter ist, Torie. Du machst es.«

»Das glaube ich nicht, das ist Unsinn«, gab sie heftig zurück.

»Toll«, sagte er. »Gegen Glauben sind Argumente sinnlos. Du möchtest das zu einer Religion machen.«

»Ich möchte nur ernstgenommen werden«, sagte sie.

»Das tue ich«, sagte er und lächelte. Er streckte seine Hände nach ihr aus.

Sie zitterte vor Angst davor, sich von ihm berühren zu lassen. Als sie ihm ihre Hände nicht gab, streckte er seine Arme aus und schloß sie vorsichtig um sie, als könnte sie zerbrechen.

»Ich möchte nur, daß du das weißt«, sagte er. »Du brauchst nicht die heilige Schwester Maria Victoria von den Knochen zu sein, um mich zu überzeugen.«

Das Bild von sich selbst in schwarzen Gewändern mit einem versteinerten Oberschenkelknochen, der von ihrer Hüfte herunterhing wie die riesigen Holzkreuze und dicken Rosenkranzperlen, die sie von den Nonnen auf den Straßen Bostons kannte, war zu viel für sie. Sie mußte ihr Kichern an seiner Schulter ersticken.

Als sie wieder Luft holen konnte, drückte sie ihn kurz an sich und trat zurück.

»Gute Nacht«, sagte sie.

»Ich rufe dich am Dienstag an«, sagte Guy.

Sie sah nicht zurück oder aus dem Fenster, um sich zu überzeugen, daß er weg war. Sie verspürte eine plötzliche Panik, weil sie ihn hatte gehen lassen. Sie wusch sich ihr Gesicht mit kaltem Wasser ab und befahl sich selbst streng, sich zusammenzunehmen. Nach einer Periode der Einsamkeit hatte sie seine Gegenwart als angenehm empfunden. Das brauchte nicht mehr zu bedeuten, als daß die oft zitierte heilende Wirkung der Zeit am Werk war. Ihr Leben wurde wieder normal.

Das bedeutete allerdings nicht, daß sie die Absicht hatte, ihn so nahe an sich heranzulassen, daß er von ihr eine Beichte ihrer alltäglichen Sünden zu hören bekommen würde. Es war doch ganz sicher eine Sünde, so dumm zu sein, sich mit großen Augen und voller Trotz von einem verheirateten Professor mit einer Vorliebe für sadistische Spiele verführen zu lassen. Dr. Mark Fletcher, Dreckschwein.

Sie blieb vor ihrem Schrank stehen und spielte mit dem grauen Kleid. Einem plötzlichen Impuls folgend, riß sie es vom Bügel, knäulte es zusammen und warf es in den Abfalleimer zu den verwelkten Chrysanthemen und der grünen Glasflasche, die früher einmal voll von Pol Roger Champagner gewesen war.

Einige Tage schlief sie schlecht und blieb am Dienstagabend bis sehr spät von ihrer Wohnung weg, um von Guy nicht angerufen werden zu können. Am nächsten Tag ging sie um die Mittagszeit aus der Bibliothek und kaufte sich eine Flasche Bourbon. Sie nippte den ganzen Nachmittag stetig daran, und als sie um halb sieben aus der Bibliothek kam, ging sie etwas unsicher. Es war nicht das erste Mal, aber es war lange her, seit sie es zum letzten Mal getan hatte. Kurz vor der Morgendämmerung wachte sie, noch immer ganz schön betrunken, in ihrem zerwühlten Bett auf. Jemand schloß die Tür zu ihrer Wohnung auf. Einen Moment war sie wie gelähmt und konnte nicht reagieren.

Dann hörte der Schlüssel auf, im Schloß zu klappern, und begann zu greifen. Zugleich drehte sich der Türkopf. Sie kletterte hastig aus dem zerwühlten Bett und warf sich gegen die Tür. Es war jedoch zu spät.

Die aufgehende Tür knallte gegen sie und warf sie zurück gegen das Bett. Mark Fletcher kam leichtfüßig wie eine Katze herein. Er sah sich in der Wohnung um, die von den Straßenlaternen draußen undeutlich beleuchtet wurde.

»Was bist du doch für eine Schlampe«, sagte er.

Sie spuckte nach ihm.

Fletcher schlug nach ihr, so daß sie seitwärts auf den Boden fiel.

Er war kein großer Mann, aber er war eitel und stolz auf seinen Körper, den er mit Gewichtheben und Amateur-Ringen gekräftigt hatte. Ebenso, wie er die alten Tweed-Jacken und die Lederflecken auf den Ellbogen, wie sie die Akademiker trugen, geringerschätzig

ablehnte und teure, handgeschneiderte englische Anzüge trug, so verachtete er die verbreitete körperliche Schwächlichkeit seiner Kollegen und protzte mit einer unnachgiebigen, aggressiven Männlichkeit. Früher einmal hatte sie ihn für gutaussehend gehalten, aber in dem düsteren Licht der Morgendämmerung wirkte sein großflächiges Gesicht dämonisch, und seine graublauen Augen brutal.

»Du hast mich angerufen, du kleines Flittchen. Das war dumm. So gemeine Worte, Victoria. Ich habe das für eine Einladung gehalten.«

Sie schüttelte in verzweifelter Verneinung den Kopf.

»Natürlich betrunken. Betrunken wie ein Schwein. Du erinnerst dich doch noch, oder? Du bist solch ein Flittchen, wenn du betrunken bist, wußtest du das?«

Sie verbarg ihr Gesicht in ihren Händen. Sie hatte Magenschmerzen.

Er zog sein Jackett aus, hängte es im Schrank auf und fuhr mit langen, sensiblen Finger verächtlich über ihre Kleider.

»Wo ist die Flasche?« fragte er. »Da du nicht den Anstand hast, mir einen Drink anzubieten, muß ich ihn mir selbst holen.«

Sie bedeckte ihren Kopf mit ihren Händen.

Er suchte zwischen den Bettlaken herum.

»Aha.« Verärgert warf er die Flasche zur Seite. »Sie ist leer. Du bist ein Schwein.«

Sie drückte ihren Mund gegen ihr Handgelenk und flüsterte unverständlich etwas in sich hinein.

»Sprich lauter«, sagte er.

»Schlag mich nicht«, flüsterte sie.

»Du hättest mich nicht anrufen sollen«, sagte er.

Er machte seinen Gürtel auf und hängte ihn über den Bettpfosten. Er nahm ein Kissen auf und schüttelte es aus dem Bezug heraus. Ruhig drehte er den Bezug in seinen Händen um.

In diesem Augenblick warf sie sich an die Tür. Er packte sie an den Haaren und riß sie zurück. Er warf sie auf das Bett, drückte ihr mit einem Arm die Kehle an die Matratze und schlug ihr voll ins Gesicht. Als sie an ihrem eigenen Blut und ihren Zähnen würgte, riß er ihr den Kopf an den Haaren vor und knebelte sie mit dem Kissenbezug. Sie bäumte sich in einer verzweifelten Bewegung unter ihm auf. Er fand mit dem Handballen ihre Kehle und schnitt ihr die Luft ab.

Von weit entfernt hörte sie, wie Fletcher ihr in einem ganz vernünftigen Tonfall Vorwürfe machte und sie beschimpfte.

Guy wollte sie nicht schlafen lassen. Immer wieder versuchte er, sie aufzuwecken. Verstimmt sagte sie ihm, er solle weggehen.

Da waren noch andere Gesichter und andere Stimmen, aber seine kannte sie, und sie war immer da und ermunterte sie. Er schien das Kommando zu haben. Er bestand immer darauf, daß sie aufwachen sollte.

Sie wollte schlafen, weil da die Schmerzen nicht so groß waren.

»Torie!«

Ihre Kehle war trocken, fühlte sich an wie Sandpapier und war geschwollen. Als sie Luft durch sie zwängte, um Laute zu bilden, klang das, als würde ein riesiger Splitter herausgezogen.

»Laß mich in Ruhe«, flüsterte sie.

Er berührte ihren Hals, und seine Fingerspitzen ruhten leicht auf ihrer Halsschlagader. Sie tastete ungeschickt nach seinen Fingern und versuchte, sie wegzuschieben. Einmal rollte sie ihren Kopf von einer Seite zur anderen, aber die Schmerzen explodierten grell und scharf in ihrem Hinterkopf.

»Torie.«

Sie sah ihn aus zusammengekniffenen Augen an, wie er so über ihr schwebte. Seine Hand glitt unter ihren Kopf, um ihn anzuheben. Sie spürte eine harte, glatte Kante an ihren Lippen und spürte Wasser. Es war, als würde sie einen Stein verschlucken, aber es war doch beruhigend, als es hinunterglitt, und so schaffte sie es, es noch einmal zu tun.

»Guy«, sagte sie. Sie schloß die Augen.

Er zeigte ihr, daß er zufrieden war. Er ließ sie schlafen.

Als er sie wieder aufweckte, war sie durstiger und trank gierig. Sofort fühlte sie sich kräftiger. Alle ihre Schmerzen flammten auf, als seien sie ein Feuer, dem plötzlich Sauerstoff zugeführt worden ist.

»Torie.«

Sie öffnete für ihn die Augen. Er freute sich.

»Wer bin ich?« fragte er.

Es schien ihr nicht abwegig, daß er das nicht wußte. Vielleicht war auch er verletzt worden und hatte Schmerzen.

»Guy.«

Er hielt ihr das Glas an die Lippen.

»Weißt du, wo du bist?«

Sie umklammerte krampfhaft seine Hand und hielt das Glas fest, als hätte sie Angst, er würde es ihr wegnehmen.

»Klinik«, sagte sie.

Er nickte. Er ließ sie wieder in die Kissen zurücksinken.

»Was ist mit dir passiert?«

Sie hielt noch immer seine Hand umklammert. Sie grub ihm die Nägel in die Handfläche, schloß die Augen und wendete ihren Kopf ab.

Er legte ihr die Finger unter den Backenknochen und drehte sanft ihren Kopf zu sich herum. »Erzähl es mir!«

Sie rollte vorsichtig ihren Kopf von einer Seite auf die andere. Nein.

Er zwängte einen Daumen zwischen ihre zusammengepreßten Finger und massierte ihr die Handfläche.

»Wer war es?«

Sein Daumen drückte fest genug in ihre Handfläche, um sie zusammenzucken zu lassen.

»Wer war es?« Seine Stimme war so angespannt und hart wie sein Daumen, der sich in ihre Handfläche preßte.

Sie schreckte vor ihm zurück und drückte fest ihre Augen zu.

»Was hat das Schwein noch in dich hineingesteckt außer seinem Schwanz?« brüllte Guy.

Irgend jemand, eine Frau mit einer Stimme wie eine Lehrerin, sprach zornig zu Guy. Er ließ Tories Hand los.

Sie hatte noch nicht Luft geholt, sie wand sich in der Dunkelheit, die sie wie eine Zwangsjacke umgab. Guy brüllte ihren Namen, aber sie antwortete nicht.

Beim nächsten Mal war Guy nicht da. Das Gesicht, das auf sie herabsah, war weich und weiblich und wie ein alter Pfirsich mit zahlreichen Falten überzogen. Graue Locken ringelten sich unter einer Schwesternhaube. Eine weiche Hand, die nach Talkpuder roch, strich Torie über Stirn, Haare und eine Wange. Ein Namensschild auf einem üppigen Busen in Schwesterntracht identifizierte sie als Schwester Edna Worth.

»Besser«, sagte Edna Worth, und das war keine Frage.

Sie half Torie beim Trinken. Sie ließ es damit nicht gut sein. Sie badete Torie in mit Rosenduft parfümiertem Wasser, massierte sie mit Alkohol und wechselte ihre Bettücher. Die Leichtigkeit, mit der Mrs. Worth Tories Haar bürstete und flocht, ließ Torie vermuten, daß sie ihr nicht das erste Mal das Haar gemacht hatte.

Mrs. Worth sagte nicht viel, aber wenn sie sprach, belanglos und knapp, war das genauso beruhigend wie ihre starken, sicheren Bewegungen. Als Torie wieder einschlief, erstaunte sie ihr Gefühl von Sicherheit dabei um so mehr, weil sie sich gar nicht bewußt war, daß sie Angst gehabt hatte.

Guy kam wieder. Er saß oft bei ihr, wenn Mrs. Worth oder die Tageschwester nicht da waren. Er erkundigte sich nach ihrem Befinden, aber sonst stellte er ihr keine Fragen mehr. Er brachte ihr Blumen und dann Süßigkeiten mit, die sie nicht essen konnte, die Mrs. Worth aber in ihrem Strickbeutel für den Tag verwahrte, an dem ihr das wieder möglich sein würde. Wenn Guy sie untersuchte, war Mrs. Worth oder eine andere Schwester immer dabei, und manchmal noch ein anderer Arzt oder ein Assistenzarzt. Sie sprachen in ihrer Gegenwart nie darüber, wie es ihr ging, und gingen mit sorgfältig ausdruckslosen Gesichtern weg.

Die Schmerzen vergingen, zurück blieb eine trockene Wolke von Unbehagen. Sie war mittlerweile stark genug, um sich vor Guys stummen Besuchen zu fürchten, weil sie wußte, daß er früher oder später wieder anfangen würde, ihr Fragen zu stellen. Edna Worth schien ihre Unruhe zu bemerken und versuchte, sie mit Vorwänden und Entschuldigungen zu verjagen.

Dann aber kam der Tag, an dem Guy Mrs. Worth hinausgeschickte. Sie widersprach ihm nicht, aber ihr Mund wurde schmal, und sie blieb noch einmal kurz neben Torie stehen, um ihre Hand zu drücken und sie auf die Wange zu küssen.

Erst als Edna Worth hinausgegangen war und sie mit Guy alleingelassen hatte, bemerkte Torie, daß sie nicht allein waren. Er hatte noch einen Arzt mitgebracht, einen kleinen Mann in mittleren Jahren, der vorzeitig grau geworden war, aber einen freundlichen Mund hatte.

»Hallo, Victoria«, sagte der andere Arzt.

Ihr Magen drehte sich um, und plötzlich brach ihr kalter und bitterer Schweiß aus. Sie wendete ihr Gesicht ab und sah aus dem Fenster.

Guy verschränkte die Hände hinter dem Rücken und sah ebenfalls zum Fenster hinaus, als würde er die Aussicht auf den Krankenhaus-Hof bewundern, und er sah sie nur dann und wann an, während er sprach.

»Es war sehr lieb von dir, Betsy zu Gordon zu schicken, und sehr bescheiden, daß du nichts davon gesagt hast. Es war ein glücklicher Zufall, daß ich ihn getroffen und mich nach ihr erkundigt habe. Er hat mir übrigens gesagt, daß er mit ihrem Mann gesprochen hat. Vielleicht nützt es ja etwas. Er wußte nicht, daß du hier bist, und er war sehr beunruhigt, als ich es ihm erzählt habe.«

Torie zitterte, und ihre Hände zuckten auf der Decke. Sie konnte sich nicht dazu überwinden, Gordon Percy anzusehen, der sich hinter ihr räusperte.

Guy stockte. »Frierst du?«

Sie nickte bejahend. Er machte eine Pause und zog eine Decke über sie.

»Ich mache das auch nicht gern«, sagte er und wickelte sie ein.

Ihre Augen verfolgten argwöhnisch seine Lippen, aber sie sagte nichts.

»Gordon mußte es mir natürlich sagen, daß das nicht das erste Mal war«, sprach Guy weiter. »Dieses Mal ist es aber viel schlimmer. Wir hätten dich durch den Blutverlust und den Schock beinahe verloren.«

Er kam näher, nahm ihre Hände und rieb sie.

»Es wird wieder passieren, Torie. Beim nächsten Mal bringt das Schwein dich um.«

Sie zitterte. Sie konnte es nicht verhindern, daß ihr aus einem Auge einige Tränen liefen.

Guy wischte sie mit seinem Taschentuch ab.

»Du kennst ihn doch«, sagte er. »Wer ist es?«

Torie hielt seine Hände fest umklammert und schüttelte langsam den Kopf. Nein. Sie hatte das selbst heraufbeschworen.

Guy seufzte.

Gordon Percy rutschte unruhig auf dem Stuhl nach vorn, auf den er sich gesetzt hatte, und sagte: »Ich habe Sie entschuldigt. Ihr Seminar-

leiter denkt, Sie hätten Lungenentzündung. Es tut ihm sehr leid um Sie. Ich bin sicher, Sie wissen, daß das Semester dadurch für Sie verloren ist und daß es sich entsprechend verzögert, bis Sie Ihren Titel bekommen. Er denkt, Sie können trotzdem im nächsten Sommer an der Ausgrabung in New Mexico teilnehmen.«

Sie nickte.

»Ihre Eltern glauben, Sie hätten die Kurse eines Assistenten übernommen, der krank geworden ist«, sagte Gordon weiter. »Sie halten das ohne Zweifel für eine dürftige Entschuldigung für Ihr langes Schweigen, aber ich dachte, es ist Ihnen so lieber, als wenn sie den Schock ertragen müßten, zu erfahren, daß ihre Tochter vergewaltigt und geschlagen worden ist.«

Schamgefühl schnürte ihr die Kehle zu. Sie starrte aus dem Fenster. So viele freundliche Lügen, als würde er denken, sie würde weiterleben.

Guy saß am Fuß des Betts und legte eine Hand auf die Ausbuchtung, die ihr Fuß unter der Decke machte.

»Ich weiß, daß es verrückt ist, einen so schrecklichen Menschen zu lieben, aber viele Leute tun das trotzdem, so sehr wir uns auch bemühen, ihnen das auszureden. Was willst du also jetzt anfangen, Torie? Dich von dem Dreckskerl umbringen lassen? Meinst du nicht, du bist den Leuten etwas schuldig, die es verhindert haben, daß das Schwein dich dieses Mal schon umgebracht hat?«

Sie tastete nach dem Wasserglas auf dem Nachttisch und schluckte schwer.

»Was passiert, wenn ich es euch sage?« fragte sie mit beschlagener Stimme.

Guy gab sich größte Mühe, sie zu beruhigen. »Ich kann es ja verstehen, wenn du ihn nicht anzeigen willst. Ich verlange das auch gar nicht von dir, und Gordon auch nicht. Du hast auch schon ohne diese häßliche Belastung genug mitgemacht. Wir denken aber, wenn das Schwein weiß, daß andere Leute es wissen und daß er erwischt und bestraft wird, wenn er es noch einmal tut, wird er dich in Ruhe lassen. Du mußt dich schützen, Torie. Das ist nur so möglich. Er muß einfach wissen, daß du ihn nicht mehr deckst.«

Torie holte lange und unsicher Luft. »Also gut.«

Guy lächelte und gab ihr einen schnellen Kuß auf die Nasenspitze. »Braves Mädchen«, sagte er.

Gordon Percy klatschte in die Hände. »Sie machen das richtig so, Victoria. Ich bin stolz auf Sie.«

Er kam zu ihr herüber und gab ihr auch einen Kuß, aber auf den Kopf. »Tapferes Mädchen.«

Sie dachte an nichts anderes, bis Guy am nächsten Tag wieder hereinkam. Er hatte ein angeschwollenes blaues Auge, eine Platzwunde an der Lippe und einen geschienten Finger.

»Jesus«, sagte sie.

Mrs. Worth holte tief Luft und sammelte ihr Strickzeug auf. »Armer Kerl«, sagte sie leise und ging aus dem Zimmer.

Guy nahm Mrs. Worths Stuhl und setzte sich umgekehrt darauf, so daß er sich auf die Lehne stützen konnte.

»Erledigt«, sagte er.

Seine Augen waren müde und etwas ausdruckslos, Torie mußte an Drogen denken. Sie streckte vorsichtig eine Hand aus und berührte sein geschwollenes Gesicht.

»Ich wollte nicht, daß dir etwas passiert«, sagte sie.

Er ergriff ihr Handgelenk, drückte ihre Hand an sein Gesicht und zuckte dabei zusammen.

»Ich hatte vor, ganz ruhig zu bleiben«, sagte er. »Ich habe mich ganz als Arzt gegeben. Fletcher hat mir jede verdammte Lüge aufgetischt, die ihm eingefallen ist, und das war eine ganze Menge. Als es ihm klar wurde, daß ich ihm nichts davon abnahm, hat er versucht, dir die Sache zuzuschieben. Da habe ich zugeschlagen.«

Torie versuchte zu lächeln. »Und er hat zurückgeschlagen. Was hast du ihm denn gesagt?«

Sie wollte nicht besorgt klingen, nicht wenn er wegen ihr zerschlagen und voller blauer Flecken war, aber sie konnte es nicht verhindern, daß ihre Stimme zitterte. Er verstand, daß sie beruhigt werden wollte und einen Beweis brauchte, daß sie tatsächlich in Sicherheit war, selbst in seiner Abwesenheit.

»Ich habe ihm gesagt, was wir uns zusammen überlegt haben. Beim nächsten Mal erfährt es die Polizei. Der Präsident der Universität. Der Chef seines Instituts. Die Zeitung. Ich habe ihm gesagt, daß du dir in diesem Winter bloß ein Knie am Schreibtisch anzuschlagen brauchst, und ich mache ihn dafür verantwortlich. Wenn du ihn siehst, bekommt er Schwierigkeiten, weil er dir dann zu nahe ist.

Auch über den Hof oder auf der anderen Straßenseite. Das bedeutet natürlich, daß du mich sofort anrufen mußt. Du mußt überhaupt regelmäßig anrufen. Außerdem wird es Leute geben, die dich im Auge behalten. Er weiß das. Ich habe ihm gesagt, wenn Gordon Percy oder ich jemals irgendein Mädchen in einem ähnlichen Zustand wie dich sehen, würden wir ihn anzeigen und gegen ihn aussagen. Ich habe ihm außerdem gesagt, wenn ich dich jemals wieder behandeln müßte, würde ich persönlich dafür sorgen, daß ihm noch etwas viel Schlimmeres passiert, als daß er seinen Job verliert oder ins Gefängnis muß. Ich habe ihm mit allen Einzelheiten geschildert, wie leicht es ist, einen Mann zu kastrieren, besonders wenn man sich auskennt.«

Guy versuchte zu lachen, aber das bereitete ihm offensichtlich Schmerzen. Torie klammerte sich zitternd an ihm fest.

»Erpressung«, sagte sie.

»Verdammt recht hast du«, sagte er.

Sie sprachen nicht mehr darüber. Er küßte ihr die Hand und ging weg. Er hatte Erholung nötig. Sie ließ sich von Edna Worth energisch bemuttern. Die Angst war noch da, aber vermischt mit Erleichterung und einem matten Schimmer von Triumph. Doch da gab es noch unbeantwortete Fragen, die sie stellen mußte und die nur sie selbst beantworten konnte. Sie fragte sich, ob die Sache damit wirklich vorbei war. Sie fragte sich, ob sie jemals aufhören würde, sich zu schämen. Am schlimmsten würde sie es finden, wenn sich herausstellen würde, daß Guy sie nicht aus Altruismus oder aus Loyalität Tom gegenüber gerettet hatte, sondern weil er sie liebte. Das wäre unerträglich. Früher oder später würde er wissen wollen, wie alles angefangen hatte, wie sie dieses Risiko eingehen und die geballte Energie dieses Mannes auf sich lenken konnte. Früher oder später mußte sie das selbst herausbekommen.

Sie stolperte und fiel auf der hinteren Veranda aufs Gesicht. Die Luft entwich aus ihr wie aus einem zusammengepreßten Ballon, und wie die Fetzen eines zerplatzenden Ballons riß ihr Bewußtsein in Stücke. Sie spürte weder, wie ihr das Blut von der aufgesprungenen Lippe heruntertropfte, noch ihr aufgeschürftes Kinn oder die Prellung auf ihrem Zwerchfell. Sie wußte nur, daß sie mit Klauenfingern die Tür aufstieß, eingerollt wie ein verängstigtes Stachelschwein hineinrollte,

zu dem Kaffeetisch beim Ofen kroch und eine Handvoll Pillen verschluckte. Das Feuer war ganz nahe, ein unerwarteter Segen. Von seiner Wärme und den Drogen wurde sie schläfrig. Es war eine Schläfrigkeit, die ganz bald einen samteneu und traumlosen Schlaf versprach, nach dem sie sich sehnte. Den sie brauchte.

Sie hatte jedoch keinen trockenen Faden am Leib. Der naßkalte Schneeregen war von außen durch ihre Kleider gedrungen und hatte sich zu dem bitteren, fiebrigen Schweiß vorgearbeitet, der ihr von den Schmerzen ausgebrochen war, und sie war am ganzen Körper naß. Die Schichten von Kleidern verhinderten, daß die Feuchtigkeit verdunsten konnte.

Sie zog sich am Tisch hoch. Seine Oberfläche war ein Feld von glänzenden bunten Kapseln und bonbonfarbigen Pillen, zwischen denen die Behälter wie Heuschöber standen. Sie schob die Kapseln und Pillen mit ungeschickten Fingern zurück in die Plastikflaschen. Sie dachte an den alten Mann. Ihre Finger zitterten, und die Pillen entkamen ihren Fingern und rollten auf dem Tisch umher. Als sie sie endlich alle erwischt hatte, stopfte sie die Behälter zurück in ihre Manteltaschen. Der alte Mann brauchte sie jetzt.

Noch immer hatte sie Angst davor, sich zu bewegen. Schließlich wuchtete sie sich aber trotzdem vorsichtig auf die Füße und tastete sich zur Hintertür zurück.

Draußen herrschte ein ungeheurer Friede. Oder vielleicht war es auch nur Gleichgültigkeit. Der Cadillac sah aus, als sei er gerade im Begriff, in den Schlagsahne-Dünen des Schnees zu kentern. Nieselregen zerschnitt strichweise die saubere Luft, die ihr scharf in die Lungen stieg und die geistige Schwerfälligkeit verjagte, die in ihr wegen der Schmerzmittel aufgestiegen war.

Sie schlurfte mühsam zu dem Auto zurück und machte sich bereits innerlich auf die Entdeckung gefaßt, daß der alte Mann tot war. Er war es jedoch nicht. Sie konnte seinen schweren Atem hören, noch bevor sie den Griff der Autotür wie eine Kletterstange packte und sich vorsichtig auf den Boden sinken ließ. Ihr eigener Atem ging mühsam und laut. Das Geräusch ihrer beiden Atmungen, die piffen wie die Orgel in der Kirche einer winzigen und verarmten Gemeinde, kam ihr plötzlich komisch vor, und sie brach in ein rauhes Gelächter aus.

Als sie unter dem Auto lag, kam sie sich wie in einem Graben vor. Die Öffnung war nahe genug, um Licht einzulassen, das die Schatten dunkler machte und in einzelnen Lichtpunkten von dem Schnee und dem Weißen in den Augen des alten Mannes reflektiert wurde. Er lächelte ihr vage zu, und das wäßrige Licht ließ seine Zähne wie Ektoplasma erscheinen. Plötzlich brach ihr eine Gänsehaut aus, und sie zitterte heftig. Sie kuschelte sich eng an ihn und hielt sich verzweifelt an seiner Jacke fest.

»Mein Gott«, sagte sie. »So habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gefroren.«

Seine Lippen zuckten und arbeiteten, als versuchte er, den vertrauten Klang seines eigenen Namens nachzuformen. Das einzige Geräusch aber, das er herausbrachte, war ein rasselndes Ausatmen.

Sie stützte sich auf einen Ellbogen und fummelte in ihren Taschen nach den Pillen. Die Kapseln rollten ihr über die Handfläche und fielen in den Schnee.

»Scheiße«, sagte sie und krallte sie mit Schnee und Wasser vom Boden auf.

Sie schob dem alten Mann die Lippen auseinander, als sei er ein Pferd, schob ihm die Pillen hinter die Zunge und zwang ihn, sie zu verschlucken. Es war ihr klar, daß sie sich eigentlich merken sollte, was sie ihm gegeben hatte und wieviel, aber die Tatsachen entglitten ihr wie die Pillen, die er krampfhaft unter den Fingern, die sie über seine Kehle hielt, hinunterwürgte. Sie fühlte sich am ganzen Körper zerschlagen und hatte sich kaum in der Gewalt, aber die Medikamente, die sie eingenommen hatte, hielten ihr sowohl körperliche Beschwerden als auch geistige Verwirrung in sicherer Entfernung.

Der Blick des alten Mannes war nicht von ihrem Gesicht gewichen. Es wurde ihr wieder schlecht.

»Ich bocke jetzt das Auto hoch«, sagte sie mit einer Zuversicht, die beiden galt. »Es dauert nicht lange.«

Sie suchte in seinen Taschen nach seinem Feuerzeug und zeigte es ihm, als sie es gefunden hatte. Das schien ihn zu freuen, denn unter größter Anstrengung rang er sich die Spur eines Lächelns ab. Danach rollte sie sich schnell wieder weg; sie hatte es eilig, von dem kalten, nassen Boden und seinen vertrauensvollen Augen wegzukommen.

Die Medikamente hatten nichts dazu beigetragen, ihren Fingern Stärke oder Sicherheit wiederzugeben. Sie mußte einige Minuten

lang fluchen, bis das Feuerzeug funktionierte, und dann noch eine, um das Ende des Schlüssels im Zündschloß des Cadillacs anzuwärmen. Sie mußte dazu die Autotür mit ihrem Hinterteil aufhalten, sich in das Auto hineinlehnen und ihren Körper über das Steuerrad drehen. Dann mußte sie warten, bis die Wärme sich von der einen Seite des Schlüssels bis zu seinem anderen Ende ausgebreitet hatte. Sie wickelte sich eine Hand in ihren Schal, um besser zupacken zu können, und drehte dann den Schlüssel im Schloß um, bis sie ihn herausziehen konnte. Sie wunderte sich, daß einmal etwas geklappt hatte.

Als sie sich an den Kofferraum stützte, hatte sich der Schlüssel wieder abgekühlt und mußte neu angewärmt werden. Ihre Augen wollten ihr den Dienst versagen. Sie mußte gegen die Medikamente ankämpfen, um den Schlüssel überhaupt in das Schlüsselloch hineinzubekommen. Als sie ihn in dem eisverkrusteten Schloß drehte, blieb der Kofferraumdeckel geschlossen. Sie bemerkte, daß er mit Eis verklebt war, warf sich dagegen und trommelte verzweifelt auf seinen Rand. Sie taumelte einen Schritt zurück, versetzte dem Entriegelungsknopf einen schwachen Tritt, und der Kofferraumdeckel schwang mit einem wohltuenden Knarren und einem Regen von Eisstückchen auf.

Im Kofferraum herrschte ein Chaos: Ihre Bestände für irgendwelche Notfälle und sonstiger Ramsch mußte herausgeräumt werden, bevor sie an den Wagenheber kam. Ein schmieriger Spaghettihaufen von Seilen und Ketten türmte sich auf Signallampen und Scheinwerfern, von denen keiner funktionierte. Für den Fall, daß sie in Schlamm oder Nässe unter das Auto kriechen mußte, hatte sie eine schmutzige Decke zusammengerollt aufgehoben. Bis auf die Decke warf sie alles zur Seite. Mit der Decke könnte sie dem alten Mann vielleicht etwas zusätzliche Bequemlichkeit verschaffen. Da waren zwei Schaufeln, eine für Schnee, und ein Spaten für Dreck. Zwei Ölkannister und ein großer roter Benzinkanister, der noch genug rostigen Bodensatz enthielt, um wie ein fast leerer Teekessel deutlich zu gluckern, als sie ihn heraushob. Da war eine leere Gasflasche, ein Plastikbehälter mit Reinigungsflüssigkeit für die Windschutzscheibe und aufgerissene Behälter mit Katzenstreu und Streusalz, die alle beide leere Kaffeedosen enthielten. Ein Paar ölige Arbeitshandschuhe aus Baumwolle und eine Büchse Öl. Sie zog die Handschuhe an, obwohl sie zu groß für sie waren, und betrachtete die Büchse mit

Wärme darin. Es war eine Schande, daß sie sie nicht benutzen konnte, um den alten Mann aufzuwärmen, aber das Risiko, damit das Auto anzustecken, war nicht zu kalkulieren. Voller Bedauern warf sie die Büchse in den Schnee zu dem anderen Kram.

Als letztes fand sie ihren Erste-Hilfe-Kasten, eine Frühstücks-Box aus schwarzem Metall. Drinnen war eine Packung Heftpflaster, eine Flasche Alkohol zum Einreiben, eine sehr große, grüne Plastikflasche mit Excedrin und eine kleine Flasche Wild Turkey. Sie löste den Verschuß der Aspirin-Flasche und roch an ihr. Sie roch leicht nach Essig. Sie schüttelte sich einige Tabletten in die Hand. Sie waren gelb geworden, bröselten auseinander und waren so körnig wie die Schneedecke. Sie wußte, daß Aspirin zu Strychnin zerfallen konnte, aber sie konnte sich nicht mehr daran erinnern, wie lange dieser Prozeß brauchte oder welche äußeren Anzeichen dafür sprachen. Es war sehr altes Aspirin, das wußte sie auf jeden Fall sicher.

Vor zwei Jahren war die Zusammensetzung geändert worden, und das Aspirin war nun schwächer. Eines Tages hatte sie in einer Apotheke in einer kleinen Stadt in der Gegend der Seen, durch die sie zufällig gekommen war, einen kleinen Vorrat der alten Art entdeckt und sich entschlossen, ihn ganz zu kaufen. Damals hatte ihr Aspirin zusammen mit dem Bourbon über das Schlimmste hinweggeholfen, bevor Krebs diagnostiziert worden war.

Sie stapelte die achtzehn Schachteln von verschiedener Größe neben der Ladenkasse auf den Ladentisch. Der Verkäufer sah sie zwar merkwürdig an, begann sie aber trotzdem in die Kasse einzutippen. Wahrscheinlich war er froh, die alten Lagerbestände loszuwerden.

Hinter ihr stand ein Mann, der eine Flasche Pepto-Bismol mit einer Inbrunst umklammert hielt, die vermuten ließ, daß er sie ebenso nötig brauchte wie sie ihr Aspirin. Er sah ihr über die Schulter und stieß einen Pfiff aus.

»Sie haben mir aber vielleicht Kopfweh, Lady«, sagte er.

»Das können Sie glauben, Mann«, sagte sie und strich sich die Schachteln in ihre Handtasche, noch bevor der Verkäufer eine Tüte dafür öffnen konnte.

Das Alter nahm ihr wieder einen alten Freund. Sie traute sich einfach nicht, sich darauf zu verlassen. Es war ihr zwar ziemlich gleich, in welchem Zustand ihre Leiche war, wenn sie gefunden wurde, aber sie hatte keine Lust, die Welt mit Schaum vor dem Mund zu verlas-

sen. Die Schmerzen, die sie jetzt schon hatte, waren bereits mehr, als sie verdiente. Einen zusätzlichen Bonus konnte sie nicht gebrauchen. Außerdem wußte sie, daß der alte Mann leben wollte. Die verdammten Dinger würden ihm also nichts nützen. Sie streute den Inhalt der Aspirin-Flasche über den Schnee wie vergiftetes Vogelfutter.

Damit blieb ihr noch ihr letzter und bester alter Freund, der Bourbon. Er wurde nie schlecht, ließ sie nie im Stich. Sie war es, die ihn nicht mehr vertrug. Sie nahm die Flasche auf und drückte sie wie ein seit langem verschollenes Baby an sich.

Das feurige Licht darin fand sie immer erregend. So schön. Der Nieselregen fiel in blitzenden Perlen auf das Glas. Sie schraubte den Verschuß ab und roch seine Blume, als sei es eine Flasche Wein. Ein Schlückchen würde ihr nichts schaden, dachte sie, nur zum Versuchen. Sie konnte sich ja wie mit Mundwasser den Mund damit ausspülen und ihn dann wieder ausspucken.

Als sie aber seine Wärme im Mund spürte, war es ihr einfach unmöglich, ihn zu verschwenden, und so schluckte sie ihn hinunter. Es war nur ein kleiner Schluck, und vielleicht würde er ihr ja nichts ausmachen. Sie nahm einen zweiten. Und es schmeckte wunderbar, besser als es ihr je geschmeckt hatte. Sie hatte jedoch nicht vergessen, was sie vorhatte. Sie verstaute die Flasche in dem Eßkorb auf dem Rücksitz des Cadillacs, wo sie nicht mehr daran kam.

Nun war der Kofferraum leer. Sie schlug den Teppich und die Unterlage darunter zurück und hob sie dann mit einer kleinen Energieaufwallung, die mehr von dem Geschmack als von der Wirkung des Bourbons gespeist wurde, heraus in den Schnee. Die Platte über dem Ersatzreifen war nur lose angeschraubt, wie für sie geschaffen, dachte sie und lachte. Es war schon schwer genug, die Muttern vom Rad zu lösen. Sie legte keinen Wert darauf, sich mit der großen Flügelschraube auf der Platte die Knöchel aufzuschürfen.

Der Ersatzreifen war kaum benutzt, wenn er auch bestimmt volle sieben Jahre alt war. Sie hielt nichts davon, einen schlechten Reifen gegen einen dürrftigen Ersatz auszutauschen. Der Reifen war groß, und schon vor ihrer Krankheit war es ihr schwer genug gefallen, ihn herauszuheben. Sie wuchtete den Bastard heraus und setzte sich schwer atmend hin, um sich ihre weiteren Schritte zu überlegen.

Die körperliche Anstrengung oder der Alkohol, wenn er auch nur eine Andeutung früherer Zeiten gewesen war, hatte sie wacher ge-

macht. Geistig fühlte sie sich bereit für die vor ihr liegende Aufgabe. Die Hälfte ihrer guten Stimmung verdankte sie der Erleichterung, daß der Alkohol ihr offensichtlich nicht geschadet hatte. Erleichterung, buchstabiert W-I-L-D T-U-R-K-E-Y. Ihre körperliche Stärke war jedoch eine andere Sache.

Sie musterte ihre Hände. Die Handschuhe hatten über die Schmutz noch eine Fett-Schicht gebreitet und beides in die Schürfwunden vom Morgen gerieben. Der Verband über dem Schnitt war schmutzig und hatte sich gelockert. Sie nahm ihn herunter. Der Schnitt war angeschwollen, gerötet und von der Infektion heiß. Ihre Finger dagegen waren dünn wie Knochen und unter der Fettschicht weißer als der Schnee. Verdammte schlechte Werkzeuge für die Aufgabe, dachte sie.

Sie hockte sich nieder, um sich den hinteren Kotflügel anzuschauen und unter den Cadillac zu sehen. Sie hatte den während des Schneesturms hineingewehten Schnee zusammengedrückt, als sie sich unter den Wagen gezwängt hatte. Der leichteste Druck produzierte eine glatte Fläche, und wie unter dem Auto sammelte sich der Nieselregen zu Pfützen, wo sie geschaufelt hatten oder gegangen waren.

»Gottverdammter falscher Schnee«, murmelte sie.

Es würde sehr riskant werden, den Wagen hochzubocken. Wie wenn sie versuchen würde, einen Glasberg mit Pantoffeln zu erklettern. Der Wagenheber konnte zu leicht am Boden oder vom Kotflügel abrutschen, weil der von dem Regen so glasglatt wie jede andere Oberfläche auch war. Sie würde es trotzdem versuchen.

Der Wagenheber war ordentlich unter dem Ersatzreifen verstaut. Sie legte die verschiedenen Teile auf den Boden und konzentrierte sich darauf, wie sie zusammengehörten. Ihr war übel, und zugleich schwitzte sie und ihr war kalt. Sie hatte eine Scheißangst, dachte sie.

Eins nach dem anderen. Sie rutschte über die Schneekruste, um eine der Kaffeedosen zu holen, und dann streute sie Salz und Katzenstreu um das rechte Hinterrad, um eine Fläche zu schaffen, auf der der Wagenheber greifen würde. Als sich das Salz hineingeschmolzen hatte, hackte sie etwas auf dem Schnee herum, um die Oberfläche noch etwas mehr aufzurauen. Die Eisstückchen flogen hoch und stachen ihr wie Glassplitter ins Gesicht. Und das alles vielleicht umsonst.

Sie hatte ein Gefühl, als würde sie allein vom Halten des Wagenhebers blaue Flecken an den Händen bekommen. Beinahe wäre er ihr unter das Auto gefallen. Endlich hatte sie ihn aufrecht unter den Kotflügel gestellt, aber als sie sich dagegen lehnte, rutschte er ab. Dasselbe würde unweigerlich passieren, wenn das Gewicht des Autos darauf lastete. Sie sah sich das Stemmeisen an und hackte damit noch etwas mehr im Schnee herum, aber der Wagenheber schien trotzdem zu schwimmen. Sie versuchte, Schnee um seinen Fuß herumzupacken, um ihm Halt zu geben, aber der Schnee war zu naß und wollte nicht halten.

Sie wußte, wann sie verloren hatte. Das einzige, wozu sie den Wagenheber gebrauchen konnte, war, sich den Schädel damit einzuschlagen. Sie warf den Wagenheber und das Stemmeisen in den Kofferraum, wo sie mit häßlichem Klappern landeten.

Sie holte sich den Bourbon aus dem Eßkorb auf dem Rücksitz und nahm mehrere Schlucke. Als sich keine sofortige Reaktion einstellte, kam sie zu dem Ergebnis, daß die Pillen, die sie eingenommen hatte, die Überreste ihrer Eingeweide gegen den Alkohol immun gemacht hatten. Also waren sie trotzdem zu etwas gut, die Drecksdinger. Sie verstaute die Flasche für einen zukünftigen Notfall, wanderte um den Cadillac herum und starrte in der Hoffnung auf eine Inspiration sein Heck an.

»Scheiße«, sagte sie und trat gegen die Kaffeedose, die sie im Schnee liegengelassen hatte.

Sie rutschte unter das Auto. Ein dumpfer Aufprall war zu hören. Der alte Mann stöhnte erstickt. Sie befürchtete, sie hätte ihn damit getroffen, ließ sich auf die Knie fallen und rollte sich unter das Auto.

Sie war neben seiner Hand liegengeblieben. Er hatte keine Verletzung davon an der Hand, soweit bei der düsteren Beleuchtung erkennbar war. Als sie die Kaffeedose aber berührte, glänzte sie plötzlich im reflektierten Licht, und es schien ihr, als sei ein Stein weggerollt worden. Das Licht der erhofften Inspiration überflutete ihr sofort Gedanken und Herz. Sie drückte die Dose an ihr Herz.

»Verdammt«, sagte sie.

Eng an die Knie des alten Mannes gekauert, begann sie, an dem Schnee unter ihm zu hacken. Selbst mit der scharfen Metallkante der Dose hatte sie Mühe, durch den glasigen Schnee zu kommen, aber bald flogen Brocken und Splitter hoch und stachen ihr ins Gesicht.

Das machte ihr nichts aus. Auf einmal machte sie das, wozu sie geboren war. Sie grub. Sie würde ihn da herausgraben, auch wenn sie den ganzen Staat Maine mit einem Teelöffel abtragen mußte. Er hatte wirklich Glück, die beste Gräberin der Welt bei sich zu haben, um ihn herauszuholen.

Und dann dachte sie gar nicht mehr an ihn. Die Arbeit nahm sie ganz in Anspruch. Es war wie Bildhauerei, hatte sie oft gedacht, etwas herauszuholen, was man nicht sehen konnte, es zu befreien, ohne es zu beschädigen. Die Dose war ein grobes Werkzeug für jemand, der mit feinen Pinseln, winzigen Mengen Säure und kleinen Staubsaugern gearbeitet hatte, wie wenn man einem Juwelier einen Vorschlaghammer in die Hand geben würde. Aber auf der anderen Seite holte sie auch nichts Kleines oder Zerbrechliches oder Zierliches aus dem Schnee heraus. Nur einen verdammten Trottel von einem alten Mann, zwar ein Fossil, aber eines ohne entdeckenswerte Geheimnisse.

Das war eine Art von Arbeit, bei der ihre Geduld keine Grenzen kannte, und sie verlor jedes Zeitgefühl. Sie beherrschte ihre Arbeit aber zu gut, um nicht irgendwann zu merken, daß ihre an sich gute Idee in der Praxis nicht funktionierte. So vorsichtig und schnell sie auch grub, das Gewicht des Autos senkte sich genauso stetig auf den alten Mann und den Schnee, der es auf der rechten Seite stützte. Die Schneewehe, auf der das Auto ruhte, sackte langsam in den Raum hinein, den sie mit ihrer Kaffeedose freigeschaufelt hatte.

Sie drückte die Dose wieder an sich und war den Tränen nahe. Das war der Beweis, daß sie so nutzlos war wie Joe Nevers. Er konnte froh sein, daß er aus der Sache heraus war, ihm blieb noch soviel Zeit wie der Schneewehe. Sie tätschelte ihn geistesabwesend und stellte fest, daß er noch warm war. Sie kroch unter dem Auto hervor.

Sie machte die Hintertür des Wagens auf, holte den Eßkorb heraus und machte die Tür so zu, als sei in dem Auto ein Kind kurz vor dem Einschlafen. Sie stärkte sich mit einem vorsichtigen Schluck Bourbon und prüfte die Lage. Sie hatte deutlich alles nur noch schlimmer gemacht. Sie hatte dadurch, daß sie den Schnee unter und um den alten Mann entfernt hatte, den Neigungswinkel des Autos vergrößert. Je mehr sich der Cadillac in die Schneewehe auf der anderen Seite neigte, desto unsicherer stand er. Nun sah er aus, als könnte er jeden Augenblick voll auf den alten Mann fallen.

Sie starrte den Hügel hinauf, eine Ansicht, die sie dem Blick auf das leere, verlassene Haus und den grotesken Blechhaufen des Autos vorzog. Oben an der Einfahrt schien der Lieferwagen geduldig auf sie zu warten.

Sie mußte davon ausgehen, daß die Schneewehen auf der Straße genauso hoch waren wie um das Haus. Wie weit würde sie mit dem Lieferwagen kommen? Wie weit würde sie es schaffen, sollte die Frage wohl besser lauten. Das letzte Mal, als sie ein Fahrzeug mit Allradantrieb gefahren hatte, hatte sie hundert Meilen von der nächsten Ansiedlung entfernt das Getriebe ruiniert. Damit konnte man einen Landrover abhaken, der inzwischen zweifellos vom Wüstensand begraben war und darauf wartete, in einer weit entfernten Zukunft von einer archäologischen Expedition entdeckt zu werden. Wie weit konnte sie auf der unbefestigten Piste in hüfthohem Schnee in ihrem Zustand wohl gehen oder kriechen? Wie lange würde sie brauchen, und wieviel Zeit blieb dem alten Mann noch? Was konnte sie sonst tun?

Sie schob die Flasche wie ein Junges in einen Känguruh-Beutel in Guys alten Pullover, den sie über ihren eigenen gezogen hatte, und überlegte, ob sie zuerst zurück ins Haus gehen sollte, um sich trockene Kleider anzuziehen. Sie fühlte sich starr vor Kälte, als würde sich bald Reif auf ihr bilden. Ihre Finger brannten, wo sie mit ihnen gegraben hatte. Sie glaubte nicht, daß von Guys alten Kleidern noch genug da war, um sie warm zu halten. Wieder begann sie, den Hügel hinaufzustoßen. Es schien einfach keine andere Möglichkeit zu geben.

### ❧ Winter 1949/Sommer 1952 ❧

»Scheiße«, sagte Torie und sah auf ihre Uhr. Fünf Minuten zu spät. Ihre Eltern saßen bereits am Tisch und hatten Drinks vor sich stehen. Guy war nirgends zu sehen, was bedeutete, daß auch er zu spät kam. Wie gewöhnlich.

Sie verschwand in die Garderobe und zog hastig Hut, Schal und Mantel aus. Der Schnee schmolz kalt und naß auf ihren Ohrringen mit den Diamanten, die ihr Vater ihr zum sechzehnten Geburtstag geschenkt hatte und die sie bei Toms Hochzeit getragen hatte.

Ihr Lächeln wirkte genauso gezwungen wie das ihrer Mutter, als sie sich umarmten und küßten, aber bei ihr war es Nervosität und bei ihrer Mutter Resignation. Hinter der Maske ihres Make-ups zitterte ihre Mutter. Die Umarmung ihres Vaters war so steif wie sein Hals. Sie hatte vor dieser Verabredung zu Recht Angst gehabt.

»Wenn es Guy tatsächlich gelungen ist, sich von der Klinik loszureißen, ist er wahrscheinlich im Verkehr steckengeblieben«, sagte sie. »Wegen dem Schnee herrscht doch das totale Chaos auf den Straßen.«

Ihr Vater hielt ihr den Stuhl und grunzte in sich hinein. »Die Leute hier in dem Staat tun ja gerade so, als hätten sie noch nie einen Winter erlebt«, sagte er mürrisch. »Haben die denn noch nie etwas von Winterreifen gehört?«

»Komm, Tom«, sagte Theresa Hayes, »du hast deinen Drink noch nicht angerührt.«

Gehorsam nahm Tom Hayes seinen Old Fashioned auf. »Und du, Baby?« fragte er Torie. »Was möchtest du?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ein heißer Tee würde mir guttun. Mir ist kalt.«

»Dann trink doch einen Punsch«, schlug er ihr vor.

Theresa Hayes nickte weise. »Genau das Richtige für dich, Torie.«

»Nein, nein, Daddy. Tee, bitte.«

Tom Hayes winkte ungeduldig dem Kellner zu. Tories Mutter flüchtete sich zu ihrem Drink.

Torie versuchte, nicht wütend auf sie zu werden. Sie konnte es aber nicht zulassen, daß sie ihr einen Drink aufdrängten, nur weil sie sich dann wohler fühlen würden. Nicht, wenn sie gerade eine ihrer längeren Abstinenzperioden durchmachte. Verdammt wollte sie sein, wenn sie es zulassen würde, daß der Alkohol zu einem unverzichtbaren Bestandteil ihres Lebens wurde, wie das bei ihnen der Fall war. Zumindest von Guy wurde sie in dieser Hinsicht nicht unter Druck gesetzt, Gott sei Dank, oder wem immer sie dafür danken sollte.

Theresa Hayes unternahm eine beachtliche Anstrengung, die Zeit bis zu Guys Ankunft zu überbrücken, indem sie Torie über die neuesten Entwicklungen im Leben ihrer Tanten und Cousinen und ehemaligen Nachbarn informierte, während Torie mit soviel Interesse zuhörte, wie sie zu heucheln in der Lage war. Tom Hayes sah wiederholt und auffällig auf seine Uhr, aber Torie war so an Guys inzwi-

schen chronische Verspätung gewöhnt, daß ihr zwanzig Minuten praktisch wie nichts vorkamen. Guy kam herein, blinzelte sich die Schneeflocken von den Augenlidern und machte mit seinen von Kälte geröteten Wangen einen jugenhaften Eindruck.

Tories Mutter gestattete ihm einen Kuß auf die Wange, aber Tom Hayes' Händedruck war jäh und nachtragend, so kalt wie das Wetter draußen, obwohl sich Guy für seine Verspätung entschuldigt hatte.

Theresa Hayes versuchte, die Stimmung etwas aufzubessern, indem sie sich nach Guys Mutter Frances erkundigte.

»Es geht ihr gut«, sagte Guy, erleichtert, das Thema wechseln zu können. »Es tut ihr sehr leid, daß sie nicht bei uns sein kann, aber ihr Knie macht ihr unwahrscheinlich zu schaffen. Sie hat mir ausdrücklich gesagt, ich soll euch einladen, auf eurem Weg nach Norden vorbeizukommen.«

Tom Hayes nickte bestimmt. Die ältere Generation wußte noch, was sich gehörte. Er und Theresa würden Frances Christopher auf der Heimfahrt ihre Aufwartung machen, obwohl sie dafür erheblich mehr als nur einen kleinen Umweg auf sich nehmen mußten.

Als Guy gefragt wurde, machte er ein Zugeständnis und sagte, er wolle etwas zu trinken – Dubonnet –, aber das schien ihn bei Tom Hayes auch nicht beliebter zu machen, sondern brachte ihm nur einen säuerlichen Blick ein.

Von der schlechten Laune ihres Vaters und dem nervösen Geplapper ihrer Mutter entmutigt, rührte Torie langsam mit ihrem Löffel in dem durchsichtigen Gold ihres Tees und war dankbar für seinen warmen Dampf in der Luft und die Wärme, die durch die Porzellantasse in ihre Hand strahlte. Sie waren nie perfekt gewesen, ihre Eltern, und das hatte sie auch gar nicht von ihnen erwartet, seit sie ungefähr zwölf Jahre alt geworden war. Doch vor Jahren waren sie noch jung und versöhnlich gewesen, und das waren sie jetzt nicht mehr. Ihr Geist hatte etwas von seiner Elastizität verloren und ihr Herz etwas Hoffnung oder Freude. Es kam ihr vor, als sei das indirekt ihre Schuld.

Guy aber ließ seinen ganzen Charme spielen, und auch wenn es ihm nicht gelang, Tom versöhnlicher zu stimmen, munterte er wenigstens Theresa ein wenig auf, oder vielmehr schaffte er das mit Hilfe verschiedener Drinks. Sie schien sich über das Essen mehr zu freuen als die anderen. Auch Torie entspannte sich etwas und dachte,

daß ihr Vater durch Aufmunterung vielleicht seine schlechte Laune verlieren könnte.

Das Essen in dem Restaurant war in diesem Jahr alles, was Weihnachten an gemeinsamen Unternehmungen bringen würde. Die älteren Hayes' hatten es nach einem Urlaub in der Karibik eilig, heimzukommen, da es nach Auskunft ihres Vaters eilige geschäftliche Angelegenheiten, die liegengeblieben waren, unmöglich machten, daß sie länger in der Stadt blieben. Sie wußte, daß das zum Teil eine Strafe von ihm dafür war, daß sie in den Weihnachtsferien nicht nach Hause kam. Zum anderen Teil aber waren ihre Eltern ernsthaft von dem Gedanken beunruhigt, sie müßten über Nacht in der gleichen Stadt bleiben, in der ihre Tochter ein ihrer Einschätzung nach unmoralisches Leben führte.

Bei den Spannungen, die zwischen ihnen dreien herrschten, konnte sich Torie genau vorstellen, wie es zu Hause wäre. Sie konnte Weihnachten sowieso nicht ausstehen, weil sie die erzwungene Fröhlichkeit und die Völlerei ablehnte.

Seit ihrer Kindheit waren die Weihnachtsferien zu einer peinlichen Einkaufsorgie bei Tag und einer Reihe von Cocktail-Partys bei Nacht degeneriert, die eigentlich kaum mehr als ein Vorwand waren, zwei Wochen lang ununterbrochen betrunken zu bleiben. Der Baum war zu Tischhöhe zusammengeschrumpft, und noch dazu war er künstlich. An der Treppe hingen keine Kinderstrümpfe mehr.

Guy wäre an ihrer Stelle heimgefahren, um die alten Leute glücklich zu machen, aber es machte ihm auch nichts aus, daß sie das nicht tat. Sie konnte es nicht, davon war er überzeugt. Es war schon tapfer genug von ihr, das Essen auszuhalten. Er reichte nach ihrer Hand, sooft sie eine frei hatte.

»Und was habt ihr beiden in den Ferien vor?« fragte Theresa Hayes, als das Dessert serviert wurde.

»Wir gehen am Heiligen Abend zur Mitternachtsmesse in die Kathedrale«, sagte Torie. »Guy arbeitet am ersten Weihnachtsfeiertag.«

Tom Hayes wurde bei der beiläufigen Nebeneinanderstellung der Mitternachtsmesse und der eheähnlich vertrauten Erwähnung von Guys Dienstzeiten rot im Gesicht.

Guy warf Torie einen besorgten Blick zu. Sie hatte die unausgesprochene Vereinbarung verletzt, die sie alle getroffen hatten, so zu tun, als würden sie und Guy nicht zusammenleben.

»Soll das heißen, daß ihr katholisch feiert? Hat die katholische Kirche jetzt angefangen, Unzucht zu dulden?« wollte Tom Hayes wissen.

»O Tom«, sagte Theresa und griff nach ihrem Drink.

»Entschuldigen Sie, Mr. Hayes«, begann Guy.

Tom Hayes unterbrach ihn. »Sie brauchen mich gar nicht um Entschuldigung zu bitten, weil Sie sie von mir nicht bekommen. Hören Sie sich lieber einmal an, was ich zu sagen habe.«

Es war deutlich, daß er auf eine Gelegenheit gewartet hatte, seine Meinung zu sagen, und er würde sie nicht verstreichen lassen.

»Daddy«, sagte Torie kühl, »du brauchst dir die Mühe nicht zu machen. Wir können es uns denken.«

Guy legte hastig eine Hand auf dem Tisch auf ihre, um ihr ein Zeichen zu geben, sie solle ruhig bleiben. Sie war jedoch schon ruhig. Sie war nicht einmal wütend. Es war fast eine Erleichterung, daß diese unvermeidliche Auseinandersetzung endlich ausgetragen wurde.

»Ich sage genau das, was mir paßt, verdammt noch mal, Miß. Es ist für deine Mutter und für mich ebenso eine Schande wie für dich und Guy. Ich kann einfach nicht verstehen, wie du deinen Lebensstil rechtfertigen willst. Ihr seid aus guten Familien. Ihr seid gebildete Leute mit einer guten Ausbildung, oder zumindest sagst du das, Torie. Herrgott noch mal, Guy, Sie sind doch Arzt. Bedeutet das denn gar nichts für Sie? Die Leute sehen doch zu Ihnen auf und erwarten, daß Sie so etwas wie ein Beispiel für sie sind. Warum führt ihr euch bloß auf wie zwei Asoziale? Willst du denn deiner Mutter und mir weh tun, Torie? Und Sie Ihrer Mutter, Guy? Wie können Sie ihr so etwas antun?«

»Mr. Hayes«, setzte Guy noch einmal an.

»So benehmen sich anständige Leute nicht. Sie sind wahrhaftig alt genug, um heiraten zu können. Es gibt einfach keine Entschuldigung dafür, so weiterzumachen.«

Guy sagte nichts, hielt Tories Hand und sah Tom Hayes an. Auch er hatte gewußt, daß das kommen würde. Torie fühlte sich schuldig, weil er das wegen ihr durchmachen mußte. Guy fühlte in seinem Innern genau das, was ihr Vater sagte, das wußte Torie. Sie zeigte jedoch nicht mehr als eine leichte Verärgerung.

»O Tom«, sagte Theresa Hayes wieder und begann zu weinen.

»Es ist *mein* Entschluß«, sagte Torie. »Guy möchte gern heiraten. Ich bin diejenige, die die Zustimmung dazu verweigert.«

Tom Hayes knallte seinen Drink so heftig auf den Tisch, daß er sich das Hemd bespritzte. Alle zuckten zusammen. Gäste um sie herum sahen von ihrem Essen auf und starrten sie an.

Tom Hayes senkte seine Stimme. »Ich hätte es wissen können.«

Theresa Hayes stand mühsam auf und ging mit unsicheren Schritten zur Damentoilette.

»Jetzt schau dir an, was du deiner Mutter angetan hast«, sagte Tom Hayes.

»Ich war es aber nicht allein«, sagte Torie. »Du mußtest ja unbedingt deine Meinung sagen. Außerdem ist sie betrunken. Sie weint immer, wenn sie betrunken ist.«

Tom Hayes war außer sich vor Wut. Abrupt deutete er mit einem stumpfen Finger auf Guy.

»Und Sie, großer Doktor. Was sind Sie überhaupt für ein Mann, daß Sie solchen Unsinn hinnehmen? Sind Sie so verschossen, daß Sie sich von einer Frau zu einer Lebensart herabzerren lassen, von der Sie wissen, daß sie falsch ist? Sie sind doch angeblich der Stärkere. Ändern Sie ihre Meinung, behüten Sie sie, und beschützen Sie ihre Ehre, wenn sie es schon selbst nicht tun will.«

»Scheiße«, sagte Torie. »Was weißt du schon davon.«

Guy packte ihre Hand fester und sah besorgt von ihrem wütenden Gesicht zu dem wütenden Gesicht ihres Vaters, die sich so sehr ähnelten.

»Ihr jungen Leute«, sagte Tom Hayes voller Abscheu, »ihr glaubt, ihr wißt alles. Es ist euer Leben. Lebt so, wie es euch paßt, verdammt noch mal. Komm aber bloß nicht heulend heimgerannt, wenn du gekränkt wirst, Miß, bloß nicht!«

Er knäulte seine Serviette zusammen und warf sie auf den Tisch. Theresa Hayes, die sich anscheinend zumindest für den Augenblick wieder gefaßt hatte, kam zu ihrem Tisch zurück. Tom Hayes stand auf und nahm ihren Arm, bevor sie sich hinsetzen konnte. Er führte sie ohne einen Blick zurück hinaus.

»Gerechter Gott«, sagte Torie.

»Torie«, begann Guy.

Sie küßte ihn schnell auf die Lippen. »Ich werde es nur für dich machen, Guy. Für sonst niemand.«

Er kratzte sich am Kopf. »Du meinst, wir hätten das gar nicht durchzumachen brauchen?«

Sie zuckte die Achseln. »Ich vielleicht schon«, sagte sie.

»Ich wußte es bis jetzt noch nicht.« Sie lächelte ihm schüchtern zu.

Er schüttelte den Kopf. Sie wußte, daß er die vorgeschützten Erklärungen für ihren Widerstand schon längst nicht mehr glaubte. Es war bei ihr nicht Rebellion gegen eine Konvention oder eine Desillusionierung, die auf die unglückliche Ehe ihrer Eltern zurückging. Sie wußte recht gut, daß sie nicht unglücklich miteinander waren, aber aus Gründen, die mit ihrer Ehe nichts zu tun hatten. Er nahm an, daß es wohl mit ihrer eigenen unglücklichen Vergangenheit zu tun hatte, auch wenn diese so gut verheilt war, daß man fast denken konnte, es sei nie etwas passiert. Außerdem konnte man annehmen, daß sie dann um so ungeduldiger auf den sicheren Schutz der Ehe warten würde. Er hatte sich keine Sorgen gemacht, als sie sich Zeit nehmen und die ganze Angelegenheit langsam angehen wollte. Er hielt es für unvermeidlich, daß er für sie zunächst eine Beschützerrolle spielen sollte, aber er hatte nicht daran gedacht, daß das immer so bleiben könnte. Der Gedanke machte ihn unruhig; er wollte keine Frau, die chronisch ängstlich oder schüchtern oder abhängig war.

Trotzdem zweifelte er nicht daran, daß sie ihren Weg finden würde. Sie hatte eine Begabung, sich darüber klarzuwerden, was sie wollte. Wenn das einmal geschehen war, war sie nicht mehr aufzuhalten. Was immer auch geschehen mochte, interessant würde das Leben mit Torie immer sein. Er hoffte nur, mit ihr Schritt halten zu können.

Der Krieg war lange vorüber. Die Jungs waren wieder zu Hause. Das Leben war wieder normal. Es gab Autos zu kaufen, und nur noch die Engländer mußten die Lebensmittel rationieren. Überall wurde geheiratet und wurden Kinder gezeugt.

Torie hatte sich mit ihren siebenundzwanzig Jahren bisher nicht alt gefühlt und war sich auch nicht wie eine alte Jungfer vorgekommen.

Theresa Hayes stellte klar, daß mit *alte Jungfer* zu alt für Kinder gemeint war. Sie nervte Torie mit der abgedroschenen Weisheit: »Eine Frau ist ohne Kinder nicht erfüllt.«

Auch Tante Sissy hatte etwas beizutragen: »Alle guten Männer sind weg, wenn du noch länger wartest.«

Die anderen Tanten nickten feierliche Zustimmung. Torie überlegte sich, ob sie sich den Schädel glattrasieren und in ein Kloster durchbrennen sollte. Der Chor erleichterter Seufzer von ihrer Mutter und ihren Tanten, als sie ihnen eröffnete, daß sie und Guy endlich heiraten würden, hallte wie Donner.

Tories Mutter wollte eine große Hochzeit. Jetzt gerade. Es schien Torie damals ein kleiner Gefallen, auf den es nicht ankam. Sie wußte von anderen Mädchen, die auch wegen ihrer Mütter der Feier zugestimmt hatten. Sie dachte, die passenden Gefühle würden sich dann bei der Zeremonie schon einstellen. Sie war nicht nervös, nur wie betäubt, ihre Zweifel so verschleiert wie ihr Gesicht, als Guy ihre Hand in seiner hielt, um ihr den Ring anzustecken.

Trotzdem hatte sie nie daran gezweifelt, daß sie Guy liebte, bevor die Angelegenheit mit der Hochzeit zur Sprache kam, und sie glaubte, daß sie ihn wieder lieben würde, wenn der Zirkus vorbei war und sie wieder allein waren. Er hatte sich genauso wenig Sorgen während der merkwürdigen Phase zwischen Verlobung und Hochzeit gemacht, in der sie distanziert, unberechenbar, ausweichend und nicht sicher gewesen war, ob sie Angst vor der Ehe oder vor der Hochzeit hatte. Hochzeiten waren Frauensache, und er übergab sie seiner Mutter und den Tanten mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß sie sie ihm als Braut wiedergeben würden.

Wenn sie mit siebenundzwanzig schon kurz davor stand, eine alte Jungfer zu werden, so war Guy mit fünfunddreißig das Bilderbuch-Exemplar eines begehrten Jungesellen. Niemand fragte sich, warum er noch nicht geheiratet hatte. Er war eben im Krieg gewesen, und dann hatte er Medizin studiert. Guy profitierte nicht nur davon, daß der Arzt damals als Autoritätsperson auf dem Gipfel seines Status stand, sondern auch davon, daß er als Facharzt für Gynäkologie und Geburtshilfe das Objekt der abergläubischen Bewunderung war, die alle seine Landsleute dem Experten entgegenbringen.

Ohne eine Miene zu verziehen, erzählte Torie ihrer Mutter, Guy habe eine große Zukunft vor sich.

Theresa Hayes nickte weise, hatte aber zugleich argwöhnisch den Verdacht, daß Torie sich wieder einen Scherz erlaubte. Sie war unruhig und besorgt, wie Torie mit ihrer scharfen Zunge und ihrem Unabhängigkeitsdrang mit der Institution Ehe fertigwerden würde. Die regelwidrige Übereinkunft, die sie vor der Ehe getroffen hatte, war

kaum eine ausreichende Prüfung gewesen. Es war offensichtlich für Torie am besten, zu heiraten; sie konnte nicht ewig weiter mit Guy in Sünde leben, und wenn nicht mit ihm, was kam dann? Diese Aussicht war einfach schrecklich. Tories Mutter verbannte mit Hilfe von fünfzig Volumenprozent alle Sorgen aus ihrem Kopf.

Guy und Torie begannen, über Babys zu sprechen, sobald sie sich mit der Idee der Hochzeit abgefunden hatte. Schicke junge Leute machten das zu der Zeit so, fast automatisch. Torie war es sofort klar, was Guy nie zugeben würde: Er hatte die gesamte erste Schwangerschaft im Kopf nach dem Lehrbuch von der Empfängnis bis zur Geburt durchgeplant. Er wollte nicht weniger, als ein eigenes Kind auf die Welt zu bringen. Es belustigte sie, was Guy schockiert hätte, hätte er es gewußt. Sonst bewegten ihn nur konventionelle Gründe. Warum sonst heirateten Leute? Das machte man eben, das war natürlich. Nichts daran störte sie. Sie wußte, daß er in fast jeder Hinsicht ein konventioneller Mann war. Es gab schlimmere Fehler.

Nach sechs Wochen Hochzeitsreise, die sie abwechselnd mit morgendlicher Übelkeit und mit Herumlungen an verschiedenen archäologischen Grabungsstätten verbrachte, während Guy ihr nachlief oder, als er es nicht mehr aushalten konnte, segeln ging, zogen sie zu seiner Mutter in das große Steinhaus in Falmouth. Fanny mochte sie, war hocheifrig über die Aussicht auf ein Baby und sorgte dafür, daß sie von den üblichen Haushaltspflichten einer frischgebackenen Ehefrau befreit wurde.

Guys neue Praxis beschäftigte ihn so sehr wie die Klinik während seiner Ausbildungszeit. Trotzdem war vor Tommys Geburt noch dann und wann Zeit für einen Film oder ein Konzert, für ein Wochenende in Boston mit Theater oder Jazz und einen Sonntagmorgen im Hotelbett gewesen. Guy gewöhnte es sich an, regelmäßig dreimal in der Woche mit seinem besten Freund aus der Kinderzeit, Dana Bartlett, Tennis zu spielen. Dana und seine Frau Jeannie, die Guy ebenfalls schon kannte, seit er Windeln getragen hatte, waren attraktive, nette Leute. Guy und Torie begannen, sie dann und wann zu besuchen. Nachdem Torie die morgendliche Übelkeit überwunden hatte, schwamm sie täglich im Yachthafen von Portland und arbeitete ruhig an ihrer Dissertation weiter.

Sie hätte ihre praktisch blitzartige Schwangerschaft vielleicht einige Monate für sich behalten, aber Guy war ungeduldig und hatte eine

Kurve über ihren Menstruationszyklus angelegt. Er stürzte sich sofort auf sie. Er war nervös und aufgeregt, bis die Zeit für den Test gekommen war, aber nachdem die Schwangerschaft erst einmal bestätigt war, machte er sich daran, sie in aller Ruhe zu verfolgen. Was vorher in der Theorie noch amüsant gewesen war, wurde nun in der Praxis lästig. Zum Schluß war sie es leid, sein Labor-Affe zu sein und endlos und in den intimsten Einzelheiten mit seinen Kollegen diskutiert zu werden. Sie war ihre Unbeholfenheit und ihren unförmigen Körper müde, war es satt, ihn mit einem Eindringling teilen zu müssen, der sich manchmal unangenehm bemerkbar machte. Sie hatte keine Lust, ein Wunder zu sein. Sie wollte ihren Körper wiederhaben. Sie fühlte sich verhext, gegen ihren Willen in eine groteske Fruchtbarkeitsgöttin verwandelt.

Nachdem die Schlacht der Geburt geschlagen war, lief ihr die Zeit davon, wie zum Ausgleich für die letzten Monate der Schwangerschaft, die ihr endlos vorgekommen waren. Zum erstenmal in ihrem Leben war sie nicht sicher, welcher Wochentag gerade war. Sie sah wochenlang in kein Buch. Ihre Dissertation mußte zwangsläufig erst einmal ruhen.

Als es ihr endlich gelungen war, in Tommys Ernährung und seine Schlafgewohnheiten einen Rhythmus zu bringen, und sie langsam zu denken begann, daß die ganze Sache vielleicht doch mehr brachte als nur Erschöpfung, bekam Guys Mutter ihren Schlaganfall. Die Führung des Haushalts ging an Torie. Sie überwachte die Köchin, die Haushälterin, den Gärtner und Fannys Krankenschwester, und das machte ihr so viel Arbeit, als hätte sie das alles selbst zu tun. Das Erdgeschoß des Hauses in Falmouth mußte umgebaut werden, um die Gerätschaften für die Krankenpflege aufzunehmen – ein Krankenhaus-Bett, einen Rollstuhl und ein Geh-Gestell für Fannys bessere Tage. Torie und Guy, die sich schon überlegt hatten, ob sie sich nicht ein eigenes Haus kaufen sollten, zogen in das große Schlafzimmer um und bauten das Wohnzimmer daneben zu einem Kinderzimmer für Tommy um.

Ohne Tommy hätte sie das alles nicht geschafft. Nun war sie überrascht von den Gefühlen, die sie vorher nur vom Hörensagen kannte. Er definierte mit seiner Existenz auf geheimnisvolle Weise die ihre. Sie war eine Mutter, deren Zentrum zumindest vorerst außerhalb von ihr selbst war, in dieser winzigen, völlig neuen und unerwarteten

Person. Sie stillte ihn neun Monate lang mit einer Befriedigung, wie sie ihr bisher noch von nichts verschafft worden war, und hörte auch dann nur widerwillig, auf Guys Drängen hin, damit auf. Er machte ihr Vorwürfe, sie sei eine überängstliche, zu besitzergreifende Mutter. Sie wußte, daß er es nur satt hatte, sie mit dem Baby zu teilen. Sein eigenes Interesse hatte mit der nüchternen Realität der nicht mehr vorhandenen Ruhe und der zu wechselnden Windeln deutlich nachgelassen. Zum erstenmal kam sie sich wie Eigentum vor, besessen von all diesen Menschen um sie herum, die um sie kämpften und sie aufteilen wollten wie einen Kuchen oder ein geerbtes Grundstück.

Der Sommer kam gerade rechtzeitig. Sie und Tommy zogen zum See um, nahmen Fanny und ihre Krankenschwester mit und ließen Guy zurück, der an den Wochenenden vorbeikam. Er hatte die Haushälterin und die Köchin, die für ihn sorgten, und die Bartletts, wenn er Abwechslung brauchte, und deshalb machte sie sich um ihn keine Sorgen. Ohne Zweifel genoß er es, daß in seinem Haus wieder Ruhe und Ordnung eingezogen waren.

Der Sommer war für sie wie immer, und sie hatte ein Gefühl, als sei sie heimgekehrt. Sie überließ ihren Geist ohne Schuldgefühle dem Müßiggang, während ihr Körper sich seiner zurückgekehrten Energie und Jugendlichkeit freute. In den Nächten, in denen Guy nicht da war, schwamm sie nackt über den See und zurück, während Tommy und Frances schliefen. Sie hatte Zeit, das wußte sie jetzt. Bald würde sie sich wieder an ihre Dissertation setzen.

Guys alter Bekanntenkreis, der sich jeden Sommer am See traf, wurde ihrer. Sie wurde Teil des sommerlichen Lebens am See. Irgend jemand machte immer eine Grill-Party. Die jungen Paare beaufsichtigten Horden von Kindern und Scharen von Kleinkindern. Jede Frau hatte ein Kind auf der Hüfte sitzen. Der Abend roch nach verbranntem Fleisch, Hot Dogs und gebrannten Mandeln, und manchmal beißend nach Feuerwerkskörpern. Irgendein Kind weinte immer, und immer hatte sich irgendein Kind Kirschsafte auf die Kleider geschüttet. Die Frauen unterhielten sich über Babys und Kinder und rauchten Zigaretten, selbst diejenigen, die sonst nicht rauchten, um die Mücken zu vertreiben. Die Männer tranken Bier und unterhielten sich über ihre Boote, über die Fußballergebnisse und darüber, wie gern sie länger am See bleiben würden, daß man aber ohne sie im Büro nicht auskam.

Guy freute sich auf seine Wochenenden, die er immer mit Tennis und Wasserskifahren mit Dana und Jeannie vollpackte. Die drei waren zusammen am See großgeworden. Nun schienen sie bewußt diese vergangenen Sommer nachzuspielen, und sie machten viel Aufhebens um diese oder jene Tradition. Sie bemühten sich sehr, Torie nicht das Gefühl zu geben, sie sei ein Neuling oder Eindringling – mehr, als das nötig gewesen wäre. Natürlich kam sie sich so vor, aber es machte ihr nichts aus. Es war eine Tatsache, das war alles. Sie war froh über die Entschuldigung, die das Baby ihr lieferte, lehnte sich zurück und sah zu.

Da Danas Anwaltskanzlei während der Woche ebensowenig ohne ihn auskam wie das Büro irgendeines anderen Mannes oder wie Guys Praxis ohne Guy, pendelte auch Dana. Während der Woche erholte er sich abends mit Guy in der Stadt auf irgendeinem Tennisplatz, im Kino oder bei ein paar Gläsern Bier.

Jeannie hatte es sich angewöhnt, regelmäßig nach dem Mittagessen hereinzuschauen. Während Tommy seinen Mittagsschlaf hielt, schwammen die beiden Frauen träge, sonnten sich auf dem Landesteg und unterhielten sich über Kinder. Jeannie war fünf Jahre älter, und ihre beiden Jungen waren alt genug, um die Gesellschaft anderer Kinder der ihrer Mutter vorzuziehen. Sie interessierte sich besitzergreifend für den kleinen Tommy und genoß ihre Rolle als erfahrene Mutter. Sie spielte mit ihm, und wenn sie ihn zurückreichte, sagte sie unweigerlich: »Ich bin froh, daß er dir gehört.«

An einem besonders heißen Nachmittag auf dem Landesteg, als einige kühle Büchsen Bier die einzige vernünftige Erleichterung zu versprechen schienen, gab Jeannie zu, daß sie sich für den kommenden Herbst nach einer Beschäftigung umsah, nachdem die Jungen sie nicht mehr so unbedingt brauchten wie ein Baby.

»Willst du dir einen Job suchen?«

Jeannie setzte sich aufrecht hin und starrte Torie mit gespielter Entsetzen an. »Um Gottes willen, nein. Dana würde einen Anfall bekommen. Na ja, den eigentlichen Anfall würde sein Vater bekommen.«

Torie schützte ihre Augen mit einem Arm vor der Sonne. »Warum?«

Jeannie lachte. »Du bist gut. Weißt du nicht, daß der Mann das Geld verdienen sollte? Daß der Platz der Frau zu Hause ist?«

Torie rollte sich herum und suchte in der Kühltasche nach dem Öffner. »Gerüchteweise habe ich so was schon gehört.«

»Allerdings«, sagte Jeannie. »Wir wollen schließlich nicht, daß irgend jemand denkt, Danas Kanzlei läuft nicht gut genug, um mir den Lebensstil zu ermöglichen, den ich gewöhnt bin.«

»Um Gottes willen, nur das nicht«, stimmte ihr Torie zu und machte ein kaltes Bier auf. »Was gibt es denn sonst noch?«

»Noch ein Kind«, sagte Jeannie. Sie legte den Kopf zurück und trank den Rest ihrer zweiten Flasche Bier. »Da wir gerade davon sprechen, gibst du mir bitte noch ein Bier?«

Torie lachte. »Irgendwie spüre ich da eine mangelnde Begeisterung für eine weitere Mutterschaftsrunde.«

»Mein Gott, ja«, sagte Jeannie. Sie stieß Torie mit einem Ellbogen an.

Torie richtete sich hastig auf. »Scheiße«, sagte sie. »Jetzt hast du mein Bier verschüttet.« Die kalte Flüssigkeit lief ihr zwischen die Brüste.

»Entschuldigung«, sagte Jeannie und wischte ihr ungeschickt mit dem Handtuch das Bier ab.

Torie schob sie weg. »Laß das, Herrgott noch mal. Es ist kühl.«

»Wie du willst«, sagte Jeannie und zuckte die Achseln. Sie rollte das Handtuch zusammen und legte es sich unter den Kopf. »Es gibt ja auch noch Affären«, sagte sie. »Ich könnte Affären haben.«

Torie kicherte. »Besonders gefällt mir, wie du das gleich im Plural sagst.«

»Aber sicher«, sagte Jeannie. »Halbheiten gibt es bei mir nicht.«

Die beiden Frauen blieben einige Minuten in kameradschaftlicher Stille liegen. In der Kühlbox zog sich das Eis zusammen und knisterte. Jeannie richtete sich auf und ließ die leere Flasche hineinfallen.

»Wer?« fragte Torie.

Jeannie fischte eine Flasche heraus und hielt sie in die Sonne.

»Was?«

Torie freute sich daran, wie das Licht durch die Bierflasche fiel und ihren Inhalt in flüssiges Gold verwandelte. Dabei fiel ihr ein, daß die Flasche, die sie über sich gegossen hatte, noch nicht ganz leer war.

»Wer?« wiederholte sie. »Wer kommt denn für Affären in Frage? Die Männer sind doch alle in der Stadt.«

Jeannie zuckte die Achseln. »Scheiße«, sagte sie. »Ich wußte es doch, daß die Sache irgendwo einen Haken hat.« Sie überlegte eine Minute. »Da wäre Guy«, sagte sie mit einem kurzen Seitenblick zu Torie.

Torie blinzelte zum Himmel. »Ich würde dir raten, werde schwanger, wenn du seine Aufmerksamkeit erregen willst.«

Jeannie kicherte. »Ich bekomme einen Schwips. Das war wirklich ein alberner Witz. Er ist verrückt nach dir.«

»Danke«, sagte Torie. »Schon möglich. Außerdem will ich nicht eine gute Beziehung auseinanderbringen.«

»Du meinst zwischen dir und Guy?«

»Nein, du Dummkopf. Ich meine zwischen Dana und Jeannie.«

»Oh.«

»Ganz genau«, sagte Torie. »Ich meine euch zwei.«

Jeannie richtete sich auf einen Ellbogen auf. »Ich raube dir nur ungerne deine Illusionen, meine Liebe, aber so gut ist die Beziehung auch wieder nicht.«

Torie brummte der Kopf. Zu viel Bier in der heißen Sonne, dachte sie. Warum gehst du nicht heim, Jeannie? Sie sagte aber nichts.

»Dana würde bloß denken, ich wollte es ihm mit gleicher Münze heimzahlen. Ich wette, er würde sagen, gut für dich, Baby. In Wirklichkeit würde das aber bedeuten, daß ich dann genauso wie er wäre.«

Zwei Motorboote, die Wasserskifahrer schleppten, rührten in der Ferne vorbei.

»Du meinst das ernst, nicht wahr?« fragte Torie.

Jeannie nickte schnell. »Warum auch nicht?«

»Ich weiß nicht«, sagte Torie. »Ich weiß nicht.«

Jeannie ließ sich wieder auf ihr Badetuch heruntersinken und rutschte herum, bis sie wieder bequem lag.

»Hör zu«, sagte sie. »Mir bricht es nicht das Herz. Ich bin dahintergekommen, daß Ehebruch nicht tödlich ist. Fang bloß nicht an, Mitleid mit mir zu empfinden. Eines Tages bist du auch an der Reihe.«

»Wie meinst du das?« Torie stützte sich auf einen Ellbogen und starrte Jeannie an.

Jeannie balancierte ihre Flasche auf ihrem flachen Bauch. »Oh, mach dir um Guy keine Gedanken. Er ist nicht Dana. Bei Dana ist

das zwanghaft. Ich kenne Guy schon genauso lange wie Dana. Mein Gott, du kennst doch die ganze alberne Geschichte über das Teenager-Dreieck, und wie ich zwischen den beiden gewählt habe. Sie langweilt dich bestimmt ungeheuer. Vergiß dabei nur nicht, daß das alles vor hundert Jahren war. Ich meine vielleicht, ich hätte einen Fehler gemacht, aber Guy nicht. Er liebt dich wirklich.«

»Danke für die beruhigenden Worte«, sagte Torie. Sie starrte in den wolkenlosen Himmel und fragte sich nicht das erstemal, wie groß die Chancen waren, daß Guy nicht mit Jeannie geschlafen hatte, damals, als sie zwei Ecken von Jeannies berühmtem Dreieck gebildet hatten.

»Aber gern«, sagte Jeannie. »Was ich meine, ist, daß Dana es eines Tages bei dir versuchen wird. Du bist einfach an der Reihe.«

Torie richtete sich auf. »Großer Gott, das meinst du doch nicht ernst? Er ist Guys bester Freund.«

»Doch, doch. Dana versucht es immer bei den Frauen seiner Freunde, früher oder später.«

Torie legte sich auf den Bauch und stützte ihr Gesicht auf die Hände. »Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Für mich war er immer ein großer, freundlicher Bär.«

Jeannie ließ ihre Flasche in die Kühlbox fallen, wo sie klirrend gegen andere stieß.

»Dana wird es bei dir versuchen«, sagte sie mit Bestimmtheit voraus, »und wenn du bist wie alle anderen Weiber, die ich kenne, wirst du ja sagen.«

»Verdammt noch mal, einen Moment«, sagte Torie. Sie war ebenso wütend über Jeannies arrogante Annahme, zu wissen zu glauben, was in ihrem Kopf vorging, wie über die ebenso beleidigende Vorstellung, daß sie – Torie – auch nicht besser sein sollte als die anderen.

Jeannie beruhigte sie mit einer Handbewegung. »Jetzt reg dich nicht auf. Ich weiß doch, wie die Frauen auf Dana reagieren. Leider reagiere ich selbst doch auch so auf ihn.«

Tories Kopf war voller Fragen. War das Verfolgungswahn von Jeannie, und entsprang diese Einbildung der egoistischen Überzeugung, daß ihr Mann unwiderstehlich war? Hatte sie ihm einen Grund geliefert? Sie fragte sich, wieviel Guy davon wußte und warum er ihr nichts erzählt hatte.

Dana hatte sich ihr gegenüber nie anders als freundlich und rücksichtsvoll gezeigt. Sie hatte angenommen, daß die Aufmerksamkeit, die er ihr widmete, das Ziel hatte, ihr ein Zusammengehörigkeitsgefühl mit der Gruppe zu geben, oder vielleicht mochte er sie einfach nur. Entweder hatte er sich verstellt und sie war darauf hereingefallen, oder Jeannie war eine klägliche Gestalt mit einer giftigen Zunge.

Jeannie aber seufzte nur süßlich, rollte sich wie ein Baby ein und wendete sich ab. Nach kurzer Zeit unterbrach sie das Schweigen.

»Entschuldigung. Jetzt habe ich dir wohl die gute Stimmung verdorben.«

»Nein, nein, schon gut«, sagte Torie automatisch. »Ich bin nur erschrocken. Ich komme mir vor, als hätte ich nicht richtig aufgepaßt und hätte etwas übersehen, was ich eigentlich hätte merken müssen.« Sie hob den Flaschenöffner auf und warf ihn in die Kühlbox. »Wenn das wahr ist, wie hältst du das aus?«

»Es *ist* wahr«, sagte Jeannie gereizt. Sie drehte sich um und machte ein Auge auf. »Ich will es dir sagen. Zuerst bist du verletzt. Dann bist du wütend. Du willst es dem Hundesohn zurückzahlen. Dann verachtest du ihn. In diesem Stadium bin ich jetzt. Wahrscheinlich werde ich eines Tages versuchen, mich zu revanchieren. Reden wir nicht mehr darüber.«

Torie setzte sich auf und schob ihre Füße unter ihr Hinterteil. »Eine Frage?«

»Sicher.«

»Warnst du die Frauen deiner Freunde immer so?« fragte sie.

»Ja«, sagte Jeannie. »Es hilft nie etwas.«

Torie starrte auf ihre Hände. Das einzige, was sich änderte, wäre ein zusätzlicher Hauch von Schuld für den Sünder, und ein Quentchen mehr Selbstgerechtigkeit für Jeannie. Scheiße. Doppelt verdammte sollte es sein, das Paar.

»Ich gehe rein«, sagte sie, sprang in das Wasser und schwamm auf die Anlegestelle zu. Sie hatte die Kühlbox hergeschafft. Jeannie konnte sie zurückbringen. Vielleicht würde sie dabei ertrinken. Das war das letzte Mal, daß sie mit Jeannie getrunken und sich gesonnt hatte. Als sich Torie aus dem Wasser zog, war sie nüchterner, aber zur Abwechslung fühlte sie sich vom Wasser nicht sauberer.

Vom Gipfel des Hügels aus ließen die um den Cadillac verteilten Gegenstände ihn wie eines jener stehengelassenen, verrottenden Fahrzeuge aussehen, die im ländlichen Neu-England eine Art Rasenschmuck darstellen.

In dem Lieferwagen schien es kälter als draußen zu sein. Torie stärkte sich mit einem Schluck Bourbon und schob dann die Flasche unter den Sitz, um sie in Sicherheit zu bringen. Als sie den Schlüssel im Zündschloß umdrehte, winselte der Anlasser bloß. Sie mußte mit dem CB-Funkgerät die Batterie fast geleert haben. Als sie leicht auf das Gaspedal trat und den Schlüssel noch einmal im Anlasser drehte, stotterte der Motor, fing sich und ging dann wieder aus. Sie wartete eine Minute, bis sie es noch einmal versuchte. Sie war sehr vorsichtig mit dem Gaspedal, um zu verhindern, daß der Motor absoff. Dieses Mal sprang der Motor an, lief eine Minute, und als sie gerade lächeln wollte, starb er wieder ab.

Einige Minuten lang legte sie ihren Kopf auf ihre Hände auf dem Steuerrad. Ein Gefühl wie kurz vor dem Ertrinken. Sie hatte knapp davorgestanden damals, an dem Tag, an dem India ermordet worden war, bevor Joe Nevers sie aus dem Wasser geholt hatte. Das wäre ihm nämlich nie gelungen, wenn sie mit ihrer Kraft nicht schon am Ende gewesen wäre. Es schien ihr jetzt so weit weg, aber schon damals hatte die Situation eine gewisse abstrakte Qualität gehabt. Keine Angst, kein Schrecken, keine Panik. Keinerlei Emotionen. Nur die Ruhe und das sichere Wissen, daß sie es allein nicht schaffen würde. Und es hatte ihr nichts ausgemacht.

Sie hatte nur wegen David weitergemacht, genau so, wie sie jetzt nur für Joe Nevers weitermachte. Sie versuchte es noch einmal. Der Motor erwachte mit einem Brüllen zum Leben, und genauso ging es mit ihrer Hoffnung für den alten Mann. Sie konnte noch immer gewinnen. Sie tastete unter dem Sitz nach dem Hebel für die Seilwinde. Er war einfach zu finden, aber von ihrer Position aus nicht zu bewegen. Sie konnte ihn nicht richtig packen. Sie rutschte unter das Steuerrad und hockte sich zwischen den Pedalen und dem Vordersitz mit der Wange an der Polsterung auf den Boden. Sie brauchte beide Hände.

Sie zog sich auf den Sitz und wurde von einem Anfall von Schüttelfrost überfallen. Als sie das Heizungsgebläse einschaltete, wurde sie von kalter Luft angeblasen. Sie tastete unter dem Sitz nach der

Flasche. Eine Weile später fühlte sie sich besser. Sie löste die Handbremse, trat die Kupplung und legte einen Gang ein. Die Kupplung knirschte, und der Wagen bockte kurz und warf ihren Kopf an die Rückenlehne. Sie ließ ihn Meter um Meter langsam vorwärts fahren und schlug dabei vorsichtig das Steuerrad scharf nach rechts in die Einfahrt ein. Die Reifen gruben sich hungrig in den Schnee. Die Masse des aufgewehten Schnees schob sich träge zurück. Zum erstenmal war sie dankbar für den Schnee.

Die Neigung der Einfahrt war heimtückisch, mit Schnee zugeweht, der inzwischen hart geworden war, eisig und vom Regen mit einer Lasur überzogen. Darunter gurgelte das Schmelzwasser. Sie packte das Steuerrad fest und wehrte sich dagegen, daß der Wagen den Hang hinabrutschte. Der Schnee drückte sich unter seinen Rädern zu blankem Eis zusammen. Das Gewicht des Lieferwagens arbeitete gegen sie. Die Reifen begannen, ihren dürftigen Halt zu verlieren. Der Wagen wollte sich durchsetzen, sie fühlte es. Er wollte von der Straße herunter schnurstracks den Hang hinunterrutschen, wo die Einfahrt die erste S-Kurve machte. Sie ließ ihn Stückchen um winziges Stückchen hinunter, hielt ihn fest in der Hand und drehte seine Nase in die Kurve. Sie brauchte lange, bis sie schwitzend und mit zittrigen Händen den Wagen um die Kurve gebracht hatte. Dann zog sie die Handbremse an und ruhte sich aus.

Der Cadillac stand direkt vor ihr in den Schneewehen bei der zweiten Kurve. Sein Heck ragte in die Luft, wie um dem Lieferwagen seine Bereitschaft zu zeigen. Im Lauf der Jahre hatte sie es erlebt, wie Joe Nevers ihren Wagen aus zahlreichen Straßengraben und Banketten gezogen hatte. Hinten in dem Lieferwagen lagen ebenso wie im Schnee vor dem Kofferraum des Cadillacs Ketten für diese Operation. Sie hatte den unbestimmten Plan, den Cadillac mit Ketten an dem Lieferwagen festzumachen und dann das Heck der Limousine hoch genug zu heben, um den alten Mann befreien zu können. Dann würde sie natürlich den Lieferwagen benutzen, um ihn wegzubringen. So weit war sie schon gekommen, und vielleicht war das ein Beweis dafür, daß sie immer noch Energie besaß. Sie war sich über die mechanischen Aspekte ihrer Befreiungsoperation mit den Ketten nicht ganz im klaren, aber sie war sicher, daß sie dahinter schon kommen würde, wenn der richtige Augenblick da war. Das Problem, wie sie den Lieferwagen in die richtige Position bringen könnte,

machte ihr mehr Sorgen. Sie würde an dem Cadillac vorbeifahren und dann den Hügel rückwärts wieder hinauffahren müssen, beschloß sie.

Vorsichtig löste sie die Handbremse und ließ den Wagen noch ein paar Fuß weiter den Hang hinunterrutschen. Er wurde schneller; sie spürte sein Gewicht, das sie bergab schob und das mit jedem Zentimeter an Kraft gewann. Als sie meinte, sie hätte den Lieferwagen in der richtigen Richtung in der zweiten Kurve, um an dem Cadillac vorbeizukommen, ließ sie noch ein wenig locker. Er wollte schneller werden. Sie spürte, wie die Reifen zu rutschen begannen, und trat hart auf die Bremse. Der Lieferwagen bockte und kam ins Schleudern. Sie verlor ihren Griff am Steuerrad. Sofort machte der Wagen einen Satz nach vorne und warf sie über das Steuerrad gegen die Windschutzscheibe.

Sie prallte mit der Nase dagegen. Blut spritzte auf das Glas und das Armaturenbrett, machte Flecken auf das Steuerrad und lief auf ihren Nerz. Instinktiv hob sie die Hände zum Gesicht und griff dann wieder nach dem Steuerrad, als sie merkte, daß der Wagen zu rutschen begann und außer Kontrolle geriet. Die Steuerung schlug um, und die Reifen zogen ihr das Steuerrad durch ihre blutigen Finger.

Ihr Blick verschwamm zu einem glatten, roten Nebel aus Schmerz, und sie tastete mit ihren Stiefeln auf dem Boden nach den Pedalen. Was ihr linker Fuß schließlich fand und in Panik voll durchtrat, war der Gashebel. Die plötzliche Benzinzufuhr ließ den Wagen einen so heftigen Satz nach vorne machen, daß sie ein zweites Mal gegen die Windschutzscheibe prallte. Die Schaufel des Schneepfluges schob sich durch die letzten Schneewehen und rammte Schnee gegen und unter die hintere Stoßstange des Cadillacs. Torie wurde zuerst auf den Sitz und dann auf den Boden geschleudert, während der Lieferwagen durch den Aufprall heftig zitterte. Kreischendes Metall bäumte sich auf, als die Motorhaube des Cadillacs unter dem Stamm der Eiche hochgeschoben wurde, und an der hinteren Stoßstange schrammten die messerscharfen Kanten der Schneedecke entlang.

Torie rollte sich unter dem Armaturenbrett ein. Der Motor heulte empört. Plötzlich schaltete sich die Heizung an und blies ihr heiße Luft über das blutige Gesicht.

»Scheiße«, sagte sie.

Die Bourbon-Flasche kam lässig unter dem Sitz hervorgerollt und blieb an ihrer Hand liegen. Sie tätschelte sie liebevoll.

### ❧ Sommer 1941 ❧

Sie hatte sich eine Flasche Champagner aus einem der Kühlfächer unter der Bar geholt und begann, den Drahtverschluß aufzuziehen.

»Bitte«, sagte jemand hinter ihr. »Wenn Sie gestatten.« Sie dachte, es sei der Barmixer, der sich etwas aus der Küche geholt hatte oder aus dem Bad zurückkam. Sie fuhr herum und schwankte dabei gefährlich auf ihren hohen Absätzen. Sie sah einen breiten Brustkorb in einem Frackhemd vor sich, ließ ihren Blick nach oben wandern und blickte Guy Christopher ins Gesicht. Er war im Internat einer der Zimmergenossen ihres Bruders und war dazu verdonnert worden, bei der Hochzeit auszuhelfen. Sie hatte ihn vor der Zeremonie, ja sogar seit mehreren Jahren, nicht mehr gesehen. Er hatte nicht an der Probe am vorausgegangenen Nachmittag teilgenommen, aber nach einem Bericht von Tom über die Junggesellenparty nach der Probe hatten sie sich beide betrunken. Sie hätte sich das selbst denken können; Guy war ungepflegt und hatte rote Augen. Sein Smoking hing an ihm wie an einer Wäscheleine. Der leicht heruntergekommene Eindruck stand ihm gut. Wo ein gewisser Grad von Unordentlichkeit zu finden war, konnte man hoffen, ein menschliches Wesen in den Kleidern vorzufinden.

Nachdem er die Flasche von ihrer Drahtkapuze befreit hatte, wickelte er ein Bar-Handtuch darum und drückte mit beiden Daumen vorsichtig auf den Korken.

»Erinnern Sie sich noch an mich?« fragte er. »Guy Christopher.«

Sie gab vor, eine Sekunde lang überlegen zu müssen. »Ach, richtig«, sagte sie. »Natürlich.«

Ein Lächeln huschte über sein Gesicht und zog Falten in seine Grübchen.

Sie wurde rot, weil sie die Erinnerung an boshafte pubertäre Überlegungen zu diesen Grübchen nicht unterdrücken konnte. Er mußte sie gezielt einsetzen. Zu viel, und man würde ihn für einen grinsenden Idioten halten, und die anderen Jungen würden ihn gnadenlos verspotten. Zu wenig, und es könnte der Verdacht aufkommen, etwas

sei ihm peinlich. Genau richtig, und die Mädchen würden kichern und nervös werden.

Damals hatte sie ihn als nichts weiter als noch einen von Toms Freunden im Ungeheuer-Format abgetan, zu schnell gewachsene Athleten, die außerhalb ihrer Sportplätze und Spielfelder eigenartig ungeschickt waren, besessen von ihrem Sport, von ihrer Sauferei und den sexuellen Erfahrungen, die ihnen zum größten Teil fehlten. Eitel waren sie alle, eitel bis zur Albernheit, kämmten ständig ihr Haar, polierten sich die Schuhe, forderten sich gegenseitig zu irgendwelchen Wettkampfleistungen heraus und stellten Spekulationen darüber an, wie sich ihr Imponiergehabe auf die Mädchen auswirkte, die sie kannten. Guy war zwar damals – wie auch jetzt – weniger der typische mit Muskeln überladene Holzkopf, aber das hatte sie als Heuchelei abgetan und behauptet, er versuche nur, sich wie ein menschliches Wesen aufzuführen. Plötzlich erkannte sie nun, daß sie damals ein alberner, großsprecherischer, hochnäsiger, verzogener Teenager gewesen war, und wünschte sich, Guy Christopher hätte sich nicht an sie erinnert.

»Fast hätte ich dich nicht erkannt«, sagte er weiter.

Der Korken flog mit einem leisen Plopp auf den Rasen. Sie holte zwei Gläser hinter der Bar und hielt sie ihm hin, und er goß den Sekt hinein.

»Ich hatte Sie so im Kopf, wie Sie auf dem Bild ausgesehen haben, das Tom in der Schule hatte.«

Torie war völlig am Boden zerstört, und jede Hoffnung auf einen neuen Anfang war dahin. Sie erinnerte sich nur zu gut an das Foto. Porträt einer unbedeutenden Miesmacherin.

Guy hob sein Glas. »Auf Tom und Betsy«, sagte er.

Sie stießen ernsthaft an, und ihre Gläser klingelten. Torie sah zum Himmel hoch. Er war völlig von bedrohlich rollenden Wolken überzogen. Die Luft war still und schwer, und sie trug die Stimmen der Hochzeitsgäste und die Musik der Kapelle über den breiten Rasen. Sie berührte ihr Haar, das sehr gegen ihren Willen zu einer Pagenfrisur zurechtgemacht worden war. Es neigte dazu, sich bei der geringsten Luftfeuchtigkeit zu kleinen Locken einzurollen. Das Satinkleid, das ihr als Brautjungfer aufgezwungen worden war, klebte an ihrem Rücken unten und zwischen den Schulternblättern an, und die Schweißblätter unter ihren Achselhöhlen waren bereits feucht.

»Zumindest schön kalt ist er«, sagte Guy nach einem Schluck Champagner. »Ich hasse es, wenn er warm ist.«

Er war tatsächlich wunderbar kühl und trocken.

»Wollen wir tanzen?« fragte er.

Sie machte einen übertriebenen Hofknicks. Er lachte und zuckte sofort zusammen, als bekäme er davon Kopfweh.

Er erwies sich als guter Tänzer, besser als sie erwartet hatte, wenn ihn auch der Zustand seines Kopfes etwas ablenkte. Sie tanzten an ihrem Bruder Tom vorbei, der mit Tories Mutter tanzte; sie lächelte ihnen glasig zu.

»Meine Mutter ist total hinüber«, sagte Torie.

Guy sah zu ihrer Mutter hinüber. Theresa Hayes stolperte, wurde von Tom aufgefangen und lachte.

»Tatsächlich«, sagte Guy. »Na ja, es ist ja auch ein großer Tag.«

»Sie hat sich schon lange darauf gefreut«, sagte Torie.

Guy nickte. Sie fragte sich, ob er von Tom oder einen seiner Freunde erfahren hatte, daß ihre Eltern nicht mehr auf Cocktail-Partys gingen, weil Theresa nicht mehr aufhören konnte, wenn sie einmal angefangen hatte. Wahrscheinlich ja.

Sie setzten sich wieder an einen Tisch am Rand der Party und tranken noch ein Glas Champagner. Sie machte sich nicht die Mühe, ihn in eine Unterhaltung zu verwickeln; er wollte offensichtlich nur ruhig dasitzen und seinen Kater auskurieren.

Betsy tanzte mit ihrem Vater, und Tom mit Betsys Mutter. Tories Eltern tanzten miteinander, und ihr Vater hielt ihre Mutter sehr vorsichtig, als habe er Angst, sie würde zerbrechen. Betsys Schwester Molly, die auch Brautjungfer gewesen war, tanzte mit ihrem Verlobten. Wie Betsy vor ihr hatte sie ihren Eltern versprochen, nicht zu heiraten, bevor sie im nächsten Juni mit dem College fertig war. Sie und ihr Verlobter, schon der zweite, nachdem der erste im vorausgegangenen Februar den Laufpaß bekommen hatte, nutzten die lockere Atmosphäre dazu, beim Tanz ab und zu leidenschaftliche Küsse zu tauschen.

Nach einer Viertelstunde hielt ihr Guy wieder die Hände hin, und sie tanzten noch einmal.

»Danke«, sagte er, während er sie an sich zog.

»Wofür?«

»Kein Geplapper«, sagte er. Über den Backenknochen wurde er rot.

Sie grinste, weil es ihm peinlich war. »Hey, ich hatte auch schon mal einen Kater.«

Er sah sie an und zog eine Augenbraue hoch. »Wirklich?«

Sie zuckte die Achseln. Sie hatte es nicht nötig, ihm irgend etwas zu beweisen.

»Warum nicht?« fragte sie. »Ich an Ihrer Stelle hätte nicht erwartet, von mir in Ruhe gelassen zu werden.«

»Sie meinen, Ihre Nummer als kleines Mädchen mit der Locke genau mitten in der Stirn?«

Sie sah ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Seien Sie nicht zu sicher, daß *die* Nummer nicht gespielt ist.«

»Dafür sind Sie zu alt, Mädchen«, sagte Guy und wirbelte sie herum. »Ich habe es als meine Pflicht betrachtet, Sie ein wenig aufzupolieren.«

»Das hört sich ja geradezu unanständig an«, sagte Torie.

»Außerdem«, sagte Guy hinter vertraulich vorgehaltener Hand, »hatten Sie die nächste Flasche.«

Torie lachte.

Tom kam mit Betsy vorbei und gab Torie einen Klaps auf den Po. Sie rieb ihn sich und streckte Tom die Zunge heraus. Guy lachte und schüttelte den Kopf.

Sie bemerkte das. »Geht es Ihrem Kopf besser?«

Er nickte. »Ich bekomme sogar schon wieder einen Schwips.«

»Na ja, es ist ja auch ein großer Tag«, verspottete sie ihn mit feierlichem Gesicht.

Es war tatsächlich ein großer Tag. Über der Hochzeitsgesellschaft zogen sich die Gewitterwolken zusammen. Die Hitze, die Elektrizität des bevorstehenden Gewitters in der Luft, die förmliche Kleidung, die für die hohe Temperatur unpassend war, das unausgesprochene Eingeständnis, daß die Welt bald in Kriegswirren gestürzt werden würde, und reichliche Alkoholvorräte, all das machte die Party zu einer denkwürdigen, lebhaften Party.

Torie hielt sich zurück; hauptsächlich wollte sie Guy damit beweisen, daß sie eine reife junge Frau war, die es nicht nötig hatte, sich bis zur Übelkeit zu betrinken, bloß weil die Gelegenheit dazu da war. Die Anstrengung war jedoch verschwendet. Er hatte selbst nicht solche Bedenken und schien vielmehr entschlossen, seinen Kater dadurch zu kurieren, daß er ihn laufen ließ. Er nimmt eine Anleihe

auf, und später muß er die Zinsen dafür bezahlen, dachte sie und beobachtete ihn belustigt. Das gab ihr trotz des Vorteils seiner Jahre ein gewisses Gefühl von Überlegenheit.

Sie war überrascht, als er zwischen Zigaretten, neuen Champagnergläsern und Anstandstänzen mit den Brautjungfern, den Müttern und drei Tanten zu ihr zurückkam.

»Das müssen Sie nicht«, protestierte sie, als er sich albern vor ihr verbeugte und theatralisch einen imaginären Hut abnahm.

»Mund halten«, sagte er und nahm ihre Hand.

Mit einem Arm um ihre Taille stupste er sie unter ihr Kinn. Er blinzelte hektisch.

»Was meinst du?« fragte er, unmerklich zum Du übergehend. »Ob der alte Tom und Betsy wohl das Richtige getan haben?«

»Pech für sie, wenn nicht«, sagte sie. »Mir ist es auf jeden Fall recht. Vielleicht hören sie jetzt auf, den ganzen Sonntag auf dem Balkon heranzuknutschen. Geradezu peinlich war das.«

Guy grinste. »Mann, du bist vielleicht eine knallharte Alte.«

Sie vergrößerte den Abstand zwischen ihnen. »Sag nicht Alte zu mir.«

Er wurde etwas nüchterner. »Entschuldigung.«

Sie zuckte die Achseln. »Nicht schlimm. Es ist noch gar nichts im Vergleich dazu, wie Tom mich manchmal genannt hat.«

Guy schüttelte den Kopf. »Ich bin ein Einzelkind und komme mit diesen Beziehungen zwischen Geschwistern nicht klar. Wäre es nicht einfacher, wenn man sich vertragen würde?«

»Oh, das tun wir doch. Auf unsere Art.«

»Gut«, sagte er. »Es ist also alles nur gespielt?«

»Fast immer. Außerdem sind wir dafür allmählich zu alt. Ich meine, ich kann schließlich nicht herumlaufen und mit meinem verheirateten Bruder streiten, oder?«

»Natürlich nicht.« Er kam aus dem Schritt. »Verzeihung. Habe ich dir auf die Füße getreten?«

»Nur leicht.«

Er zog sie etwas enger an sich. »Du bist ein hübsches Mädchen. Wenn ich dein Bruder wäre, wäre ich nicht gemein zu dir.«

»Du wirst betrunken, merkst du das?«

»Und du kannst kein Kompliment vertragen, merkst du das?« Er richtete seinen Blick mit etwas Mühe auf sie.

»Entschuldigung«, sagte sie und meinte es ehrlich.

Die Musik wurde leiser und hörte auf. Es folgte eine Pause, die Guy dazu benützte, den Rest seines letzten Drinks auszutrinken, und dann tanzten sie weiter. Es war ein langsames, romantisches Musikstück, das den älteren, verheirateten Paaren die Gelegenheit bot, nostalgische Erinnerungen aufzufrischen, während die jüngeren Paare Gelegenheit erhielten, ihre eigenen Erinnerungen zu schaffen.

Torie legte ihren Kopf auf Guys Schulter. Es war eine beruhigende Schulter, breit und muskulös und erinnerte sie an ihren Vater und Bruder, die für sie der Maßstab für alle Männer waren. Seine Arme legten sich fester um sie, als hätte er Angst, sie könnte ihm entkommen, oder als käme ihm das ebenso natürlich vor wie ihr.

Diese Stimmung einer jungen Romanze wurde jedoch abrupt von einer Entwicklung unterbrochen, die aus einer kruden Farce hätte stammen können. Torie registrierte, daß zwischen ihnen etwas wuchs, das zwar in direkter Beziehung zu der Romanze stand, jedoch kaum als junge Liebe bezeichnet werden konnte. Guys Wahrnehmungsvermögen war zwar durch den Alkohol etwas abgestumpft, aber trotzdem bemerkte er es einen Augenblick vor ihr. Er zuckte von ihr weg, seine helle, durchscheinende Haut färbte sich dunkelrot, und dann zog er sie wieder an sich. Die lästige, lokal begrenzte Versteifung schien sich auch in eine unglückliche Ungeschicktheit in ihrem Tanzstil zu übertragen.

»Verdammt, das tut mir leid«, murmelte er. Seine Hände waren naß vor Schweiß.

Torie focht einen heftigen inneren Kampf aus, um ihren Lachreiz zu unterdrücken. Sie meinte, an der banalen Komik schier ersticken zu müssen.

»Macht nichts«, japste sie.

Dann verließen sie für den Augenblick alle vernünftigen Überlegungen.

»Verdammt noch mal«, Guy knirschte mit den Zähnen.

Torie merkte an der Spannung in seinem Körper, daß er vor ihr fliehen würde, wenn er das könnte. Im Augenblick aber war ihm das zu peinlich.

Tom schwebte mit der ihn bewundernden Betsy im Arm vorbei.

»Unmöglich«, sagte er. »Könnt ihr beiden euch nicht beherrschen?«

Torie warf ihm einen sengend heißen Blick zu. Er verstand sofort, daß er den falschen Satz zur falschen Zeit gesagt hatte und tanzte hastig mit Betsy weiter.

Guys Gesicht war eine Maske. Seine Hände auf ihrer Schulter und auf ihrem Rücken zitterten.

»Das war nur ein Witz«, murmelte Torie. »Er kann nichts gesehen haben.«

Guy sah sie an. Er war mehr als bereit, sie beim Wort zu nehmen. Als er sah, daß sie sich nicht über ihn lustig machte, schien er sich etwas zu entspannen.

Torie versuchte verzweifelt, sich etwas zu überlegen, wie sie ihm helfen konnte. Niemand hatte sich bisher mit ihr über unpassende Erektionen unterhalten. Sie nahm an, daß ein Guß mit kaltem Wasser oder ein Glas Champagner einen diminutiven Effekt haben würde, aber wie peinlich, wenn er mit einem nassen Fleck in der Hose herumlaufen müßte.

Dann aber schien ihr, als wollte sich das Problem von selbst lösen. Guy seufzte erleichtert auf. Kaum war der Tanz zu Ende, ließ er sie los, murmelte eine Entschuldigung und floh an die Bar.

Sie nahm sich ein Glas Champagner von einem vorbeigetragenen Tablett und ließ sich an den nächsten Tisch mit Sonnenschirm sinken.

»Was habe ich gesagt?« sagte Tom.

»Auf jeden Fall zu viel, verdammt noch mal«, fuhr sie ihn an und beruhigte sich mit einem Schluck eiskaltem Sekt.

»Auf jeden Fall tut es mir leid«, entschuldigte er sich. »Ich wollte dir die große Romanze nicht kaputtmachen.«

»Eine Romanze war es eigentlich nicht«, sagte sie. »Groß allerdings schon.«

Als sie in Toms verständnisloses Gesicht hochsah, konnte sie sich nicht mehr halten und brach in lautes Gelächter aus. Sie unterdrückte es, so schnell sie konnte, weil sie fürchtete, Guy könnte sie hören oder sehen und dann denken, sie lachte über ihn.

Tom setzte sich neben sie. »Es regnet bald«, sagte er und machte eine Handbewegung zum Himmel hin.

Torie brauchte nicht hochzusehen. Die Wolken hatten die Sonne bedeckt und alles mit Schatten überzogen. Die schwere Luft wurde von dem ersten Donnern erschüttert, das noch tief aus den Wolken

kam, wo die Blitze versteckt waren. Ein plötzlicher Windstoß fuhr durch die Gesellschaft, riß Hüte herunter, wehte Servietten weg und ließ ein Kielwasser von Schreien halbbetrunkener Frauen zurück. Die Mitglieder der Band brachten ihre Notenblätter in Sicherheit und begannen, ihre Instrumente einzupacken. Die ersten Gäste strömten über den Rasen auf das große Haus zu. Einige suchten Schutz in dem Zelt, in dem die Zeremonie vollzogen worden war, flohen aber fast sofort wieder vor der darin gestauten Hitze und der erdrückenden Luft.

Torie sah zu, wie die Gesellschaft wie trockene Blätter im Herbst über das Gras zog, bis der Rasen leer war. Tom setzte sich in Bewegung, drehte sich um, um ihr etwas zuzurufen, aber der Wind ertränkte seine Stimme. Sie trank bedächtig ihr Glas aus, behielt es in der Hand und wanderte langsam auf den Rasen hinaus. Der Regen fiel ihr zuerst wie Tränen auf das Gesicht, aber dann kam er in einer Flut, die sie innerhalb von Sekunden bis auf die Haut durchnäßte. Sie trat ihre hochhackigen Schuhe weg, tanzte eine Pirouette in dem Wolkenbruch und hielt dabei ihr Sektglas hoch in die Luft. Dann warf sie es weg. Es landete auf dem regennassen Gras, ohne zu zerbrechen. Sie stieß einen Jubelruf aus und schlug ein Rad in dem nassen Gras – ein Wirbel von Beinen und Petticoats.

Kraftlos stürzte sie auf den Harschschnee. Es tat ungefähr so weh, wie sie erwartet hatte. Die scharfen, eisigen Kanten schürften ihr die Haut von den wenigen Stellen, an denen sie bisher noch heil gewesen war. Die Kälte wirkte sich jedoch Gott sei Dank betäubend aus. Sie kratzte einen Haufen schmutzigen Schnee zusammen und zuckte kurz, als sie sich das Blut von ihrem klopfenden Gesicht wusch, das durch das Heizungsgebläse des Lieferwagens zu einer Maske erstarrt war. Sie wagte es nicht, ihre Nase zu berühren, um sich zu überzeugen, ob sie gebrochen war. Sie konnte nicht durch sie atmen, und außerdem tat sie höllisch weh. Sie steckte sich etwas von dem angeschmuddelten, metallisch schmeckenden Schnee in den Mund, um sich die Kehle zu befeuchten. Sie tastete sich weiter im Gesicht herum, soweit sie es ertragen konnte. Einen Moment lang milderte dieser Behelfs-Eisbeutel die brennenden Schmerzen ihrer Schürfwunden im Gesicht.

Sie arbeitete sich um das Heck des Lieferwagens herum, weil das kürzer war als um den Cadillac. Nachdem sie erst einmal die Einfahrt erreicht hatte, machten ihr die Reifenspuren des Lieferwagens und die Fußspuren des alten Mannes sowie ihre eigenen den Weg leichter. Dann kam sie wieder auf die Schneekruste, auf der sie nur an der Fahrerseite des Lieferwagens wie ein trockenes Blatt an einem winterlichen Strand entlang rutschen konnte. Wo die Stoßstangen der beiden Fahrzeuge sich ineinander verfangen hatten, kauerte sie sich nieder und vergrub ihren Kopf in ihren Armen.

Sie wartete und lauschte. Sie konnte den alten Mann nicht atmen hören. Sie glitt unter den Cadillac wie ein Ertrinkender unter die Wasseroberfläche.

Die Unterseite des Autos, die durch die Kollision mit dem Lieferwagen höher geschoben worden war, bildete das Dach einer Höhle mit einem großen Eingang. Das Licht reichte bis in ihre hintersten Ecken und wurde vom Schnee zurückgeworfen. Der Lieferwagen hatte eine Menge Schnee unter den Cadillac geschoben und den Raum halb ausgefüllt, den sie dadurch ausgehöhlt hatte, daß sie sich hinein- und herausgerollt hatte, um sich um den alten Mann zu kümmern. Er hatte ihm Kopf und Schultern bedeckt.

»Scheiße«, sagte sie.

Sie krallte ihm Schnee vom Gesicht, damit er Luft bekam. Mit einer Hand auf seiner Brust, in drei Inch Schnee über der Deckenrolle um ihn, spürte sie das Rasseln seiner Lungen und wagte es selbst wieder Luft zu holen.

Sie sah sich noch einmal um. Es sah aus, als läge er frei. Zwischen dem Rand des Autos, der hinteren Wand ihrer selbstgemachten Höhle und dem von dem Lieferwagen hereingeschobenen Schnee konnte sie Licht sehen. Nachdem sie schnell um seine Beine herumgetastet hatte, hatte sie den Beweis, daß er nicht mehr festgehalten wurde.

Die Decken hatten die Temperatur des Schnees angenommen und waren steif geworden, als die Feuchtigkeit in ihnen gefroren war. Als sie sie berührte, war es, als seien sie aus kaltem Stein.

Der alte Mann hustete.

»Jesus«, krächzte sie.

Sie warf sich über ihn und wischte den Schnee von ihm herunter.

Er öffnete die Augen und sah sie an, als seien sie sich gerade zufällig in der Post begegnet. Er drehte höflich den Kopf zur Seite und

hustete wieder. Sie spürte durch die Decken bis zu ihrem Körper, wie es ihm in den Lungen rasselte. Sein Gesicht hatte die Farbe von Schnee angenommen. Seine Haut war naßkalt, und sein Atem ging schwer.

»Scheiße«, sagte sie. »Die Arbeit ist erst halb getan. Ich muß Sie reinschaffen.«

Er rang sich ein gequältes Lächeln ab und versuchte zu sprechen, bekam aber nur ein ersticktes Geräusch heraus, das ihnen beiden Angst machte.

»Mund halten«, sagte sie. »So weit habe ich es schließlich geschafft, oder?«

Sein Körper unter ihr zitterte. Danach zu urteilen, wie sich sein Gesicht in Falten zog, vermutete sie, daß er lachte. Es sei denn, er hatte gerade einen Schlaganfall oder versuchte, sie von sich herunterzubekommen. Der Gedanke allein ließ sie auf eine Seite rutschen und die Decken dabei mitnehmen.

Eine knotige Hand schnappte schwächlich nach ihnen. Die Anstrengung ließ ihn grunzen.

»Ahhh«, sagte er.

»Ich weiß, daß Ihnen kalt ist«, sagte sie. »Aber noch nicht so kalt, wie wenn Sie tot wären.«

Sie breitete die Decken so flach aus, wie sie das auf dem unebenen Boden konnte, streckte sich auf ihnen aus und rollte sich vorsichtig darauf zu der Kante, die am nächsten bei ihm war. Sie faßte nach ihm. Er schien sofort zu verstehen, was sie vorhatte, und streckte langsam seine Arme nach ihr aus. Es war keine Kraft mehr in ihm, und kein Feuer. Schließlich machte sie es notgedrungen praktisch allein. Sie zog sich eng an ihn und wuchtete ihn dann allein mit ihrer Kraft auf sich. Er starrte in angenehmer Überraschung mit aufgerissenen Augen auf sie herab. Ein weiterer Versuch zu lachen schüttelte seinen Körper.

Sie selbst lachte auch, stieß dabei gegen ihn, zur Abwechslung froh darüber, daß sie auf dem Rücken lag. Die Tränen, die ihr herausliefen, kullerten in fast unsichtbaren Bächen zu ihren Ohrläppchen. Sie lag ruhig unter ihm.

»Das letzte Mal, daß Sie auf einer Frau liegen«, keuchte sie. »Und für mich ist es das letzte Mal, daß ich unter jemand liege.«

Dann drückte sie nach oben, schob ihn von sich herunter und auf die Decken. Der Atem fuhr in einem überraschten Pfeifen aus ihm heraus.

Sie kroch über ihn. Eine Hand packte ihre und hielt sie fest. Sie hielt kurz an, um sie mit der nachlassenden Kraft, die ihr noch blieb, zu drücken, und dann reichte sie zurück über ihn und zog die gegenüberliegende Ecke der Decke über ihn. Mit zwei zügigen Bewegungen hatte sie ihn, eingerollt wie Erdbeeren mit Sahne in einem Crêpe, am offenen Ende der Cadillac-Höhle liegen.

Dort ließ sie ihn liegen. Sie zog ihren Pelzmantel aus, holte sich eine alte Plane von der Ladefläche des Lieferwagens und warf sie unter den Cadillac. Wieder unter dem Wagen, bedeckte sie ihn vollständig damit.

»Ich brauche nur eine Minute dazu«, sagte sie. »Ungefähr so lange, wie man von Ihnen im Bett erwarten kann. Ich bezweifle allerdings, ob man jetzt überhaupt noch etwas von Ihnen erwarten kann. Ich meine, was man früher erwarten konnte.«

Sie schob einen Arm unter seine Schulter, hielt ihm die Plane mit der anderen über das Gesicht und wuchtete wiederholt nach oben, bis die Schwerkraft ihr die Arbeit abnahm und er, von seinem eigenen Gewicht geschoben, mit dem Gesicht nach unten auf die Plane fiel. Er drehte den Kopf zur Seite, um zu husten und Luft zu holen. Danach mußte sie ihn wieder auf den Rücken drehen. Sie tastete vorsichtig seine Seite ab, wo das Auto ihn festgenagelt hatte. Es schien keine sichtbare Wunde, auch kein Knochenbruch zu spüren zu sein, nur eine starke Schwellung. Er zuckte von ihrer Berührung zusammen; zweifellos war sie schmerzhaft für ihn. Wenn seine Verletzungen nicht ausreichten, um ihn umzubringen, konnte der Schock das erreichen, oder die Unterkühlung, oder sein Herz konnte wie der Cadillac aus dem Gleichgewicht geraten und ihm den Dienst versagen.

Sie wendete ihren Pelzmantel auf links, wickelte ihn darin ein, zog die Schnüre der Plane über ihm zusammen und band sie fest, damit er nicht herausrutschte. Dann zog sie ein Stück Seil in der Nähe seines Hinterkopfes wie das Zugseil eines Kinderschlittens durch. Sie tauschte die alten Arbeitshandschuhe aus dem Kofferraum des Cadillacs gegen ein ebenso fettiges, zu großes Paar aus dem Werkzeugkasten im Fahrerhaus des Lieferwagens, wickelte das Seil um ihre

Hände und zerrte ihn langsam den Graben neben dem Cadillac entlang.

Wo die beiden Fahrzeuge sich berührten, war eine höhere Stelle im Schnee. Als sie oben war, kroch sie hinter ihn und stieß ihn, so daß er auf die Einfahrt hinunterrutschte. Von da aus zeigten ihr die Fußspuren den Weg zum Haus, und sie führten alle bergab. Sie setzte einen Stiefel vor den anderen und zog den improvisierten Schlitten den Hügel hinunter zum Feuer.

Es half ihr, daß die Stufen zum Balkon recht niedrig waren. Joe Nevers hatte sie von Schnee gereinigt, was ihre Arbeit schwerer machte. Die zersprungene Glasur aus Eisregen auf den Stufen half ihr kaum dabei, ihn zur Hintertür zu schaffen.

»Ich tue ja schon mein Bestes«, sagte sie gereizt zu ihm, obwohl er sich während des beschwerlichen Wegs nicht beschwert, nicht einmal unwillkürlich gestöhnt hatte.

Der Schneeregen fiel auf das Gesicht des alten Mannes und sammelte sich wie Tränen in seinen Augenhöhlen. Er mochte noch so schnell blinzeln, er konnte trotzdem nicht damit Schritt halten.

Sie sah zurück, wo sie gewesen waren.

Der Cadillac und der Lieferwagen erinnerten sie in ihrer exzentrischen Umarmung an die großen, schwarzen Ameisen im Sommer. Sie hatte es oft erlebt, wie eine die Leiche einer anderen getragen hatte. Als Kind hatte sie sich vorgestellt, daß sie hier ein Ritual beobachtete und eine Träger-Ameise eine Tote zu einem Ameisenbegräbnis brachte. Die unangenehme Wahrheit aber, wie sie im Lauf der Zeit erfahren hatte, war, daß die Ameisen Kannibalen waren. Ein köstlicher Witz.

Der Schnee war zertrampelt, die vom Wind geformten Dünen waren ebenso ruiniert wie die leblosen Fahrzeuge. Er hatte schon länger gelebt, als ihm zustand. In einer Woche würde alles vorbei sein, Gott sei Dank. Es wäre gut, wenn in diesem Frühjahr die Schneeschmelze wie so oft ein Stück Hang in das Wasser tragen und den Cadillac und den Lieferwagen dabei mitnehmen würde. Der Wunsch entsprach den Begräbnis-Gepflogenheiten der meisten Kulturen, bei denen der am meisten geliebte, nützlichste oder wichtigste Besitz des Verstorbenen mit der Leiche in das Grab oder die Gruft gegeben wurde. Der See wäre eine ausgezeichnete Ruhestätte, und er würde sie in Würde

zudecken. Wenn er gut genug für ihre Tochter India gewesen war, war er auch gut genug für sie.

Sie hakte dem alten Mann die Hände unter die Achselhöhlen und schleifte ihn über die Schwelle.

»Ich bin eine Begräbnis-Ameise«, sagte sie pathetisch und brach in Gelächter aus.

Sie redete mit sich selbst. Joe Nevers hatte die Augen verdreht, und seine Kinnlade hing schlaff herunter. Sein Atem ging flach, und dann und wann wurde er von Hustenanfällen geschüttelt. Sein Gesicht war so durchsichtig wie der Regen. Er hatte wieder das Bewußtsein verloren.

Als sie rückwärts durch die Tür ging, wurde ihr sofort klar, daß die Feuer drinnen nicht ausgereicht hatten, um bei all dem Kommen und Gehen das Haus warmzuhalten. Sie mußte nachlegen, sobald sie konnte. Zuerst aber mußte sie den alten Mann in ihr Bett bringen, ihm die nassen Kleider ausziehen und ihn in trockene Decken einwickeln.

Da nun kein Eis oder Schnee mehr den Weg glatt machte, mußte sie sein totes Gewicht mit ihrer fast erschöpften Kraft schleifen. Auf dem langsamen Weg zum Schlafzimmer fielen seine Hände aus der Plane und schleiften auf dem Holzboden mit. Ein Schmerz, der warnend aufzuckte, ließ sie beinahe in Panik geraten.

Neben dem Bett ließ sie ihn erleichtert los und schlug die Betttücher ordentlich zurück. Sie kniete sich hin und nahm seinen Kopf in den Schoß. Nachdem sie die Verschnürung der Plane gelöst hatte, packte sie ihn von hinten um die Brust und zog ihn rückwärts heraus, als wollte sie ihn vor dem Ertrinken retten. Sein Atem wurde mit einem rasselnden Japsen aus ihm herausgedrückt, aber sie ließ auch dann nicht los, als sie das Gleichgewicht verlor. Sein Gewicht ließ sie rückwärts auf das Bett fallen, und er fiel auf sie. Die Plane rutschte an ihm entlang herunter und fiel auf den Boden. Sie schob den alten Mann sanft von sich herunter und hielt ihn dabei am Gürtel fest, damit er nicht von dem Bett herunterrutschte. Als sie wieder auf den Füßen stand, hob sie seine Beine nacheinander hoch und legte ihn gerade auf das Bett.

Es schien ewig zu dauern, bis sie ihn ausgezogen hatte. Als sie ihm ein trockenes Paar von Guys alten, roten langen Unterhosen und Wollsocken anzog, war das, als müßte sie ein riesiges, schlaffes Ba-

by anziehen. Wie bei Fanny vor Jahren, nachdem sie ihren Schlaganfall gehabt hatte.

Als sie seine Stirn berührte, um festzustellen, ob er heiß oder kalt war, bemerkte sie, daß auch sein Haar naß war. Sie rieb ihm den Kopf ab und legte ihm ein frisches Handtuch zusammengelegt unter den Kopf auf das Kissen. Als er unter Schichten von Decken und Federbetten lag, zog sie sich selbst aus und wickelte sich in einen alten Bademantel.

Sie wußte, daß sie sich um die Feuer kümmern mußte, aber sie war sehr müde, ihr war sehr kalt, und sie brauchte ihre Medizin. Sie schluckte einige Kapseln trocken hinunter, überlegte kurz und zwängte dann dem alten Mann auch einige auf, indem sie sie ihm hinter die Zunge schob. Sie kroch zitternd in das Bett neben ihn und versprach sich, daß sie nur so lange bleiben würde, bis sie sich aufgewärmt hatte.

Die zunehmende Kälte weckte sie auf, als es dunkel wurde. Sie stolperte in Panik aus dem Bett und bereute es sofort, daß sie sich überhaupt bewegt hatte. Alles tat ihr weh. Ihr Kopf brummte, und ihr Gesicht klopfte. Sie hüpfte auf dem eiskalten Boden herum, als sei er heißer Sand unter ihren nackten Füßen. Sie machte den Ofen auf und klemmte sich dabei die Finger am Griff. Es war noch etwas Glut in der Asche.

»Mein Gott«, sagte sie, »es ist aber auch einmal Zeit, daß du mir einen Gefallen tust.«

Neben dem gemauerten Kamin neben dem Ofen stand ein Kasten mit Spänen, Zeitungen und Feuerholz. Sie stieß eine zusammenge-rollte Zeitung in die Glut. Die alte, vergilbte Zeitung fing sofort Feuer. Sie ließ sie in die Asche fallen und knäulte noch weitere Zeitungen zusammen, um das winzige Feuer zu speisen. Dann fütterte sie ihm Späne und drei kleine Scheite.

Es war ein Schlag, das Feuer im Wohnzimmer erloschen und von Asche erstickt vorzufinden. Ein Versuch, die Asche in einen Ascheneimer zu bringen, verteilte sie nur wie giftigen Schnee in dem ganzen Zimmer. Es war ihr nicht möglich, ihre Hände ruhig zu halten. Zweifellos waren ihre Muskeln ausgehungert; seit dem Frühstück war es lange her. Die Schmerzmittel unterdrückten ihren Appe-

tit. Sie hatte keinen Hunger, aber trotzdem würde sie sich später dazu zwingen, etwas zu essen.

Es waren keine Zeitungen zur Hand, ein atypisches Versäumnis von Joe Nevers. Sie sah sich in dem Zimmer um und bemerkte ihr Puzzle auf dem Tisch. Sie ging zu ihm hin, drehte automatisch einige Stücke um, wischte die Asche von ihnen ab und löste die vom Tisch, die durch den verschütteten Bourbon daran festklebten. Sie ertappte sich dabei, wie sie ernsthaft überlegte, ob sie es fertig machen sollte, und sie lachte.

Sie fragte sich, ob die Stückchen wohl brennen würden. Sie machte sich eine Tragetasche mit dem Saum ihres Bademantels, wischte sie hinein, trug sie zum Ofen und warf sie hinein. Eine Minute später brannten sie fröhlich. Sie legte weiter nach, bis das Feuer sicher zu brennen schien.

Sie legte als Schutz vor der Kälte die Arme um sich und ging in das Schlafzimmer zurück.

Der alte Mann hatte blaue Lippen. Besorgt legte sie ihm ein Handgelenk auf die Stirn. Er öffnete die Augen und schmatzte träge mit den Lippen.

»Gott sei Dank«, sagte sie. »Ich dachte, Sie wären tot.«

Er lächelte schwach. »Noch nicht«, flüsterte er heiser. »Nur keine Hast.«

Sie stützte die Hände auf die Hüften. »Durst?«

Er nickte.

Als sie mit dem Wasser zurückkam, setzte sie sich auf die Bettkante und hielt ihm den Kopf, während er trank. Dann sah sie nach dem Ofen und legte Holz nach.

Hinter ihr meldete er sich flüsternd: »Machen Sie es etwas feucht.«

Sie folgte der Anweisung. »Okay?«

Er rollte seinen Kopf auf dem Kissen hin und her, um seine Zustimmung zu zeigen.

Sie setzte sich wieder auf die Bettkante und drückte ihm die Hand.

»Wissen Sie, was passiert ist?«

»Das habe ich noch nie gewußt.« Er versuchte, über seinen eigenen Witz zu lachen.

Sie half ihm, noch etwas Wasser zu trinken.

»Verletzungen?« Sie wollte wissen, wo und wie stark.

»Einige.«

»Also erzählen Sie es mir doch, verdammt noch mal.«

Widerwillig zählte er seine Beschwerden auf. »Das Bein tut weh. Meine Brust fühlt sich an, als hätte ein Pferd sie eingetreten. Ich glaube, ich habe eine oder zwei Rippen gebrochen.«

»Vielleicht«, gab sie vorsichtig zu. »Was sonst noch?«

Er sah von ihr weg zu dem Ofen. »Mein Arm.«

»Der linke?«

Er nickte.

»Sodbrennen ist das nicht«, sagte sie.

Sie wußten beide, was es war. Sie wartete, bis er sich wieder traute, ihrem Blick zu begegnen. Als es soweit war, sagte sie ihm die Wahrheit.

»Ich kann Sie nicht selbst hier rausschaffen.«

»Versuchen Sie es mit dem CB-Funkgerät.«

Sie schüttelte den Kopf. »Niemand hört mich.«

Er dachte darüber nach. »Der Lieferwagen?«

Es war schwer, das zu sagen. »Ich hatte einen Unfall damit.«

Er tätschelte ihr die Hand.

»Macht nichts. Sie haben es ja selbst gesagt. Der Platz hier ist so gut wie jeder andere dafür.«

»Quatsch«, sagte sie. »Sie sterben nicht. Sie versuchen bloß, mich zu ärgern. Wenn Sie noch eine Nacht durchhalten, wird bis Montag morgen ganz sicher jemand nach Ihnen schauen. Einer von den alten Säcken. Reuben.«

Seine Hand zuckte in ihrer.

»Kaum.«

»Mein Gott noch mal«, rief sie. »Sie verdammter Feigling.«

Er rollte seinen Kopf nachdrücklich von einer Seite zur anderen.

»Das stimmt nicht.«

Das Fehlen von Ärger, die tiefe Müdigkeit in seiner Ablehnung machten sie noch wütender. Von allen Menschen mußte er am besten wissen, ob er starb, aber sie hatte schon so viel auf sich genommen, um seinen alten Arsch zu retten.

»Entschuldigung«, sagte sie. »Sie kennen mich doch, schnelles Mundwerk, langsames Gehirn. Entschuldigung ist mein Rufname.«

## ❧ Frühjahr 1959 ❧

Zur Abwechslung einmal kam Guy nicht zu spät. Sie war noch nicht fertig, freute sich aber trotzdem über seine Pünktlichkeit. Wenn sie längere Zeit hätte warten müssen, hätte sie möglicherweise den Mut verloren. Kein geringer Teil der echten Freude, mit der sie ihn an der Tür küßte, bestand aus einer Art von Dankbarkeit und Erleichterung. Sie ihrerseits war von der Innigkeit seiner Umarmung überrascht. Er drückte sie so fest an sich, daß sie sich atemlos kichernd auf die Zehenspitzen stellte und damit die mühsam erkämpfte Würde ihrer sechsunddreißig Jahre zerstörte.

Als er sie aber losließ, schien es ihm peinlich zu sein, und er trat linkisch einen Schritt zurück. Hinter ihm stand der Portier mit Guy's Koffer, der auf sein Trinkgeld wartete. Das ließ ihr Zeit, ihr Zittern zu unterdrücken. Guy sah sich im Wohnzimmer um, das mit steifen Antiquitäten eingerichtet war und in dem überall Jungenbücher und Spielzeug herumlagen. Er suchte sich einen Weg hindurch und sah aus dem Fenster.

»Wo sind die Jungen?«

»Bei Edna. Im Stadtpark von Boston. Sie erwarten dich nicht vor dem Spätnachmittag. Ich dachte, wir sollten erst etwas Zeit für uns haben.«

Er verschränkte die Hände hinter seinem Rücken. »Ja, da hast du recht.«

Irgendwann in den letzten zwei Jahren hatte Guy seine Jugend hinter sich gelassen und war in sein mittleres Lebensalter eingetreten. Zehn Jahre Ehe hatten einen anderen Mann aus ihm gemacht. Er verbreitete einen Eindruck von Geistesabwesenheit und Streß, als verlange das Dickerwerden seines Körpers, sein Haarausfall und die Faltenbildung um Augen und Mund sowie am Hals eine erhebliche Aufmerksamkeit und Anstrengung von ihm. Er sah aus wie ein Mann, der bereit.

Er sah sich erwartungsvoll in dem Zimmer um. »Wie wär's mit einem Drink?«

»Ich lasse einen für dich bringen«, sagte sie. »Scotch mit Wasser?«

Er nickte. »Und du?«

»Nein.«

Er griff schnell nach ihrer Hand am Telefon. »Nein, das ist nicht nötig. Nicht für mich allein.«

Es würde ihm die Sache erleichtert haben, einen Drink oder zwei im Magen zu haben, ihnen beiden. Sie hätte dafür sorgen müssen, daß etwas da war. Warum war es ihr wichtig vorgekommen, daß diese Szene in völliger Nüchternheit über die Bühne ging?

»Warum trinkst du nichts?« fragte er.

Sie wußte, daß er danach fragen würde, ob sie wieder abstinent lebte oder ob sie es nur ablehnte, mit ihm zu trinken.

»Ich bin bei AA eingetreten«, sagte sie.

Er starrte sie an. »Was?«

»Du hast doch sicher bemerkt, daß ich nicht damit umgehen kann?«

Er schüttelte den Kopf. »Du trinkst doch manchmal monatelang nichts. Ich verstehe das nicht.«

»Du kannst es mir glauben«, sagte Torie. Sie klopfte neben sich auf das Sofa. »Setz dich, Guy. Du siehst etwas angeschlagen aus.«

Er grinste sie an. »Na ja, es wäre wirklich nicht das Schlimmste auf der Welt, wenn du nie wieder etwas trinken würdest. Es ist nur der Schock. Du siehst nicht wie eine Alkoholikerin aus.«

Tommy hatte eine Sammlung von Streichholzschachteln auf dem Kaffeetisch liegengelassen, die er zu einem Zug zusammengestellt hatte. Sie spielte mit ihnen.

»Eigentlich siehst du gut aus«, sagte Guy und zog seine Zigaretten heraus.

»Danke.«

»Dünner«, sagte er und stand auf, um noch einmal aus dem Fenster zu sehen, als könnte er vielleicht draußen Edna mit den Jungen sehen.

»Etwas«, sagte sie.

»Nicht, daß ich an Weihnachten viel von dir gesehen hätte.«

»Nein. Ich war beschäftigt, und die Jungen hatten deine Aufmerksamkeit nötiger.«

Er nahm den Stuhl, der am nächsten am Fenster stand, drehte ihn um und setzte sich umgekehrt darauf. Mit einem Seufzen ließ er seinen Kopf auf seine Hände auf der Stuhllehne sinken.

»Ich hatte den Eindruck, daß du mich nicht sehen wolltest.«

Sie hörte abrupt auf, mit den Streichholzschachteln zu spielen, und sah ihn an. »Ich wollte nicht, daß du mich siehst.«

Es folgte eine spannungsgeladene Stille. »Was heißt das?« fragte er.

»Ich war schwanger«, sagte sie.

Er saß völlig bewegungslos.

»Ihr Name ist India. Sie ist bei Edna und den Jungen.«

Torie stand auf und ging zum Fenster. Sie lehnte sich dagegen und sah nach, ob die Kinder kamen, genau wie er das gerade getan hatte.

»Es ist das erstmal, daß sie ohne mich draußen ist«, sagte sie.

Als sie sich wieder nach ihm umsah, beobachtete Guy sie mit einem zur undurchdringlichen Maske erstarrten Gesicht.

»Wessen Kind ist sie?«

Sie ließ die Frage eine Zeitlang im Raum stehen, bevor sie sie beantwortete. »Meines.«

Er blies abrupt Rauch aus seiner Nase. »Und was erwartest du jetzt von mir? Soll ich das einfach akzeptieren?«

Sie war überrascht, wie wenig Wut er zeigte. Es war, als würde er vorprogrammierte Schritte vollziehen und nach Emotionen suchen, die seiner Ansicht nach passend für die Gelegenheit sein könnten.

»Mach, was du willst«, sagte sie.

Er schüttelte ungläubig den Kopf. »Herrgott noch mal, Torie.«

Sie berührte seine verkrampften Backenmuskeln. Er drehte den Kopf weg.

»Willst du eine Scheidung?« fragte sie sanft.

»Ja, das dachte ich zunächst«, sagte er. Er starrte seine Zigarette an und drückte sie im Aschenbecher aus. »Ich bin hergekommen, um dich zu fragen, ob es das ist, was du willst.«

Er hob sein Gesicht zu ihr und sah sie verwirrt, zugleich aber noch hoffnungsvoll an.

»Nein«, sagte sie. »Die Jungen brauchen dich noch. Ich liebe dich noch. Ich weiß nicht, ob dir das reicht.«

Er begrub für einen langen Moment sein Gesicht in seinen Händen. Dann holte er tief Luft.

»Wirst du mich weiter jedesmal verlassen, wenn eine Ausgrabung durchgeführt wird, an der du teilnehmen möchtest?«

Sie seufzte. »Wirst du es aufgeben, mitten in der Nacht Babys auf die Welt zu bringen?«

Er tat die Frage mit einer ungeduldigen Handbewegung ab. »Selbstverständlich nicht. Das ist doch mein Beruf.«

»Da hast du deine Antwort, Guy.«

Er stand auf und stellte den Stuhl wieder an den Platz, an dem er gestanden hatte. »Ich wünsche, du wärst nicht ausgerechnet jetzt bei AA beigetreten. Ich brauche etwas zu trinken.«

Sie lachte.

»Soll ich vielleicht jedesmal den Bankert von jemand anders annehmen, wenn du wieder heimkommst?«

»Nein«, sagte sie und begegnete dem Funken Wut in seinen Augen mit der Kälte von Eis in ihren eigenen. »Damit ist es vorbei.«

Er ging vorsichtig in dem mit Spielzeug verminten Zimmer umher. Er blieb stehen, um sich das eine oder andere Spielzeug anzusehen, um es dann wieder dorthin zu legen, wo es liegengelassen worden war.

»Also gut«, sagte er schließlich.

Torie wagte es kaum zu atmen.

»Das heißt zwar nicht viel«, sagte er, »aber da war niemand anders, während du weg warst.«

Und dann bot er ihr seine Hand an. Als sie sie annahm, zog er sie an sich und führte sie zu dem Sofa. Sie drängte sich in den Schutz seines Arms auf der Lehne.

»Ich möchte irgendeine verbindliche Zusage von dir, Torie«, sagte er. »Ich gebe meine eigenen Fehler zu, meine Dummheit. Ich gebe zu, daß ich im Unrecht war. Ich würde gern denken, daß du bereit bist, wieder meine Frau zu sein, und nicht nur eine Untermieterin, die dann und wann da ist. Ich meine irgendein Versprechen, irgend etwas, Torie.«

»Das kannst du haben«, sagte sie. »Niemand anders, nie mehr. Und ich gebe dir die Hälfte von India.«

Er grinste. »Du bist unmöglich, Frau. Sag mal, ist das Kind weiß?«

»Ich habe nicht darauf geachtet«, sagte sie.

Das brachte ihn zum Lachen.

Er war von sich selbst überrascht. Als er hergekommen war, hatte er vorgehabt, die Ehe aufzulösen, und nun erneuerte er sie. India war ihm zuerst ein Geheimnis und dann ein Wunder, ein kleines Mädchen, das auf manchmal subtile, manchmal verblüffende Art anders war als seine Jungen. Sie war ihm sympathisch und er ihr. Es dauerte

nicht lange, bis er dachte, daß er bei dem Handel am besten weggekommen war, und als der großzügige Mann, der er war, sagte er das auch.

»Ich hatte nie gedacht, ich würde ewig leben, Missus«, sagte Joe Nevers.

Sie biß sich auf die Lippe.

»Ich bin auf jeden Fall bereit«, sagte er weiter.

Sie war sicher, daß er versuchte, bereit zu sein, und daß er vielleicht so nahe davor stand, bereit sein zu müssen, wie das irgend möglich war.

Plötzlich wurde er ganz starr und japste kurz nach Luft. Seine Augen wurden glasig.

Sie packte ihn an der Hand.

»Mein Gott«, flüsterte sie. Sie versuchte, ihn zurückzuholen. »Joe Nevers«, sagte sie scharf, »Joe Nevers, wagen Sie es bloß nicht!«

Als hätte er sie gehört, entspannte er sich und schloß die Augen. Sie wischte ihm mit einem Handtuch das Gesicht ab. Seine Hand schob sich krampfhaft zu seiner Brust hoch, krallte nach dem Rand der Bettdecke und verlor sie. Seine Zunge schob sich aus dem Mund. Sein ganzer Körper bäumte sich unter den Decken auf, und dann noch einmal und noch einmal.

Sie stolperte zurück, fand die Pillen, die sie auf der Kommode gelassen hatte, und schüttete eine Handvoll heraus, von denen der größte Teil ihrer zitternden Hand entglitt und auf den Boden fiel.

Inzwischen hatte er seine Zunge verschluckt und verfärbte sich blau.

Sie ließ die Pillen fallen und warf sich auf ihn, als könnte sie ihn mit dem Gewicht ihres Körpers flach auf die Matratze drücken. Sie sah sich verzweifelt nach etwas um, was sie zwischen seine Zunge und seine Zähne zwingen könnte, sah aber nichts. Sie schob ihre Finger in seinen Mund und versuchte, seine Zunge zu packen, die von Blut und Spucke so glatt war wie ein Fisch in einem Netz. Seine Zähne drückten auf ihre Finger. Sie schnappte vor Schmerz nach Luft und zog sie wieder heraus. Sein Körper bäumte sich auf. Sie hatte ihre Mühe, sich festzuklammern, daß er sie nicht abwarf.

Plötzlich wurde er schlaff. Seine Kinnlade fiel herab. Sie ramnte ihm die Finger in den Mund, und dieses Mal gelang es ihr, seine

Zunge herauszuziehen. Seine Farbe wurde fast augenblicklich besser. Die Krämpfe schienen vorbei zu sein.

Sie hob einen Teil der Pillen vom Boden auf. Sie neigte vorsichtig seinen Kopf nach hinten und zwang sie ihm die Kehle hinunter. Er schluckte sie. Sie drückte ihn eng an sich. In ihrer Reichweite waren Pillen auf der Decke verstreut. Sie warf zwei davon ein, und dann noch eine, um sicherzugehen. Dann ruhte sie sich aus und wartete darauf, daß sie anfangen zu wirken.

Etwa eine Stunde später erhob sie sich vom Bett und sah nach den Feuern. Sie holte sich die letzte Bourbon-Flasche aus dem Küchenschrank, kroch mühsam wieder auf das Bett und setzte sich mit gekreuzten Beinen neben ihn. Sie stöhnte vor sich hin. Ihrer Meinung nach hatte sie das verdient.

Als der alte Mann sprach, hätte sie fast die Flasche fallengelassen.

»Missus«, sagte er kehllich.

Seine blauen Augen waren wäßrig, und die Pupillen waren von den Schmerzmitteln, die sie ihm gegeben hatte, riesig. Trotzdem war er noch da, der gleiche Joe Nevers, der er immer gewesen war.

»Verdammt will ich sein«, sagte sie. »Und Sie brauchen sich nicht die Mühe zu machen, mir jetzt ›*Ganz bestimmt*‹ zu sagen.«

Seine Augen blitzten, wenn auch nur weit entfernt und blaß, wie ein Stern kurz vor der Morgendämmerung. Sein Mund arbeitete.

Dann sagte er endlich: »Es ist nicht fair.« Seiner Stimme, die so hart und knotig kam wie ein altes, nasses Seil, war deutlich die Überraschung anzuhören.

»Ohne Scheiß?« sagte sie. »Und Sie haben all die Jahre gebraucht, um das herauszubekommen?«

Er rollte den Kopf auf dem Kissen hin und her. *Ja. Der Witz geht auf meine Kosten.*

»Reden Sie«, sagte er. »Blasen Sie Dampf ab. Unsinn. Unanständige Wörter.«

Sie sog in gespielter Empörung die Luft ein. »Leck mich doch, Joe Nevers!«

»Zu spät«, sagte er.

Sie lachte. Er grinste schief.

»Sagen Sie die Wahrheit!« forderte er sie heraus. »Beschämen Sie den Teufel!«

Sie schüttelte den Kopf. »Das habe ich schon immer getan.«

»Blödsinn«, sagte er. »Was ist mit Dana passiert?«

Überrascht blieb sie regungslos sitzen. Dann hob sie nachdenklich die Bourbon-Flasche und befeuchtete sich die Kehle.

»Verdammtes Klatschmaul, bis zur letzten Sekunde«, sagte sie. »Woher soll ich das wissen? Wenn Sie Visionen und Prophezeiungen hören wollen, müssen Sie es mit der Maria von Fatima versuchen. Und dabei waren Sie all die Jahre ein hartgesottener Yankee.«

»Das ist jetzt gleich«, sagte er. »Sagen Sie die Wahrheit. Ein Sterbender ist der einzige, bei dem ein Geheimnis wirklich sicher ist.«

Sie wand sich über das Bett. »Dann warten Sie doch noch eine Weile mit dem Sterben, nicht wahr? Ich muß nämlich pinkeln.«

Sie nahm die Flasche mit. Solange es ihr nicht weh tat, war nichts gegen den Whisky einzuwenden. Vielleicht würde der alte Mann einschlafen, bevor sie zurückkam. Als er die Krämpfe gehabt hatte, hatte sie gedacht, er würde sterben. Nun sah er wieder aus, als würde er es noch zehn Jahre machen. Vielleicht. Wenn er einen Arzt bekam und ins Krankenhaus konnte. Er war noch lange nicht tot.

Er wartete auf sie, benommen und zittrig wie ein alter Bär am Ende eines trockenen Winters, aber er wartete.

Sie kroch wieder neben ihn auf das Bett.

»Er war einer jener Männer, die nicht zufrieden sind, bis sie bewiesen haben, daß alle Frauen Huren sind«, sagte sie.

Er nickte.

»Dana?«

»Genau«, sagte sie. »Das war die eine Hälfte. Die andere Hälfte war, daß Guy und Jeannie miteinander geschlafen haben.«

Die Augen des alten Mannes weiteten sich. Das hatte er nicht vermutet.

»So war es«, sagte sie. »Jeannie und Dana hatten das, was David ›eine Vereinbarung‹ nennt. Das bedeutet, daß sie ihren Kuchen essen und ihn zugleich behalten konnten. Ein ausgezeichnetes Arrangement für kleine Abenteuer. Es hat niemand etwas gekostet, bis auf die Unglücklichen, die jeweils beteiligt waren. Sie waren schrecklich ehrlich, zumindest zueinander. Geradezu eine Tugend haben sie daraus gemacht. Die einzige, die sie angelogen haben, war ich. Erinnern Sie sich noch an diesen dummen alten Witz? Ich war die Gefickte und nicht der Ficker.« Sie seufzte.

Seine Hand zuckte schwach auf der Decke. Er faßte nach ihr, überlegte sie sich und griff nach der Flasche. Sie drehte sich dabei um, damit er die Tränen in ihren Augen nicht sah.

### ❧ Herbst 1956 ❧

Das erste, was sie von der Einfahrt aus sah, war der weiße Fleck zwischen den Hecken. Er war schneeweiß, nicht die gealterte Creme-Farbe des alten Hauses. Das Geheimnis löste sich schnell und leicht an der nächsten Kurve; der weiße Fleck entpuppte sich als der neue Continental Danas.

Sie hatte sich auf die Zeit ohne das Geschrei der Jungen und das gequälte Schweigen Fannys gefreut. Zeit zum Lesen, Zeit, sich selbst denken zu hören, sich an der menschenleeren Ruhe des Sees zu freuen. Der Anblick von Danas Continental erfüllte sie mit Unruhe.

Auf das Geräusch des Cadillacs hin kam er aus der Hintertür und umarmte und küßte sie, sobald sie die Füße auf dem Boden hatte.

»Hallo, Schöne«, sagte er.

Sie lachte. »Hallo, Hübscher!«

Der frische Wind vom See fuhr Dana durch das Haar. Sein ergrauertes Haar verlieh ihm den Reiz eines Seemanns, wenn nicht gar Piraten, und er wußte das.

Er nahm ihr den Beutel mit Lebensmitteln ab, die sie für das Wochenende eingekauft hatte. Sie trug ihre Reisetasche und eine Leinentasche mit ihrem Lesestoff.

»Was bringt dich hierher?« fragte sie.

»Ich dachte, ich könnte vielleicht am Wochenende etwas jagen«, sagte er. »Guy hat gesagt, du nimmst einen Kurzurlaub für deine geistige Gesundheit.«

»Es ist herrlich hier«, sagte sie und blieb in der Tür stehen, um auf den See hinauszusehen.

In der Stadt war der gleißend helle Tag fast warm gewesen. Hier sahen die kahlen Bäume nackt und kalt aus. Das vom Wind aufgewühlte Wasser des Sees plätscherte und brach sich an dem Bootshaus und den Felsen. In der Luft hing der bittere Geruch von verfaulenden Blättern und von Holzrauch aus dem Wohnzimmer-Kamin. Ohne Zweifel würden morgen früh das Seeufer und die Blätter von Eis und Rauhreif überzogen sein.

»Ja«, sagte Dana, »Guy spinnt einfach, daß er arbeitet.«

Sie zuckte die Achseln.

In der Küche kramte Dana zwischen den Lebensmitteln herum und zeigte ihr eine Flasche neuen Beaujolais.

»Soll ich die jetzt aufmachen?«

Sie schüttelte verneinend den Kopf und begann, den Beutel mit den Lebensmitteln in den Kühlschrank zu räumen. Er lief bereits, um zwei Sechserpackungen Bier zu kühlen. Danas selbstloses Werk, wie das Feuer im Kamin.

»Danke«, sagte sie.

»Da ich sowieso schon hier war«, sagte er, »habe ich versucht, mich nützlich zu machen.«

»Du würdest bestimmt für irgend jemand eine wunderbare Frau abgeben«, sagte sie.

»Oh, oh, bin ich hier eingedrungen?«

»Mein Gott, nein«, sagte sie. Sie bot ihm ein Bier an.

Er folgte ihr nach oben und half ihr, das Bett zu machen. Das große Schlafzimmer war nach Westen geöffnet und hatte am späten Nachmittag etwas Wärme von der Sonne gefangen. Dana ging zum Fenster und sah auf den See.

»Sieht kalt aus.«

Sie stellte sich neben ihn und sah hinaus. Der See war vom Wind aufgewühlt und zeigte sich absolut leer und in einem kompromißlosen Schiefer-Blau.

»Er sieht gefährlich aus«, sagte sie und fröstelte leicht. Sie legte die Arme um sich. »Ich liebe ihn so.«

Mit einem Arm zog er sie an sich.

»Das kann ich mir denken«, sagte er voller Zuneigung. »Du bist genauso.«

Erschreckt sah sie ihn an und schlüpfte aus seinem Arm.

Sie wußte mittlerweile, daß Jeannie über ihn nicht gelogen hatte. Sie hatte Frauen gesehen – Ehefrauen gegenseitiger Freunde –, wie sie ihn angesehen hatten und wie er ihren Blick erwidert hatte. Sie hatte vorgehabt, allein zu sein, aber nicht mit ihm. Es war deutlich, daß sie ihm auf die Finger hauen mußte, und das war keine angenehme Aussicht. Das Wochenende verlor rapide an Attraktivität.

Sie machte sich ein Bier auf und ließ sich auf das Sofa fallen, um die Wärme des von ihm angemachten Feuers zu genießen. Nach der

beißen Kälte draußen war das Feuer wunderbar und einschläfernd. Sie hörte Dana in der Küche, wie er sich noch ein Bier holte. Er kam herein und setzte sich neben das Sofa auf den Teppich. Eine Hand fiel wie beiläufig auf ihren Knöchel und begann, ihn energisch zu reiben.

»Ein freies Wochenende für die Mutter. Du hast es verdient, Baby.«

Sie schloß die Augen.

Er zog ihr einen ihrer Kniestrümpfe aus und begann, ihren Fuß zu massieren.

Sie konnte es nicht unterdrücken, sondern mußte kichern, als er die kitzligen Stellen erreichte. Wie konnte sie sich gegen einen Mann wehren, der ihr immer das Gefühl gab, als sei sie ein verwöhntes Kind? Er massierte ihren anderen Fuß, küßte ihren kleinen Zeh und kitzelte sie unter der Fußsohle.

Sie lachte und kämpfte gegen das Bier und die Wärme an, um aufzustehen. Er ließ sie gehen, anscheinend mit seinem Bier vor dem Kamin zufrieden.

In der Küche suchte sie im Schrank herum, musterte den Bourbon und machte dann mit fester Hand die Schranktür zu. Sie hatte sich vorgenommen, an diesem Wochenende nichts Starkes zu trinken. Sie nahm ein Bier aus dem Kühlschrank, trank es aus und versteckte die Flasche im Müll. Trotz Bier fiel ihr keine elegante Methode ein, wie sie Dana loswerden konnte.

Sie nahm zwei Flaschen Bier mit hinein.

»Ich bin in Kürze blau«, sagte sie.

»Was macht das schon?«

Er setzte sich neben sie auf die Kante des Sofas und legte einen Arm um sie.

»Ich möchte mit dir reden«, sagte er.

Das kann ich mir vorstellen, dachte sie. Jetzt geht's los.

Er brauchte jedoch einige Minuten, bis er sich einen Anknüpfungspunkt überlegt hatte. Schließlich sagte er: »Warum ist Guy dieses Wochenende nicht bei dir?«

»Er hat Dienst«, sagte sie kurz.

Danas Hände packten ihre Schultern. »Sieh mich an!«

Sie schüttelte den Kopf und hielt sich krampfhaft an der Bierflasche fest.

»Nein, das hat er nicht«, sagte Dana. »Was meinst du wohl, warum er so froh war, daß du für das Wochenende weggefahren bist?«

Sie zischte und versuchte, sich von ihm loszureißen. Er wollte sie nicht loslassen. Sie sank schlaff an ihn und kämpfte mit den Tränen. Tränen der Frustration, weil sie so wütend war, daß sie ihn am liebsten geschlagen hätte, aber nicht mehr tun konnte, als ihre Fäuste zu ballen und nach Luft zu schnappen.

»Ich weiß das seit einiger Zeit«, sagte Dana. »Glaub mir, ich erzähle dir das nur sehr ungern, aber früher oder später hättest du es ja doch herausbekommen. Ich fühle mich verantwortlich dafür. Wenn ich alle meine Pflichten als Ehemann erfüllt hätte, hätte Jeannie Guy nicht so dringend gebraucht.«

Er seufzte und drückte sie an sich. Sie zitterte am ganzen Körper und beruhigte sich dann wieder durch seine Nähe.

»Das geht vorüber«, sagte er. »Er wird bei dir bleiben. Die beiden müssen das bloß loswerden.«

Sie glaubte ihm, aber es war ihr gleichgültig. Sie dachte voller Sehnsucht an den Wild Turkey in dem Schrank.

»Denk nicht zu schlecht von ihnen«, sagte er. »Gib dir nicht selbst die Schuld dafür, Torie.«

»Sag mir nicht, was ich zu fühlen habe«, schrie sie ihn an und schlug seine Hände von ihren Schultern.

Er ließ die Schultern hängen und musterte seine Hände. »Entschuldigung. Ich wollte dir nur helfen.«

»Und was sollen wir hier tun? Wie du mir, so ich dir?« fragte sie.

»Also komm, Torie«, sagte er und blieb fest bei seiner Strategie. »Seien wir doch ehrlich.«

Sie schnaubte verächtlich. »Dazu ist es wohl etwas spät, oder?«

»Du bist wütend, und du hast Angst«, sagte er. »Hab' ich recht?«

»Ja! Natürlich. Und dir sollte es genauso gehen, wenn du auch nur ein Fünkchen Vernunft hättest.« Sie stand auf, packte ein Schüreisen und begann, die heruntergebrannten Scheite und die Glut im Kamin zu bestrafen.

Dana seufzte. Dann ging er aus dem Zimmer. Als er wiederkam, hatte er eine Flasche aus ihrem Wild-Turkey-Versteck sowie zwei Gläser und einen Eisbehälter in der Hand. Er setzte sich mit gekreuzten Beinen auf den Teppich vor dem Feuer und tätschelte einladend auf den Platz neben ihm.

Nachdem er Bourbon in jedes Glas gegossen hatte, nahm Torie das Glas, in dem am meisten war, und trug es mit klingelnden Eiswürfeln zu einem Platz auf dem Teppich, der gerade außerhalb seiner Reichweite war.

»Torie«, sagte er, »komm hierher zu mir. Ich werde dich nicht vergewaltigen. Ich möchte dich nur halten, das ist alles. Ich weiß, wie sehr dich das mitgenommen hat. Das beste ist für dich jetzt menschlicher Kontakt.«

»Nein«, sagte sie.

»Dann rede doch mit mir, verdammt noch mal.« Er nahm einen Schluck Bourbon und beobachtete sie dabei über den Rand seines Glases.

»Was soll ich denn sagen?«

»Ich möchte wissen, was du wirklich fühlst«, sagte er.

Sie fischte sich ein Stück Eis aus dem Glas, lutschte den Wild-Turkey-Geschmack von seiner Oberfläche und zerkaute es dann.

Er schüttelte sich. »Wie bringst du das nur fertig?«

Sie warf ihren Kopf zurück, um das Glas auszutrinken, legte ihre Beine nebeneinander gerade auf den Teppich und ließ sich langsam rückwärts auf den Boden sinken. Sie balancierte das Glas, in dem die schmelzenden Eiswürfel noch leise klingelten, auf ihrem Bauch.

»Also noch mal, damit alles klar ist«, sagte sie und unterdrückte einen Anfall von Kichern. Genau das hatten sie vor, die drei Musketiere. Alles klar wollten sie ihr machen.

Er nickte voller Geduld und Verständnis.

»Zuerst vögelst du Jeannie. Wann war das, vor hundert Jahren, oder im Garten Eden oder was? Dann vögelt Jeannie Guy. Dann hast du und Jeannie geheiratet, damit ihr legal vögeln könnt. Dann vögelst du diese oder jene. Dann heiratet Guy mich, damit Guy auch jemand hat, den er legal vögeln kann. Dann vögelt Jeannie Guy, und jetzt sind wir beide an der Reihe, oder?«

Dana war während ihres Vortrags deutlich angespannter geworden. »Du versuchst, es häßlich zu machen, obwohl es das nicht ist.«

Er rollte sich zum Kaffeetisch hinüber und stellte sein Glas darauf ab. Dann nahm er ihr vorsichtig mit zwei Fingern ihr Glas aus der Hand, stützte sich auf einen Ellbogen und legte eine Hand flach auf ihren Bauch.

»Zwischen uns beiden hat's immer gestimmt. Ich hätte dich jederzeit verführen können«, sagte er. »Ich respektiere dich aber. Du bist eine sehr kluge Frau.«

»Danke«, sagte sie sarkastisch. Plötzlich hatte sie Lust zu weinen. Sie hatte wirklich das Bedürfnis, gehalten und getröstet zu werden.

Er knetete ihr den Bauch leicht mit den Fingerspitzen. Er rollte sich an sie, um sie zu küssen, nicht mehr als ihr normaler Begrüßungskuß. Sie legte ihm eine Hand auf den Hals und zog ihn zu einem längeren, aber noch immer sanften Kuß zu sich herab. Seine Zunge fuhr leicht zwischen ihre geöffneten Lippen. Da war kein Geschmack, den sie verlogen hätte nennen können, und kein Aroma von Wahrheit.

»Na, wenn das nicht gut ist, gnädige Frau«, murmelte er.

Sie schloß die Augen.

Seine Hände waren zart und zurückhaltend bei ihrem Erkundungsgang. Als er ihre Brüste berührte, zuckte sie zusammen und hielt ihm die Hand fest.

»Nicht. Sie sind noch immer empfindlich.«

»Entschuldigung«, sagte er. »Das wußte ich nicht. Nach der langen Zeit?«

Sie sah ihn mit schweren Augenlidern an. »Sicher.«

Seine Finger glitten über das Relief ihres Gesichts. Er rollte sich fest an sie und schob eine Hand unter ihren Pullover, um sie an sich zu drücken. Sie schob ihren Bauch gegen seinen. Die Innenseite ihrer Oberschenkel spannte sich in Reaktion auf den Druck seines Penis zwischen ihnen an. Sie spürte, wie ihr die Milch in die Brüste schoß, und stöhnte. Er verwechselte den Laut mit Leidenschaft. Unter ihrem Rock fanden seine Finger den Rand ihres Höschens und die seidigen Haarsträhnen, die sich darunter ringelten.

Abrupt schob sie ihn weg und setzte sich auf, um sich mit zitternden Händen ihren Drink zurückzuholen.

Er rollte sich auf den Rücken, um sie zu beobachten.

»Langsam«, sagte er, als sie das Glas leerte. »Du trinkst zu schnell. Du wirst mir noch bewußtlos.«

»Es ist unmöglich, zu schnell zu trinken«, sagte sie. »Was macht das dir außerdem aus?«

Er lachte unsicher.

Sie erhob sich mühsam. Er ergriff ihre Hand.

»Ich will in die Küche«, sagte sie. »Den Rest des Biers holen.«

Er ließ sie los. »Okay.« Er legte sich auf den Teppich und trank seinen eigenen Drink aus.

Als sie zurückkam, bot sie ihm fast schüchtern eine der drei restlichen Flaschen an. Als sie sich auf den Teppich sinken ließ, war der Zwischenraum zwischen ihnen viel geringer.

Er kitzelte sie mit Küssen auf die Fußsohle, bis sie kicherte. Sie drehte und wendete sich in dem Versuch, ihm zu entkommen, aber er hielt sie an den Knöcheln fest. Er drehte sie auf den Rücken und zog sich über sie.

Sie zitterte unter ihm. Sie versuchte, ihr Gesicht wegzudrehen, aber er war schneller und fand ihren Mund. Seine Zunge drang zudringlich in sie ein. Sie tastete blind nach der Bierflasche und goß sie ihm und sich selbst über den Kopf.

Er schnappte nach Luft, und sie war frei.

Sie rollte sich auf die Knie und schlug die Flasche gegen ein Bein des Kaffeetischs. Keuchend hielt sie die zerbrochene Flasche wie ein Springmesser.

Er erstarrte auf seinen Knien. Es war ihm nicht klar, wie nahe er davorstand, die Kehle durchgeschnitten zu bekommen, und er hustete einmal. Das Husten explodierte in Gelächter. Er sank auf sein Hinterteil und rollte auf den Boden.

Sie blieb, wo sie war, und beobachtete ihn.

»Ich gebe es auf«, sagte er schließlich und wischte sich die Tränen aus den Augen. Er ließ sich wieder auf den Rücken fallen und blinzelte, noch immer lachend, zur Decke.

Einige Sekunden lang war sie sehr verwirrt. Warum lachte Dana? Warum hatte sie den Scheißkerl nicht umgebracht, wie sie sich das geschworen hatte? Sie schüttelte den Kopf und versuchte, Klarheit hineinzubringen. Dann warf sie den Flaschenhals ins Feuer und ging aus dem Zimmer.

Das Bad im Erdgeschoß neben der Küche war so kalt wie ein englisches Hügelgrab, an dem sie während einer Exkursion nach dem Krieg gearbeitet hatte. Sie pinkelte und schüttelte sich – nicht nur wegen der Kälte –, und sie wünschte sich, sie hätte einen doppelten Bourbon zum Anwärmen und um ihre Kopfschmerzen zu vertreiben, damit sie nachdenken konnte.

Wenn sie ein bißchen Glück hatte, oder er, war er weg, wenn sie herauskam, aber das erwartete sie nicht. Er hatte sie angelogen; er

hatte es nicht aufgegeben. Er gab nie auf. Sie hatte schon gemerkt, wie bei dem geringsten Widerstand seine Erregung wuchs. Sie merkte das so deutlich, weil es ihr genauso ging. Was zwischen ihnen war, das war keine einfache chemische Reaktion, das war Kernenergie. Der Feuersturm würde alles zerstören, und der Niederschlag danach würde giftig sein.

Eigentlich sollte sie es tun. Sie hatte eine vergoldete Einladung dazu.

Sie erhob sich von der eiskalten Toilettenschüssel und brachte ihre Kleider in Ordnung. Sie wusch sich das Gesicht mit kaltem Wasser ab und schüttelte sich das Haar aus. Es war zerzaust und strähnig. Wenn sie es so ließ, würde sie morgen kaum durchkommen, und sie hatte keine Lust, das mit einem Kater auf sich zu nehmen. Also bürstete sie es durch. Sie brauchte lange dazu, lange genug für einen Drink für Dana. Oder auch zwei. In dieser Hinsicht war sie großzügig. Vielleicht würden die Drinks das Problem lösen, indem sie ihn außer Gefecht setzten.

Sie starrte ihren Geist im Spiegel an. Sie legte die Arme um sich, weil sie fror, und vermochte kein Anzeichen dafür zu entdecken, daß sie das, was sie jetzt wußte, nicht auch schon am Mittag des gleichen Tages gewußt hatte. Der Ausdruck in ihren Augen war schon lange da. Müdigkeit. Der Ausdruck einer Person, die schwer genug verletzt worden ist, um in Zukunft immer fluchtbereit zu sein. Sie fühlte sich schwindlig, und ihr war schlecht. Sie wünschte, sie hätte gewußt, warum Guy ihr das angetan hatte.

Als sie zum Ende kam, schien der alte Mann weit lebhafter, als ihm das zustand. Seine Hand fand endlich ihre und drückte sie schwach. Sie hatte vergessen, wie sehr er eine Geschichte liebte, sowohl als Erzähler als auch als Zuhörer.

Er zuckte vor Ungeduld. »Erzählen Sie fertig«, sagte er.

»Ich habe mir überlegt, daß ich die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten hatte«, sagte sie. Sie nahm einen Schluck Bourbon, um sich die Kehle zu lockern. »Ich könnte es tun, oder ich könnte es nicht tun. Ließ ich es, so bestand weiter die Möglichkeit, es vielleicht in Zukunft zu tun, und das würde eine Menge erniedrigender Verführungsversuche und Abwehrmaßnahmen bedeuten, und für Dana würde die Sache nur mehr Spaß machen, weil er dann einen größeren

Erfolg verbuchen konnte. Inzwischen würden Guy und Jeannie mit ihrer Affäre weitermachen. Oder ich könnte es hinter mich bringen. Nüchtern würde ich es in seiner ganzen Widerlichkeit erleben, von der nicht der geringste Teil mein eigener Spaß daran sein würde. Betrunkener wäre ich nicht verantwortlich, ich hätte keinen Spaß daran, und höchstwahrscheinlich würde ich mich nicht einmal daran erinnern.«

Joe Nevers' Blick wich nicht von ihrem Gesicht. Sie wünschte sich, er würde einschlafen oder bewußtlos werden oder irgend etwas. Es war zu sehr wie harte Arbeit. Sie ließ den Bourbon in der Flasche schwappen, und das munterte sie etwas auf.

»Ich war niemand von ihnen etwas schuldig. Guy hatte mich betrogen, und ich meine damit nicht nur unsere Hochzeitsschwüre. Er hatte ihnen meine Geheimnisse verraten, alles über mich. Jeannie log ihren Mann nicht an, aber mich hatte sie ohne Gewissensbisse angelogen und war mit meinem Mann ins Bett gegangen. Und dann hat sie mir ihren Mann geschickt, daß ich auch in den Apfel beiße und merke, daß ich nackt bin. Dana wollte nichts als noch eine Kerbe an seiner Pistole, und es machte ihm nichts aus, mich vorher dadurch weich zu machen, daß er Guys Untreue ausplauderte. Mein Gott, was für ein Haufen.«

Sie legte sich die Flasche in die Ellenbogenbeuge und glitt neben den alten Mann. Sie seufzte.

Er rollte seinen Kopf herum, um sie anzusehen. Eine knotige Hand war über die Decken gekrochen, um ihre zu tätscheln.

»Ich weiß, was Sie denken«, sagte sie. »Sie haben mich seit Jahren im Verdacht, ich hätte das Schwein umgebracht, nicht wahr?«

Er gab ihr nicht gleich eine Antwort. Sie hörte eine Weile seinem schweren Atem zu, und dann stützte sie sich auf einen Ellenbogen, um ihm ins Gesicht zu sehen. Verblüffenderweise zwinkerte er ihr langsam und unverschämt zu.

Sie lachte.

### ❧ Herbst 1956 ❧

Als sie zurückkam, wartete er schon ungeduldig auf sie. Er küßte sie auf die Stirn, die Nasenspitze, die Augenlider. Er wickelte sich ihr verwirrtes Haar um seine Finger, bis sie den Kopf nicht mehr bewe-

gen konnte, ohne daß es ihr weh tat. Sie standen einen langen, trägen Moment zusammen und tauschten flüchtige Küsse und schwankten dabei wie zwei Teenager auf einer Party.

Er spürte jetzt den Alkohol. Sie merkte das daran, wie er sich langsam und schwerfällig an ihr rieb, als müsse er gegen eine Strömung ankämpfen. Er sprach leise und eindringlich auf sie ein. Sie erwiderte ihm nichts. Er wußte, daß das, was er ihr sagte, Lügen waren, und daß sie das auch wußte. Es bestand daher keine Veranlassung, Energie zu verschwenden. Sie schwebte knapp außerhalb seiner Reichweite. Ihre eigene Erregung sah sie aus der Ferne mit trauriger Verachtung. Der Bourbon ließ es Gott sei Dank unwirklich erscheinen, wie sie sich langsam auszog.

Endlich glitt sie aus seinen Armen und begann, splitternackt im Zimmer herumzulaufen. Sie riß Bücher aus dem Regal und ließ sie auf den Boden fallen. Sie schrieb ihren Namen in den Schmutz auf den Fenstern der Glastür zur Veranda. Das Feuer hatte sie rußig gemacht; sie mußte daran denken, Joe Nevers daran zu erinnern, daß er eine Putzfrau bestellte.

Dana, der im Feuer herumstocherte, sah auf und rief ihren Namen. Das Feuer beleuchtete die gutgeschnittenen Linien seines Gesichts.

»Geht es dir besser?« fragte er.

Sie lächelte in ihr Glas. »Ja«, sagte sie. »Es wird allmählich.«

Die Ironie entging ihm. »Hungrig?« fragte er.

Sie zuckte die Achseln. Ihr Hunger hatte mit dem ersten Schluck Bourbon aufgehört. Sie rührte mit einem Finger den Bourbon und das Eis in ihrem Glas um. Das Feuer ließ die dunkle Flüssigkeit leuchten. Sie saugte an ihrer Fingerspitze, als würde sie bluten.

Er kam zu ihr, nahm ihr den Finger aus dem Mund und saugte selbst daran. Seine Erektion war etwas zurückgegangen, aber an ihrem seidigen Schenkel wurde er schnell wieder hart. Sofort wühlte das Verlangen nach ihm die oberflächliche Ruhe des Alkohols in ihrem Blut auf und ließ sie den Atem anhalten.

Ihre Münder trafen sich heftig, und Blut floß. Sie kratzte ihm mit den Fingernägeln über den Rücken, und sein Penis drückte sich hart in ihren Bauch. Er rieb ihr ungeschickt mit den Knöcheln die Scheide, und sie zog sich zurück. Dieses Mal aber entkam sie ihm nicht. Seine Hände packten sie fest genug am Arm, um den Blutkreislauf zu unterbrechen, und als sie sich losreißen wollte, wurde sein Griff

noch fester. Der Schmerz ließ sie wütend werden. Sie versuchte, ihm mit dem Knie zwischen die Beine zu stoßen, aber er drückte das volle Gewicht seines Körpers auf sie und zwang sie auf ihren Rücken. Seine Augen waren glasig, und Blut von dem Riß in seiner Lippe lief ihm auf das Kinn. Sie zwang sich dazu, sich zu entspannen, und als er dachte, sie würde sich nicht mehr gegen ihn wehren, knurrte sie, fuhr auf ihn zu und schleckte ihm mit der Zunge das Blut vom Kinn. Als er aus Angst vor ihren Zähnen seinen Kopf zurückzog, versenkte sie sie in seine Kehle.

Er stieß einen Schrei aus und warf sie auf den Boden, um sich zu befreien. Ihr Kopf prallte von dem Teppich ab. Sie rollte benommen zur Seite und tastete nach ihrem Drink. Sie hörte hinter sich das unsichere Klingen von Glas an Glas, und wie aus der Flasche eingegossen wurde.

»Es gefällt dir wohl, wenn du vergewaltigt wirst?« fragte er wütend.

In diesem Augenblick wußte sie, daß Guy ihnen ihr Geheimnis verraten hatte. Sie war rasend vor Wut. Das war ein Verrat, der über Ehebruch hinausging. Sie gab Dana keine Antwort, sondern leckte sich nur voller Verachtung das Blut von den Lippen. Sie mußte nach dem Kaffeetisch tasten, um wieder aufstehen zu können. Plötzlich müde, begann sie, ihre verstreuten Kleidungsstücke einzusammeln. Ihr Kopf war in ihrem Pullover, und ihre Arme suchten die Ärmel, als er sich auf sie stürzte und sie auf die Couch warf.

Er machte sich gerade an ihren unteren Regionen zu schaffen, und sie merkte, daß der Alkohol ihn langsamer machte. Sie zog heftig ein Knie hoch, das spektakulär auf seine Nase prallte. Er ließ sie los, um den plötzlichen Blutstrom aus seiner Nase aufzufangen. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß er in absehbarer Zukunft noch einmal einen hochbekommen würde.

Sie zog sich den Pullover fertig an. Er hatte sich inzwischen Eis aus dem Eisbehälter geholt, das er sich ins Gesicht hielt.

Als sie fertig angezogen war, ging sie wieder ins Bad. Von der Schüssel aus konnte sie sehen, daß ihr Haar wieder zerzaust war, und so nahm sie sich die Zeit, es noch einmal auszubürsten und ihren Lidstrich und ihren Lippenstift aufzufrischen, obwohl es schmerzte, den Lippenstift über die kleinen Risse in ihrer Haut zu ziehen.

Dana saß in ein Federbett eingerollt vor dem Feuer und hielt zugleich seine Nase und die Bourbon-Flasche.

Sie nahm ihren Ehering ab und warf ihn ins Feuer.

»Du bist nichts als eine verdammt zickige Kuh, weißt du das?« sagte er.

»Besser als eine romantische Kuh«, sagte sie. »Ich mag es nicht, wenn man mir sagt, was ich zu fühlen habe, und wann.«

Sie erwartete nicht, daß er sie verstand. Wenn ihm das möglich gewesen wäre, wäre von all dem nichts passiert.

Sie nahm ihre Reisetasche und ihre Büchertasche auf, und dann holte sie sich die letzte Flasche Bourbon aus dem Schrank. Sie war betrunkenener als er, auch wenn vieles darauf hindeutete, daß er sie bald einholen würde. Doch sie war diesen Zustand gewöhnt.

Es machte ihr ausgesprochen Spaß. Sie war nie zufriedener, als wenn sie mit starker Schlagseite mit achtzig Meilen in ihrem dicken, fetten Cadillac den Highway entlang rauschte. Bisher hatte sie noch nie einen Unfall gehabt, und soweit sie sich erinnerte, hatte sie noch nicht einmal einen Strafzettel bekommen.

Das Haus in Falmouth war dunkel und still, als sie es erreichte. Sie schlich sich hinein, gab den Jungen in ihren Betten einen Kuß und schlüpfte selbst ins Bett. Sie wurde von dem Geräusch des klingelnden Telefons und von Davids Weinen geweckt. Als sie mit ihm im Arm aus dem Schlafzimmer kam, stand Edna im Gang und telefonierte.

Edna zuckte bei ihrem Anblick nicht mit der Wimper, obwohl sie eigentlich nicht hier sein sollte, sondern reichte ihr den Hörer.

»Es ist Joe Nevers«, flüsterte sie. Tom kam schon in den Gang heraus und rieb sich die Augen. »Er will wissen, ob Sie zu Hause sind.«

Torie erwartete natürlich nicht, daß Edna die Frage beantwortete.

Sie gab David, der jetzt ruhig war und interessiert verfolgte, was passierte, an Edna weiter und nahm den Hörer.

»Joe Nevers«, sagte sie. »Was gibt es denn so spät?«

Er antwortete ihr nicht direkt, und als er etwas sagte, klang er sehr müde und weit entfernt.

»Ist Guy bei Ihnen, Missus?« fragte er.

Sie zögerte. »Er ist im Krankenhaus«, sagte sie. »Ist irgend etwas?«

Joe Nevers räusperte sich. »Können Sie mir sagen, ob Dana Bartlett einen neuen, weißen Continental hat?«

»Also, ich glaube ja«, sagte sie und unterdrückte ein Gähnen. Sie hatte stechende Kopfschmerzen.

»Benutzt er vielleicht Ihr Haus, Missus?« fragte Joe Nevers.

Sie konnte ihn deutlich vor sich sehen, wie er mit der Mütze in einer Hand, den Hörer zwischen Kopf und Schulter geklemmt, mit der anderen Hand hinter seinem Ohr kratzte, um sie nicht direkt ansehen zu müssen. Joe Nevers.

»Jetzt, im Augenblick, meinen Sie?« fragte sie.

»Genau.«

»Bitte entschuldigen Sie mich«, sagte sie. »Ich schlafe noch halb. Natürlich ist Dana im Haus. Er hat sich von Guy einen Schlüssel geliehen. Er wollte dieses Wochenende jagen, und das Haus seines Vaters ist schon dichtgemacht.«

Joe Nevers, der das Haus der Bartletts nicht dichtgemacht hatte, wußte besser als jeder andere, daß das gelogen war.

Trotzdem sagte er nichts und ließ die Lüge Luft holen, nun, da sie geboren war.

»Missus«, sagte er traurig, »vielleicht geben Sie mir am besten die Nummer des Krankenhauses, damit ich Guy anrufen kann.«

»Was ist denn los?«

Joe Nevers seufzte. »Tut mir leid, Ihnen das sagen zu müssen, aber das Haus ist heute früh abgebrannt. Es ging so schnell wie ein Haufen trockener Blätter. Sieht so aus, als wäre Dana vielleicht drin gewesen.«

»Oh, mein Gott«, sagte sie.

Edna machte ein erschrecktes Gesicht und streckte eine Hand aus, um sie festzuhalten.

Torie hätte fast David fallengelassen.

»Joe Nevers«, sagte sie, »ich rufe Guy an. Er ruft Sie zurück, okay?«

»Gut, in Ordnung. Sagen Sie ihm, er soll mich im Feuerwehrhaus anrufen. Ich bin noch eine Weile hier.«

Sie unterbrach die Verbindung und wählte die Nummer von Bartletts Sommerhaus; Jeannie meldete sich.

»Ich muß mit Guy sprechen«, sagte Torie knapp.

Darauf folgte eine angespannte Stille, und dann sagte Jeannie: »Sicher.«

Guy Stimme war vorsichtig. »Torie?«

Sie holte tief Luft. »Es ist etwas Schlimmes passiert. Das Sommerhaus ist heute früh abgebrannt. Vielleicht war Dana noch drin.«

Guy schnappte nach Luft.

Sie fürchtete, daß er bald nicht mehr reagieren könnte und sprach deshalb schneller.

»Ich bin zu Hause in Falmouth. Ruf Joe Nevers im Feuerwehrhaus an. Ich gehe zu Dana hinüber und warte bei den Kindern.«

Sie legte schnell auf, bevor er ihr Fragen stellen konnte.

Sie nahm Edna David wieder ab. »Ich muß Ihnen etwas sagen.«

Edna legte ihre Hände auf Tories Schultern. »Ich habe es gehört.«

»Es gibt da noch mehr«, sagte sie. »Ich bin gestern nacht heimgekommen...«

Edna nickte. »Lassen Sie das jetzt. Geben Sie mir David. Legen Sie sich wieder ins Bett.«

Torie schüttelte den Kopf. »Ich dusche jetzt, und dann gehe ich hinüber zu Jeannie.«

Edna nickte. Sie fand es gut, daß Torie den schweren Weg wählte.

Gott sei Dank für Edna. Edna hatte dreißig Jahre mit ihrem Mann zusammengelebt, der Alkoholiker war. Sie war nicht überrascht oder bestürzt gewesen, als sie entdeckte – was schon sehr bald der Fall war –, daß auch Torie mit dem Alkohol Probleme hatte. Sie verliebte sich in Tommy und David, die Enkel, die sie nie gehabt hatte. Sie vermißte ihren Mann und kümmerte sich um Torie mit der gleichen freundlichen, hilfreichen Fürsorge, die sie ihm gegeben hatte. Sie war sicher, daß Torie in ihrem Innern wie Mike ein guter Mensch war, auf dem der Fluch des Trinkens lastete. David und Tommy waren der Beweis für Tories innere Werte.

Edna und Guy hatten sich auf ihre eigene Art arrangiert. Ednas Sympathie mit Guy hielt sich in Grenzen. Er weigerte sich, das Schlafzimmer seiner Mutter zu betreten, was für sie ein deutliches Indiz für seinen Mangel an Seelenstärke war. Guy seinerseits fand sie als Ersatz für Beulah Clark, die ihn schamlos verwöhnt hatte, kaum akzeptabel. Sie kamen hauptsächlich deshalb miteinander aus, weil Edna sich nicht verdrängen lassen wollte, solange Torie und die Jungen sie brauchten.

Torie war nicht überrascht, schwarzen Kaffee neben dem Bett vorzufinden, und daneben eine Karaffe mit Bourbon, als sie aus der Dusche kam.

»Die Trinkerei«, murmelte der alte Mann. »Sie haben sich die Schuld gegeben.«

»Quatsch«, sagte Torie. »Sie verdammter alter Trottel. Das ist der Grund, warum Sie getrunken haben. Ich bin nur eine verdammte Gewohnheits-Alkoholikerin. Das ist der Grund, warum *ich* trinke.«

Er rollte mit deutlicher Anstrengung seinen Kopf hin und her.

»Das sagen Sie.«

»Das sage ich«, sagte sie. »Meinen Sie, ich gebe mir die Schuld, weil irgendein Hundesohn im Suff sich und mein Haus verbrannt hat? Vielleicht sollte ich mir auch noch die Schuld geben und nicht den verdammten Bakterien, die Tommy umgebracht haben? Soll ich mich Gary Bucks Club anschließen? Vielleicht soll ich mir auch die Schuld geben, weil irgendein Scheißer India mit einem Reh verwechselt hat?«

Von ihrer Schimpftirade hatte sie einen trockenen Hals bekommen, und sie nahm einen Schluck aus der Flasche. Sie verschüttete etwas auf die Decke, weil sie ihre zitternden Hände nicht unter Kontrolle halten konnte. Sie hatte es nicht nötig, es von den Augen des alten Mannes abzulesen: sie war wieder betrunken. Wieder zu Hause. Das alte, vertraute Gebiet.

»Scheiße«, sagte sie düster.

»Ich weiß«, sagte der alte Mann langsam, »wer India umgebracht hat.«

Die Flasche glitt ihr aus der Hand und fiel auf das Bett. Der Schnaps lief heraus, ohne daß sich jemand darum kümmerte, und bildete einen dunklen Fleck auf dem Federbett.

»Seien Sie ruhig«, sagte sie. »Ich will es nicht wissen.«

Er faßte nach ihrer Hand. Sie gab sie ihm widerwillig. Er klammerte sich daran fest, als hinge sein Leben davon ab.

## ❧ Frühjahr 1968 ❧

Als Hope McAvoy aus dem Zimmer kam und verkündete, daß Cora einen guten Tag gehabt habe, dachte Joe Nevers bei sich, daß sie das nur tat, um ihn länger zu quälen.

Cora döste, und die Fernbedienung des neuen Fernsehgeräts lag noch in ihrer schlaffen Hand. Er faßte hinüber und drückte auf den Ausschaltknopf. Sie öffnete sofort ein Auge und sah ihn böse an.

»Zeit fürs Abendessen«, sagte er.

Sie schmatzte mit den Lippen und versuchte die Kruste von getrocknetem Speichel in ihren Mundwinkeln aufzuweichen.

Als er aber die Suppe brachte, drehte sie ihr Gesicht weg. »Zu heiß«, sagte sie, obwohl sie nicht davon probiert oder auch nur den Dampf von dem Löffel in der Nähe ihrer Haut gespürt hatte.

Er blieb geduldig sitzen und wartete darauf, daß die Suppe kalt wurde. Die Luft in dem Zimmer war erstickend. Man konnte sich nicht auf Hope verlassen, daß sie ein Feuer im Kamin anmachen konnte, und deshalb brannte der große Ofen. Cora sah aus, als sei sie in der extrem trockenen Hitze geschmolzen, so hager waren ihre Gliedmaßen und ihr Gesicht geworden, obwohl ihr Bauch so weiß und geschwollen war wie ein Brotlaib, der ging. Er hätte ebensogut Dollar-Noten verbrennen können wie Öl.

Als er den Suppenlöffel wieder aufnahm, um sie zu füttern, schüttelte Cora den Kopf. »Mir ist heute abend nicht nach essen.«

Seine großen Hände schlossen sich fest um die Griffe des Tablett. »Wie wär's mit einem Ei?«

Cora lächelte tapfer. »Das wäre nicht schlecht.«

Er stellte die Zeituhr ein. Cora brauchte ihr Ei genau richtig: wachweich, nicht zu weich, nicht zu hart.

Während er in der Küche war, schaltete sie den Fernseher wieder ein, sah sich aber nichts an, sondern schaltete nur lustlos mit ihrer Fernbedienung von einem Sender zum anderen. Als sich ihre Welt auf die Grenzen des Wohnzimmers verengt hatte, war das Fernsehen äußerst wichtig für sie geworden, ein Fenster zu der Welt draußen. Aus dem, wie Cora über die Fernsehserien sprach, mit denen sie sich die Zeit vertrieb, hatte Joe Nevers geschlossen, daß sie sie für Realität hielt, und daß es ihr mit Hilfe der Magie des Fernsehgeräts ge-

lang, die bunten, ereignisreichen Privatschicksale von realen Menschen zu verfolgen.

Es war ein brandneues Gerät mit einem riesigen Bildschirm, dem größten, den es gab, weil Cora Schwierigkeiten damit hatte, Details zu erkennen. Es stand auf der hochbeinigen Kommode, die aus dem Schlafzimmer hereingeschafft worden war, damit sie sich – im Gegensatz zu Joe Nevers – nicht den Hals zu verrenken brauchte. Ohne Zweifel verhinderte es diese Unbequemlichkeit, daß er sich das Fernsehen angewöhnte.

Mit der Umstellung der Kommode war die Fiktion aufgegeben worden, Cora müsse nur eine oder zwei Wochen im Wohnzimmer bleiben. Sie enthielt die Wäsche für das Krankenhaus-Bett und ihre Nachthemden, von denen sie eine erhebliche Menge besaß, weil sie ihren Schließmuskel oft nicht unter Kontrolle hatte. Eine ganze Schublade enthielt Gerätschaften zur Krankenpflege, die Hope McAvoy leicht unanständig fand, wie zum Beispiel Einlauf-Spritzen, die deutlich daran erinnerten, daß Coras Körperfunktionen zusammengebrochen waren.

Joe Nevers mußte Holzgriffe an den Wänden befestigen, damit sich Cora bei den seltenen Gelegenheiten, wenn sie sich dazu in der Lage fühlte, ins Bad zu schlurfen, festhalten konnte. Das Bad selbst hatte den antiseptischen Geruch eines Krankenhauses angenommen. Chromröhren an beiden Seiten der Toilette ermöglichten es ihr, sich hinzusetzen und aufzustehen. In der weiß emaillierten Stahldusche hing der Einlaufbeutel wie eine schlaffe Fahne.

Cora nahm nicht mehr als einen oder zwei Bissen von dem Ei, bis sie wieder den Kopf wendete.

»Ich bin einfach nicht hungrig heute abend«, sagte sie.

Nachdem Joe Nevers die Küche saubergemacht hatte, rückte er seinen Lehnstuhl neben Coras Bett, um selbst auch fernzusehen.

»Was willst du dir anschauen?«

Sie zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht so recht. Was gibt es denn heute abend?«

Sie wußte das genauso gut wie er, weil sie tagsüber oft die Fernsehzeitung durchblätterte, aber Joe Nevers machte mit und hielt das ganze Abendprogramm durch.

»Peyton Place«, sagte er. »Willst du das sehen?«

Sie ließ es ihn mit der Fernbedienung suchen, gab das Gerät aber nicht aus der Hand. Ihr Griff war etwas verzweifelt, als habe sie Angst, er wolle es ihren schwachen Händen entreißen.

»Soll ich die Jalousie herunterlassen?« fragte er, bevor er sich setzte.

Cora hob den Kopf und sah zum Fenster. Ein stetiger Schneefall war in dem Licht aus dem Wohnzimmer zu sehen.

»Seit wann schneit es denn?« fragte sie.

»Seit ungefähr vier Uhr. Viel wird es nicht werden.«

Sie starrte zum Fenster und dachte über diese Vorhersage nach.

»Dann laß die Jalousien oben. Ich möchte gern selbst sehen, wieviel es wird.«

Während in der ersten Unterbrechung der Sendung die Werbespots abliefen, machte ihr Joe Nevers eine Tasse schwachen Tee.

»Was meinst du?« fragte er sie. »Ist Peyton Place so wie irgendeine andere Kleinstadt, in der du gewohnt hast?«

Cora schüttelte den Kopf. »Zu viele Leute. Schau dir doch einmal an, wie groß diese Bar ist. Man müßte nach Lewiston gehen, wenn man so eine große Bar finden wollte.«

Er suchte ihre Pillen aus. »Außerdem zuviel Geld«, sagte er. »Ich habe in einer Kleinstadt noch nie so viel Geld gesehen.«

Ob in Maine oder New Hampshire, es war überall gleich. Die ländliche Gesellschaft ruhte in beiden Staaten auf einem soliden Fundament von Armut und einer Bevölkerung, die ebenso spärlich war wie das Bargeld knapp. Die Unterhaltung bestand für beide darin, sich die Vorstellungen der Stadtleute vom Landleben anzusehen.

»Bist du soweit für die hier?« Er goß ihr Wasser ein.

Sie war soweit. Bevor Peyton Place, diese Mischung aus Sünde und Bigotterie, auch nur zu drei Vierteln vorbei war, hatte Cora glasige Augen. Ungefähr um diese Zeit hätte sie nämlich sonst die Sendung abgeschaltet und gesagt, sie sei zu müde, sie zu Ende anzusehen. Das gehörte zu ihren Methoden, wie sie sicherstellte, daß ihm das Fernsehen nicht zu viel Spaß machte. Er hatte ihr diese Macht in die Hand gegeben, als er ihr die Fernbedienung gekauft hatte, und sie zögerte nicht, sie einzusetzen.

Er mußte sich über sie lehnen, um wieder auf den Knopf drücken zu können. Sie schnarchte leise. Er machte die Lichter dunkler, stellte sich seine Leselampe neben seinen Sessel, setzte seine Lesebrille

auf und schlug das Buch auf, durch das er sich gerade arbeitete, ein abgegriffenes Exemplar von *Harrison High*.

Etwas später begann Cora, im Schlaf zu sprechen. Sie sagte dabei meistens Unsinn, und dann und wann mischte sie Bemerkungen über das Wetter, Kochrezepte, die Kinder von anderen Leuten oder das Fernsehprogramm mit ein. Nach einer Weile beruhigte sie sich wieder und schlief.

Kurz vor Mitternacht steckte Joe Nevers ein Buchzeichen in sein Buch, legte es zur Seite, seine Brille darauf, stand auf, streckte sich und dachte an seine wohlverdiente Ruhe.

»Er denkt, ich weiß nicht, von wem der Balg ist«, sagte Cora empört und so deutlich, wie man an einem trockenen, kalten Tag die Berge sehen kann.

Joe Nevers erstarrte und wagte es kaum zu atmen. Es fiel ihm sofort wieder ein, wie er seine Hand dazu gezwungen hatte, sich um den Griff zu schließen, die Schranktür aufzumachen und nach seiner alten Flinte zu sehen. Sie stand hinten in dem Schrank, genau da, wo er sie hingestellt hatte, nachdem er sie das letztemal gereinigt hatte. Fast.

Coras Augen waren geschlossen. Er konnte sehen, wie die Augäpfel beängstigend unter den Lidern rollten, als versuchten sie, alles zu sehen. Sie war hinüber, wie Hope McAvoy sagen würde.

»Dem werd' ich's zeigen«, knurrte sie, und dann, mit völlig normaler Stimme, als wolle sie guten Tag sagen: »Er kriegt... sie nicht. Peng... Peng.«

Die Flinte hatte fast an dem Platz gestanden, an den er sie gestellt hatte.

Joe Nevers schüttelte den Bann von Coras Stimme ab und ging zu ihrem Bett. Er beugte sich über sie.

»Cora«, flüsterte er. »Warst du es?«

Sie antwortete ihm nicht, aber ihr Mund zuckte in lautlosem Gelächter, und dann verkrampfte sich ihr Körper, und sie streckte ihre Zunge zwischen den Zähnen heraus.

Er trat erschreckt zurück, und kalter Schweiß brach ihm auf der Stirn aus.

Cora holte einige Male unregelmäßig verzweifelt Luft, als sei sie beim Lachen außer Atem geraten, und dann wurde ihr Atem ruhiger und leichter, und sie schien in einen tieferen Schlaf zu versinken. Er

beobachtete sie lange Zeit mit tief in die Taschen geschobenen Händen. Zu groß war die Versuchung, ihr die Kehle zuzudrücken.

Er schlief nicht gut in dieser Nacht.

Am nächsten Morgen fuhr er zu Roscoes Schnellimbiß, um das öffentliche Telefon zu benutzen. Er traf Vereinbarungen, daß Cora in das Krankenhaus von Greenspark aufgenommen wurde, und dann rief er Hope an und sagte ihr, sie solle Cora für den Transport in der Ambulanz vorbereiten. Er sah sie nie wieder.

»Cora war es«, sagte er. »Cora war es.«

»Das ist eine Lüge«, fauchte Torie ihn an. »Cora soll ein Reh in den See getrieben haben, um den Mord an India zu tarnen? Ist dir das Auto auf den Kopf gefallen, Alter? Bist du zu deiner Senilität jetzt auch noch verrückt geworden?«

Er rollte protestierend den Kopf von einer Seite zur anderen. »Mein Gewehr hat nicht genau am selben Platz gestanden. Cora war eine unheimlich gute Schützin. Church hat es ihr beigebracht.«

Torie tastete nach der Flasche, schüttelte sie und sah, daß sie auf der Decke ausgelaufen war.

»Es ist die Wahrheit«, keuchte der alte Mann. »India war mein Kind. Cora konnte es nicht ertragen, daß ich etwas hatte, was mir allein gehörte. Sie hat sie mir weggenommen.«

Torie warf die leere Flasche zur Seite. »Wer ist denn auf diese verrückte Idee gekommen? Mit India? Du oder Cora?«

»Ich wußte es«, sagte er einfach. »Sie hat es sich ausgedacht.« Die Worte kamen langsam und stockend.

Torie tippte ihm mit einem Finger auf die Brust. »Die Wahrheit ist«, sagte sie, »daß India *mein* Kind war.«

Der alte Mann rollte hartnäckig mit seinem Kopf.

»Sie hatte einen Fleck in einem Auge«, sagte er. »Den gleichen wie meine Mutter und meine Schwester.«

»Quatsch. Indias Augen waren perfekt.«

Damit wollte sie aufhören, aber sie schaffte es nicht. Sie war noch nicht betrunken genug.

»Und selbst wenn sie einen Fleck in einem Auge gehabt haben sollte, so beweist das noch gar nichts«, beharrte sie.

»Für mich schon«, sagte der alte Mann.

»Hör zu, bei dir ist der Wunsch der Vater des Gedankens.« Ihr Elend schnürte ihr die Kehle zu. Ihr Gesicht war wieder heiß geworden und klopfte. »Verdammte Scheiße noch mal«, sagte sie. »Es ist mir im Grund egal.«

Sie machte ihre Hand von seiner frei und stolperte vom Bett. Die Feuer mußten versorgt werden. Das war eine gute Entschuldigung, in die Küche zu wandern und die letzte Flasche aus dem Schrank zu holen. Während sie sie öffnete, blieb sie in der Schlafzimmertür stehen und sah den alten Mann an. Er hob mühsam seinen Kopf, um nach ihr zu sehen, und schien sich zu entspannen, als er sie bemerkte. Ihr kam der Gedanke, daß er nicht allein gelassen werden wollte. Ihre verletzte Hand war ihr mehr Behinderung als Hilfe, und sie verschüttete etwas Bourbon auf ihre nackten Füße. Sie ärgerte sich über ihre eigene Ungeschicklichkeit und die Verschwendung und trocknete sich die Füße nacheinander ab, indem sie sie an ihrem Bademantel abwischte.

»Joe Nevers«, sagte sie und hob die Flasche in seine Richtung in die Luft.

Er grinste und folgte ihrem Weg, als sei er wieder ein kleiner Junge, der seine Mutter beobachtet, wie sie auf ihn zukommt, um ihn aus der Wiege zu nehmen.

Er tastete nach ihrer Hand, sobald sie wieder in Reichweite war.

»Joe Nevers«, sagte sie und beugte sich über ihn. »Du erinnerst dich noch besser daran als ich.«

Er nickte.

»Meinst du, wir waren es?«

Seine Augen weiteten sich. Er versuchte, etwas zu sagen, brachte aber nur ein Keuchen heraus. Besorgt legte sie sich die Flasche zwischen Oberschenkel und Brust und suchte nach den Pillen, die sie noch in der Tasche hatte. Das Keuchen ließ jedoch nach, und er entspannte sich wieder. Seine Augen aber verließen nie ihr Gesicht.

»Na, du scheinst es tatsächlich zu glauben«, sagte sie. »Ich hätte nie gedacht, daß du an etwas so Papistisches wie die jungfräuliche Empfängnis glaubst. Ich will verdammt sein, wenn ich mich daran erinnere, das ist alles.«

»Betrunken«, sagte Joe Nevers ganz deutlich.

Sie ließ seine Hand fallen. »Das ist ja wohl nichts Neues.«

## ❧ Sommer 1958 ❧

Sie war allein in dem neuen Haus und fühlte sich in der Stille nicht wohl. Mit Brandy in ihrem Kaffee strich sie durch das Haus und sah sich die leeren Ecken und Winkel an. Die letzten Zimmerleute und Tapezierer hatten ein Chaos hinterlassen, und sie und Edna waren den ganzen vergangenen Tag damit beschäftigt gewesen, es aufzuräumen. Nun war das Haus zwar makellos sauber, aber so spärlich möbliert, daß es unreif aussah wie ein grüner Apfel. Selbst das unordentlich herumliegende Spielzeug in den Zimmern der Jungen ließ die Räume nur noch leerer und größer erscheinen.

Edna war früh aufgestanden, um einen Picknick-Korb zu packen, und war dann mit den Jungen nach North Conway gefahren, um dort den Zug zu nehmen. Küchengeräusche hatten Torie geweckt, die nach der Putz- und Aufräum-Orgie des vergangenen Tages lang geschlafen hatte. Sie zog den Kaschmir-Bademantel über, den ihr die Jungen zum Muttertag geschenkt hatten, und stand auf, bis sie weg waren. Es wäre sinnlos gewesen, danach noch einmal zu versuchen, einzuschlafen. Sie schlenderte durch das Haus auf die Veranda hinaus, wo sie die morgendliche Kühle und die Leere des Sees genoß.

So früh am Tag verlieh die Stille des Sees ihm fast eine gewisse Heimlichkeit, und man konnte das Plätschern von Eistauchern oder das Zischen eines vereinzelt Kanus hören. Das Geräusch von Joe Nevers' Lieferwagen in der Einfahrt, sein diskretes Klopfen an der Tür, auf das er von ihr keine Antwort erwartete, sein von dem Klappern der Hintertür markierter Weg über die hintere Veranda ins Haus, all das waren vertraute Hintergrundgeräusche, die keine Unterbrechung oder Störung darstellten, sondern dazu gehörten.

Die Baufirma hatte mit ihren schweren Geräten den Boden im Frühling aufgewühlt, als er noch weich und verwundbar gewesen war. Fast von dem Tag an, an dem der Schaden angerichtet worden war, war Joe Nevers damit beschäftigt gewesen, ihn zu reparieren, aber es war viel Arbeit, und er war noch damit beschäftigt. Den größten Teil davon hatte er selbst gemacht, und nur dann und wann hatte er sich Hilfe aus dem Dorf von Leuten wie Reuben Styles geholt, der seinem Standard an Geschick und Sachkenntnis entsprach.

So bewegungslos wie die alte viktorianische Sonnenuhr, die er erst am Tag zuvor in die richtige Position gebracht hatte, sah Torie Joe

Nevers zu, wie er eine Schubkarre mit einem Ballen Torf zu der Stelle schob, an der er gestern bei Feierabend aufgehört hatte. Dort angekommen, nahm er mit einer Hand seine Mütze ab und wischte sich die Stirn ab. Er sah, daß sie ihn beobachtete, und tippte sich zur Begrüßung an den Schirm seiner Mütze, beugte sich herab und machte mit seiner Arbeit weiter.

In der Nacht zuvor hatte Tommy geschrien und sie geweckt. Sie fand ihn zitternd an der Tür seines Zimmers zusammengekauert.

Sie setzte sich neben ihn und drückte ihn an sich. »Was ist denn?«

»Ich mag das Zimmer nicht«, sagte er leise.

Sie seufzte. »Warum?«

Er sah ängstlich über seine Schulter. »Da kratzt irgend etwas am Fenster und versucht hereinzukommen.«

Sie sah auf und hörte genau zu. Dann hörte sie es selbst. Kratz, kratz. Das Geräusch von Kiefernzweigen am Fensterglas.

»Das ist der Baum«, sagte sie.

Tommy sah noch einmal über seine Schulter. Er entspannte sich. »Oh.«

»Okay?«

Er nickte. Sie drückte ihn noch einmal an sich.

»Zurück ins Bett«, sagte sie.

Er drückte sie fest an sich. »Kann ich heute nacht nicht bei David schlafen?«

Mit einer sanften Handbewegung hob Torie sein Gesicht zu ihrem hoch. Er war noch immer blaß und sah sie mit aufgerissenen Augen an. Sie seufzte. »Na gut. Aber nur heute nacht.«

Sie legte ihn neben David, der in tiefem Schlaf auf seinem Bett lag. Als sie die Schlafzimmertür hinter sich zumachte, gestattete sie sich ein Lächeln. Viel würde ihm sein fünfjähriger Bruder gegen ein Baum-Ungeheuer auch nicht helfen können. Süß war es aber doch. Sie fühlte eine Woge der Zuneigung zu den beiden in sich aufsteigen, zu dem verängstigten Siebenjährigen und zu seinem kleinen Bruder, der in dieser Nacht sein Talisman war.

Als die Sonne etwas höher gestiegen war und ihr warm wurde, ging sie hinein, um sich Shorts und ein Bikini-Oberteil anzuziehen. Sie steckte sich das Haar hoch, rieb sich mit Sonnenschutzmittel ein und suchte ihre Sonnenbrille. Mechanisch stapelte sie Platten in den Plattenwechsler und legte sich einen Stapel Sachbücher und Artikel ne-

ben den Liegestuhl auf der Veranda. Sie füllte einen Eisbehälter, vergrub eine Cola darin und steckte ein großes Glas über die Flasche. Die kalte Luft aus dem Eisschrank ließ sie frösteln, aber sie war nicht unangenehm. Sie hielt die Tür auf und zählte die Flaschen darin, ließ dabei aber bewußt die beiden Sechserpackungen aus, die Joe Nevers bei seiner Ankunft mitgebracht hatte.

Das würde ein trockener Tag für sie werden, das hatte sie sich bereits klargemacht, der zweite hintereinander. Eigentlich sollte sie Joe Nevers sagen, den Rest der Kiste hereinzubringen, den er – wie sie wußte – in seinem Lieferwagen hatte. Er würde sich hinter dem Ohr kratzen, wie er das gewöhnlich tat, wenn sie darauf bestand, daß er den Kühlschrank benutzte statt des Kühlfachs hinten in seinem Lieferwagen. Es war schließlich ein großer Kühlschrank. Wenn sie ihm dadurch das Leben erleichterte, daß sie Cora die Gelegenheit nahm, über das Kühlfach in dem Lieferwagen zu nörgeln (*Wie sieht das denn aus? Was werden die Nachbarn denken?*), dann sollte ihnen das beiden recht sein. Joe Nevers akzeptierte ihr Angebot, stellte aber jeweils nur eine halbe Kiste in den Kühlschrank, um nicht zuviel Platz zu beanspruchen. Zwischen der Mittagszeit, wenn er die erste Flasche aufmachte, und sechs Uhr, wenn er Feierabend machte, kühlten die beiden letzten Sechserpackungen. Torie wußte, sie und die beiden Ladenbesitzer in der Stadt waren die einzigen, denen bekannt war, wieviel Joe Nevers wirklich trank. Die Ladenbesitzer verdienten daran, und Torie saß im Glashaus, und so behielten sie es für sich. Davon abgesehen betrachtete es Torie als humanitären Akt, ihm den Platz im Kühlschrank für sein Bier zuzugestehen. Joe Nevers würde nicht soviel trinken, wenn Cora ihn nicht unglücklich machen würde.

»Joe Nevers«, rief sie ihm zu.

Er legte seine Geräte beiseite, kam auf die Veranda und wischte sich mit seinem großen Taschentuch das Gesicht ab.

»Tommy will in seinem Zimmer nicht schlafen, weil bei jedem Windhauch die Äste von dem Baum dort an dem Fenster kratzen.«

Joe Nevers schüttelte den Kopf. »Ich wollte die Zweige ja schon schneiden, als gebaut worden ist. Damals wollten Sie es nicht.«

»Jetzt will ich es aber.«

Er nickte.

»Außerdem bekommt man dann eine bessere Aussicht«, sagte sie.

»So ist es«, sagte er und ging weg.

Einige Minuten später kam er mit seinen Steigeisen wieder. Sie beobachtete ihn, wie er sich an der Kiefer angurtete und durch die unteren Zweige hochzusteigen begann. Er zog eine Motorsäge, eine Handsäge und ein Seil hoch. Bald begannen Äste von dem Baum herabzufallen wie reife Früchte, die größeren wurden langsam und vorsichtig an Seilen hinuntergelassen.

Sie versuchte zu lesen, aber von der Sonne bekam sie Kopfweh, und ihre Augen begannen zu tränen. Sie ließ einen Schoß voll Lese-stoff auf den Boden fallen, schloß ihre Augen, um sie vor der Sonne zu schützen, und trank die Cola. Sie half auch nicht viel.

Sie ging hinein, um wieder im Haus herumzugehen. Das alte Haus war dunkel und höhlenähnlich gewesen und immer kühler als draußen, aber dieses Haus war wie ein Treibhaus und steigerte die Hitze und das Licht in tropische Dimensionen. Es war wie eine Bühne, die von Reihen von grellen Scheinwerfern beleuchtet wird. Sie fühlte sich gefangen und ruhelos. Sie wünschte sich, sie wäre mit Edna und den Jungen nach North Conway gefahren. Sie wünschte sich, Fanny wäre gekommen, damit sie in dem leeren Haus nicht allein zu sein brauchte. Der Sommer lag vor ihr wie ein heißer, luftloser Tunnel ohne erkennbares, vorstellbares Ende. Ohne viel darüber nachzudenken, ging sie zum Kühlschrank und holte ein Bier heraus.

Sie streckte sich auf dem Liegestuhl aus, schloß die Augen und lieferte sich ganz der Sonne aus. Sie trank das erste Bier sehr langsam. Als sei sie auf einem imaginären Grill, rollte sie sich von Zeit zu Zeit auf den Bauch und dann wieder zurück auf den Rücken. Sie zählte es nicht, wie oft sie hineinging, um sich noch ein Bier zu holen. Bei den ersten Malen spürte sie noch eine kurze Enttäuschung über sich selbst, aber sie wußte zugleich auch, daß sie das nicht daran hindern würde.

Nach einer Weile ging sie ins Haus und in Tommys Zimmer hinauf. Sie öffnete das Fenster im Zwischengeschloß mit dem Bett und reichte Joe Nevers ein Bier hinaus.

Er griff ohne Zögern danach, obwohl er dadurch leicht sein Gleichgewicht verlieren konnte. Er war recht sicher an dem Stamm der Kiefer angurgtet.

»Wollen Sie etwa, daß ich von dem Baum herunterfalle, Missus?« fragte er grinsend.

»Sie könnten nicht einmal dann fallen, wenn Sie wollten, und wenn, dann würden Sie auf die Füße fallen«, sagte sie.

Er lachte. »Mag sein.«

»Warum schneiden Sie nicht den da ab«, sagte Torie und deutete auf einen Ast links von ihr. »Und den daneben.«

Er grunzte und schnitt die Äste ab. Als er damit fertig war, nahm er seine Mütze ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Okay?«

Torie runzelte die Stirn. »Und was ist mit dem da?«

Joe Nevers sah ihn an. »Ah ja, richtig.«

Er mußte den da mit einem Seil ablassen, und als er abgeschnitten war und auf dem Boden lag, seufzte er erleichtert tief auf.

»Was ist denn los, Alter?« sagte Torie. »Sie spüren wohl die Jahre?«

Er musterte sie ironisch. »Ich wäre ein Narr, wenn ich das nicht tun würde.«

»Gut«, sagte Torie. Sie lehnte sich auf den Fenstersims und musterte den Baum. »Was ist mit dem da?«

Joe Nevers sagte nichts. Er sah den Ast an, und dann sah er sie an, und dann sah er den Ast wieder an.

»Missus«, sagte er, »der Ast berührt das Fenster auch bei einem Hurrikan nicht.«

»Schneiden Sie ihn einfach ab«, sagte Torie.

Er schüttelte den Kopf. »Warum säge ich nicht gleich den ganzen Baum ab?«

»Weil nur der Ast da abgesägt werden muß«, sagte sie.

»Stimmt nicht«, sagte er. »Entschuldigung, Missus, aber das stimmt nicht.«

»Sägen Sie den Scheiß-Ast ab!«

»Entschuldigung, Missus«, sagte Joe Nevers ernst. »Überlegen Sie sich, was Sie sagen. So sollten Sie nicht mit mir reden.«

In seinen klaren blauen Augen war kein Funke von Wut oder auch nur ein Ansatz von Kälte zu sehen. Trotzdem fühlte sie sich von ihnen festgenagelt. Sie wurde rot und grub ihre Fingernägel in das Fensterbrett.

»Sie haben recht. Tun Sie, was Sie für richtig halten«, sagte sie und ging vom Fenster weg.

Als Joe Nevers um zwölf Uhr mit nacktem Oberkörper und wie sie glänzend vor Schweiß zur Hintertür hereinkam, stocherte sie lustlos im Kühlschrank herum und suchte nach etwas Appetitlichem, ohne auch nur den geringsten Hunger zu verspüren. Sie grunzten sich durch die offene Tür zu, und sie reichte ihm eine seiner Sechserpakungen und die braune Papiertüte mit seinen Sandwiches.

»Danke, Missus«, sagte er, aber sein Blick galt der ersten Flasche, und er suchte in seiner Tasche nach dem Öffner.

Er leerte die erste mit zwei Zügen, wischte sich mit dem Unterarm über die Stirn und betrachtete ohne Begeisterung die Sandwiches. Er schlang sie in riesigen Bissen hinunter und sah ihr dabei zu, wie sie Eiswürfel in den Eisbehälter schüttete. Gut die Hälfte des Eises rutschte dabei über die Arbeitsfläche und fiel auf den Boden, wo es sofort zu Pfützen zu zerschmelzen begann. Sie kümmerte sich nicht darum, sondern verstaute Bierflaschen in dem Eisbehälter. Er beugte sich herab, nahm sie so schnell auf, als würde er wilde Erdbeeren pflücken, und warf die Eiswürfel in den Abfluß.

Sie bemerkte, was er tat.

»Danke«, sagte sie.

»Keine Ursache«, sagte er.

Er zerknüllte die Papiertüte und warf sie zusammen mit einer leeren Flasche in den Mülleimer.

»Wann kommt Fanny her?«

»Dieses Wochenende, mit Guy«, sagte Torie. »Sind Sie bis dahin fertig?«

Joe Nevers nickte. Torie hatte ihm den Auftrag gegeben, das Gelände in seinen vorherigen Zustand zurückzusetzen, um Fannys unvermeidliche Verwirrung auf das Nötigste zu beschränken. Es würde ihr sowieso schon schwer genug fallen, sich an das neue Haus anzupassen. Für die alte Frau war die Zerstörung des alten Hauses ein schwerer Schlag gewesen, und sie weinte noch immer darum, wenn sie meinte, niemand könnte sie hören.

Als Torie ihr Bier zu einem unausgesprochenen Trinkspruch hob, brauchte sie Joe Nevers nicht zu sagen, daß sie auf ihre Schwiegermutter trank.

»Sie war eine großartige alte Dame«, sagte er.

»Ich wünschte, Sie hätten nicht die Vergangenheitsform gebraucht.«

Er zuckte die Achseln. Die Fanny Christopher, die ihm eine zweite Mutter gewesen war, war unwiederbringlich verloren und gehörte ebenso der Geschichte an wie das alte Sommerhaus.

»Es ist doch wahr, nicht?«

Torie nahm den Eisbehälter auf. »So ist es.«

Er griff danach. Sie zögerte und gab ihn ihm. Er holte sich mit seiner freien Hand den Rest seiner Sechserpackung aus dem Eisschrank und ging hinter ihr her auf die Veranda.

Sie ließ sich auf den Liegestuhl fallen und schloß hinter ihrer Sonnenbrille die Augen. Die Sonne kochte den heftigen Geruch des Biers, den Kokosnuß-Geruch ihres Sonnenschutzmittels, den wäßrigen Geruch des Eises und den beißenden Harzgeruch der Kiefern. Aus ihrer Nähe, wo Joe Nevers mit gekreuzten Beinen auf der Veranda saß, kam der altmodische Geruch seines Rasierwassers und seines Morgenschweißes. Sie hörte, wie ein Bier aufgemacht wurde, und dann spürte sie eine plötzliche gläserne Kälte an ihrem Hals. Sie zuckte zusammen und lachte. Als sie nach dem Bier griff, trafen ihre Finger seine Hand, die die Flasche hielt. Sie stützte sich auf einen Ellbogen auf und er überließ sie ihr.

»Meinen Sie nicht auch«, fragte sie ihn und befeuchtete sich die Kehle, bevor sie weitersprach, »sie machen das Zeug im Sommer nasser und kälter?«

»Wahrscheinlich«, gab er zu.

Sie sah sich um. »Ich liebe diesen Ort«, sagte sie. »Ridge ist wie ein großes Geheimnis. Man kann nur ganz dahinterkommen, wenn man hier geboren ist, hier stirbt und nie von hier weggeht, nicht eine Minute dazwischen.« Sie lachte. »Damit bin ich ausgeschlossen, nicht wahr? Ich weiß aber zumindest, daß es ein Geheimnis gibt, und ein bißchen weiß ich auch davon. Genug, um mir das *ganze* Geheimnis vorstellen zu können.«

Joe Nevers schüttelte den Kopf. »Ich möchte gern glauben, daß es wahr ist, was Sie da sagen, aber ich bin schon immer hier, und wenn es um Ridge ein Geheimnis gibt, ich kenne es nicht, Missus.«

»Sie kennen es vielleicht noch nicht«, sagte sie. »Aber Sie werden es erfahren. Sie werden hier sterben und ich nicht. Bis dann werden Sie es wissen.«

Er lachte. »Wahrscheinlich werden wir es abwarten müssen.« Er sah sich schüchtern auf der Veranda um. Er legte seine Hände um seine Bierflasche.

»Sie tragen Ihren Ehering nicht mehr«, sagte er.

»Ich habe ihn verloren«, sagte Torie.

»Hier?« fragte er. »Ich halte gern die Augen danach offen.«

»Das ist die Mühe nicht wert«, sagte sie.

Er war erschrocken genug, um sie anzustarren. Sie wich seinen kühlen blauen Augen nicht aus. Es ging ihr auf, daß sie angetrunken war und ein großes Risiko einging, sich hier so mit diesem Mann zu unterhalten. Sie konnte sich nicht darauf verlassen, daß er auf allen Gebieten ungeschickt war, nur weil er mit Frauen notorisch eine unglückliche Hand hatte. Es war ihr gleich.

»Sie würden gut daran tun«, sagte sie gleichmütig, »Ihren auch zu verlieren.«

Er wendete seinen Blick von ihr ab. Seine Geheimnisse schienen ihm nicht so interessant wie ihre.

»Ich komme schon durch«, sagte er.

Sie lachte. »Elender Lügner«, sagte sie.

Er wurde rot, und dann lachte er. Er faßte zu ihr hinüber, um ihr die Lippen mit seinen Fingern zu versiegeln. Sie lagen breit und schwierig auf dem weichen Fleisch ihres Mundes.

»Still«, sagte er. Er prostete ihr mit seinem Bier zu. »Wir verstehen uns«, sagte er, »wir beide.«

»Aber sicher«, sagte sie.

Sie ließ sich wieder auf den Liegestuhl zurücksinken. Ihre Augen hinter ihrer Sonnenbrille waren weit offen. Die Kehle war ihr zugeschnürt, und die Zunge lag ihr dick im Mund. Sie hielt den Atem an. Als er sich aufrichtete, sich streckte und dann zu ihr herunterbeugte, um sie zu küssen, war sie zu überrascht, um schnell zu reagieren. Sie verschluckte den Geschmack von Bier und salzigem Schweiß. Sie richtete sich auf ihre Ellbogen auf, um mehr davon zu bekommen. Sie berührten sich nur an ihren Mündern. Als er sie losließ, fiel sie atemlos zurück.

»Jesus«, sagte sie.

»Das ist der Falsche«, sagte er. »Mein Name ist Joe Nevers.«

Es drehte sich in ihrem Kopf wie ein Kreisel. Er faßte wieder nach ihr, und sie hängte sich um seinen Hals, so daß er sie von dem Liege-

stuhl hochheben konnte. Er trug sie in das Haus durch das grell beleuchtete Wohnzimmer. Sie fühlte sich leicht in seinen Armen an und weich an den harten Muskeln seiner Brust. Er rollte sie so beiläufig auf ihr ungemachtes und verwühltes Bett, wie er den Torf auf dem Rasen ausbreitete.

Es gab keine Gardinen oder Vorhänge, nur Jalousien, und die ließ er herunter, so daß der Raum plötzlich schattig und auf geheimnisvolle Weise kühler war.

Bevor sie die Situation so recht begriffen hatte, war er bereits in ihr, und in weniger als einer Minute war er auch schon fertig. Zu benommen von dem Bier des Morgens, spürte sie das Zucken seines Orgasmus kaum, und sie reagierte erst, als er auf ihr zusammensank.

»Scheiße«, sagte sie.

Er wendete sein Gesicht von ihr ab.

»Das hätte ich mir denken können«, sagte sie.

Er begann sich bereits zurückzuziehen, doch sie schlang ihre Arme um seinen Hals. Er hörte auf, sich zu bewegen, und sah sie verstohlen an. Vermutlich hatte er zu lange keine Frau mehr gehabt. Da ging es ihm ähnlich wie ihr. Sie bezweifelte, daß sie dazu in der Lage war, ihm eine gewisse Befriedigung für sie selbst zu entlocken. Vorausgesetzt, daß er selbst Befriedigung gefunden hatte. Sie konnte ein Kichern nicht unterdrücken.

Sie seufzte und ließ ihn los. Sie hatte Durst. Sie schlüpfte aus dem Bett, um in die Küche zu gehen und sich etwas Kaltes und Nasses zu holen, und blieb völlig zwanglos und ohne Überlegung neben ihm stehen, um ihm über eine Brustwarze zu lecken. Das eine Mal führte zu ihrer beider Erstaunen zu einem weiteren. Sie brauchte nicht zu sehen, wie sich seine Augen weiteten, um zu wissen, daß er reagierte, denn ihre linke Hand fand blind seinen Penis. Sie fielen sich ungeschickt wieder in die Arme.

Spät am Nachmittag verließ er sie. Obwohl sie halb schlief und halb betrunken war, merkte sie es an der Bewegung der Sprungfedern oder an dem Geräusch seines Reißverschlusses oder an dem leisen Rascheln seiner Kleider. Die Außentür fiel zu, und sie wartete darauf, daß sein Lieferwagen anspringen würde, aber sie hörte es nicht.

»Er räumt sein Werkzeug weg«, sagte sie laut und verfiel wieder ins Kichern.

Das mußte er getan haben, oder vielleicht hatte er in seinem Lieferwagen ein Bier getrunken, bevor er ihn angelassen hatte. Dann sprang der Motor an, und das Haus war wieder ruhig, wie es am Morgen gewesen war, nachdem die Jungen weggefahren waren.

Bald würden sie wieder heimkommen. Eigentlich müßte sie duschen und sich anziehen, und davor mußte sie noch das Bett abziehen. Sie tastete nach dem Nachttisch und schwang ihre Beine über die Bettkante, aber sobald sie sich aufrichtete, schmerzte ihr der Kopf, und ihr wurde schwindlig. Also blieb sie eine Weile mit geschlossenen Augen sitzen. Sie tastete nach der Flasche, die sie neben dem Bett stehengelassen hatte, fand sie und befeuchtete sich die Kehle. Endlich konnte sie die Augen öffnen. Sie begannen, sich an das Halbdunkel des schattigen Zimmers zu gewöhnen. Sie fing an, sich auf die Füße zu stellen, und stützte sich dazu auf.

Ihre Hand traf jedoch auf dem Nachttisch auf etwas Kühles und Hartes. Sie beugte sich darüber und sah es sich an. Es war ihr Ehering. Draußen war das Geräusch des Autos zu hören, das die Einfahrt herunterkam. Die lauten Stimmen der Jungen drangen durch seine offenen Fenster.

Sie war an diesem Tag nicht so betrunken, wie sie das wollte und später behauptete. Und er war gar nicht betrunken. Trotzdem hatte sie den größten Teil davon vergessen, absichtlich weggeworfen wie den Ehering. Ihr Gedächtnis war voll von schwarzen Löchern.

Sie war es, die weggegangen war. Er war geblieben. Der Ort, den sie geteilt hatten, war namenlos und auf keiner Karte verzeichnet; sie fanden ihn nur einmal, und dann konnten sie ihn nie wieder finden.

Die Zeit, Geheimnisse aufzudecken, war verstrichen. Sie fand kaum noch Worte. Sie fühlte sich verdörrt, ausgetrocknet und kurz davor, zu Staub zu zerfallen. Der alte Mann wurde von Husten geschüttelt und atmete schwer. Er klammerte sich an ihrer Hand fest. Seit dem Morgen war er alt geworden und war eingeschrumpft, war wirklich ein sehr alter Mann geworden.

Sie döste eine Weile so, wie sie war, bis sie registrierte, daß es wieder dunkel geworden war. Ein plötzlicher Anfall von Angst ließ sie aus dem Bett stolpern. Sie hatte vorher noch nie Angst vor der Dunkelheit gehabt. Nun verdeckte sie das Gesicht des alten Mannes wie ein Schleier. Besorgt tastete sie sich an seinem Arm entlang und

fühlte seine Stirn. Sie atmete erleichtert auf, als sie ihn noch am Leben fand.

Sie tastete sich zur Küche durch, um Streichhölzer und eine Petroleumlampe zu holen, und kam wieder zurück. Der alte Mann hätte sich unwahrscheinlich gefreut, dachte sie, wenn er gesehen hätte, mit welcher extremen Vorsicht sie die Lampe anzündete. Es war merkwürdig, ihn in dem unsicheren, flackernden Licht zu sehen, das die Spuren des Alters und des Unfalls nicht freundlich beleuchtete, sondern sein Gesicht wie einen Totenkopf aussehen ließ. Der Geruch des brennenden Öls oder die leichte Wärme, die die Lampe ausstrahlte, mußte in seine private Nacht eingedrungen sein, denn er rührte sich und öffnete mühsam seine Augen.

Er stieß seine letzten zusammenhängenden Worte heraus, als seien sie Ballast. »Jetzt hat mich das Haus endlich erwischt, Missus.«

Er hustete heftig. Sie stopfte ihm weitere Pillen hinein. Sie konnte sich nicht mehr erinnern, wieviel und welche sie ihm gegeben hatte, aber sie war entschlossen, daß er keine Schmerzen leiden sollte, solange sie noch eine Pille hatte, die sie ihm geben konnte. Ein paar zuviel würden ihm nichts schaden, nicht, wenn er sowieso sterben würde. Ihr hatten sie nie geschadet.

Sie rollte sich neben ihm ein. Er beruhigte sich nach einer Weile, und sie wurde schläfrig. Sie wehrte sich dagegen, weil sie befürchtete, die Lampe könnte in der Nacht ausgehen und sie in der Dunkelheit zurücklassen. Auch das Haus konnte irgendwie Feuer fangen. Das wäre ein guter Witz, überlegte sie, wenn sie in ihrem Alter und mit ihrer Vergangenheit noch eine törichte Jungfrau sein würde und es nicht schaffte, die Lampe die ganze Nacht brennen zu lassen.

Irgendwann gegen Morgen weckte er sie mit einer Flut unverständlicher Worte, als versuchte er, all die Wörter loszuwerden, die er in seinem ganzen Leben gehortet hatte. Verwirrt und verängstigt versuchte sie, ihm noch mehr Pillen zu geben. Seine Zunge stieß sie jedoch heraus, und seine Kehle schien dicht verschlossen zu sein. Er verfiel wieder in heftige Krämpfe, und sie konnte nichts tun als zusehen und abwarten. Endlich legten sie sich, und er war still.

Sie fühlte sich hellwach, das war das Adrenalin. Sie war sicher, daß sie nicht wieder würde einschlafen können, obwohl sie sich nach wirklicher Ruhe schmerzlich sehnte. Sie berührte die Pillen in ihrer

Tasche und überlegte sich, daß es fast Zeit war, wieder welche zu nehmen, und daß der Schmerz sich bald wieder einstellen würde.

Dann fiel ihr auf, wie still der alte Mann war. Sie drehte sein Gesicht, das zur Seite gefallen war, mit sanften Händen wieder zu sich herüber. Seine Augen waren offen, aber nur das Weiße war zu sehen. Sie hörte an seiner Brust nach dem Herzschlag, und dann tastete sie an Handgelenk und Kehle danach, aber es war nichts zu spüren. Sie hielt seine Hand in ihrer, saß eine lange Zeit da und begriff allmählich, daß er tot war.

Sie versuchte sich zu überlegen, was sie tun sollte. Sie legte ihre Arme um sich, um sich vor der Kälte zu schützen, rutschte vom Bett herunter auf ihre Knie, tastete nach ihrer Handtasche und fand zwei Münzen, zwei Quarter, darin, um sie ihm auf die Augenlider zu legen. Sie legte sie sorgfältig darauf.

Dann sah sie sich an, was sie noch an Pillen hatte. Es war eine bunte Mischung, zwei Darvocets, einige fünfundzwanzig-Milligramm-Elavils, drei Talwins. Sie hoffte, daß sie ausreichen würden. Sie spülte sie mit Bourbon hinunter. Sie kroch zwischen die Decken neben den alten Mann. Die gottverdammte Lampe mußte eben allein klar kommen. Zumindest hätte man in Ridge Gesprächsstoff, wenn sie gefunden wurden. Der Gedanke ließ sie lächeln.

Als sie wieder aufwachte, brannte die Lampe noch, aber es war eindeutig Montag. Das erste, was sie mit Sicherheit wußte, war, daß sie sich beschissen fühlte. Die schwächliche Sonne schien durch die Jalousien an den Fenstern, aber sie hatte eine österliche Klarheit, die das Licht der Lampe überflüssig machte. Das Zimmer roch wie ein Ausgrabungsort, wie ein geöffnetes Mausoleum, ein Ort, an dem frische Luft etwas Unbekanntes war. Ein leichter Geruch von Verwesung lag in der Luft, mit dem sich der Geruch von feuchter Asche und der ölige Brandgeruch des Petroleums zu dem widerlichen Geruch von verkohltem Fleisch vermischten.

Der alte Mann war steif geworden. Es würde noch einige Stunden dauern, bis die Totenstarre wieder vorbeigehen würde. Er war noch immer ebenso eindeutig tot, wie sie lebendig war.

Sie gähnte herzhaft. Das tat ihr weh, und sie hatte einen scheußlichen Geschmack in der Kehle. Sie bewegte vorsichtig ihre schmerzenden, brennenden Finger und Zehen. Ihre Knie fühlten sich an, als

hätte sie auf ihnen eine Wallfahrt zur heiligen Anne de Beaupré gemacht. Ihr Bauch kam ihr vor, als hätte sie ein Pferd hineingetreten. Das Gefühl in ihrem Kopf war ein typisches Montagsgefühl.

Hinter der verschorften, geschwellenen Maske ihres Gesichts aber und über ihrem körperlichen Elend registrierte sie erstaunt Erleichterung. Sie fühlte sich, als sei sie gestorben und wiedergeboren. Sie wußte nur zu gut, daß das nicht der Fall war. Sie war Gott noch immer ihren Tod schuldig. Es schien aber, als sei der Tod, für den sie an den See gekommen war, von dem alten Mann gestorben worden. Joe Nevers hatte ihr eine zweite Chance gegeben, so wie er ihr wie durch ein Wunder ihren Ehering zurückgegeben hatte.

Den Schmerz hatte er nicht von ihr genommen. Er gehörte ihr noch immer. Es war möglich, sogar wahrscheinlich, daß sie ihn nicht würde ertragen können, wenn er wiederkam. Dann blieb ihr der See, überlegte sie sich. Das aber lag noch in der Zukunft. Zuerst mußte sie dafür sorgen, daß Joe Nevers auf dem Friedhof von Ridge begraben wurde. Alle Geheimnisse würde er mit sich nehmen, und er würde sie hüten. Und er würde die beste Aussicht bekommen, die zu haben war. Sie glaubte nicht an Himmel und Hölle, aber sie glaubte an Geister. Joe Nevers, der Ridge nie verlassen hatte, würde jetzt sicher nicht weggehen wollen. Sie selbst hatte nicht vor, jemals wieder wegzugehen, weder im Leben, noch im Tod.

Sie streckte eine Hand aus, um ihn zu berühren.

»Alter«, sagte sie. »Joe Nevers.« Und dann schnürte es ihr die Kehle zu, und sie konnte nichts mehr sagen, nicht einmal einen gutgemeinten Fluch, aber sie gestattete sich, leise für ihn zu weinen.

### ❧ Sommer 1977 ❧

Es war so heiß, daß sie sich fragte, ob sie verrückt war, nicht am See zu sein. Sie nahm an, daß sie tatsächlich verrückt war. Sie mochte zwar davon träumen, in der seidigen Kühle des Seewassers zu versinken, aber seit 1966 war sie in dem See nicht mehr geschwommen. Der Traum hatte immer das gleiche Ende. Kinderarme um ihren Hals zogen sie in die Tiefe. Irgendwie war das nicht angsterregend oder unangenehm. In dem Traum hatte die Erfahrung des Ertrinkens die Ruhe der Unvermeidlichkeit an sich. Trotzdem war sie nicht am See.

Wenn sie verrückt war, hatte sie zumindest Kollegen in ihrer Verrücktheit. Sie waren wie sie alle begeistert, mitten im Sommer an der Exkursion des Smithsonian in den Mittleren Osten, nach Jordanien, teilnehmen zu können. Als der Juni kam, hatten sie alle ein Stadium höchster Albernheit erreicht; es war deutlich, daß sie auf der Spur von etwas Erregendem, vielleicht sogar Bedeutendem waren. Es war unter den Archäologen ein sorgsam gehütetes Geheimnis, daß sie der Meinung waren, sie grüben hier vielleicht Sodom aus.

Die sonnendurchstrahlten Tage neigten dazu, ineinander zu verfließen. Ein Tag aber kam, der sich von den anderen unterschied – der Tag, an dem sie in die Grabkammer eindrangen. Mit der Zeit würde ihnen klarwerden, daß sie eine eine Quadratmeile große, sechstausend Jahre alte Nekropole gefunden hatten, die die Überreste einer Viertelmillion Menschen enthielt.

Torie und ihre Kollegen kauerten in einem Kreis über der Grabkammer und sahen auf die sauber angeordneten Knochen und die Tongefäße hinab. Nach einem ersten Ausbruch aufgeregter Kommentare herrschte Stille. Sie wußten nicht, was sie gefunden hatten, aber sie hatten etwas gefunden, und das brachte eine ungeheure Befriedigung mit sich.

Torie unterbrach das Schweigen. »Da ist etwas am Eingang«, sagte sie, lehnte sich vor und begann sanft mit einem Pinsel den Staub von den hellbraunen Umrissen wegzuwischen, die ihr aufgefallen waren.

Wieder Knochen. Nur einige wenige, große Stücke, wie dasjenige, das Torie zuerst entdeckt hatte. Der Rest waren Splitter und Krümel. Das Skelett in der Grabkammer war komplett; es konnte sich also nicht um später dorthin gelangte Überreste aus der Grabkammer handeln. Alle Grabkammern, die später gefunden wurden, waren hermetisch abgeschlossen. Es war ein Rätsel, warum am Eingang dieser bestimmten Grabkammer Knochen lagen.

Im Verlauf mehrerer Monate wurden die Knochensplitter zusammengesetzt. Ein menschlicher Schädel nahm Form an, aber er beantwortete weniger Fragen, als er neue aufwarf.

Der letzte Artikel, den Torie Christopher vor ihrem Tod durch Krebs im Herbst 1982 dem Smithsonian vorlegte, bot keine Antwort an, sondern eine Spekulation.

»Ich bin der Überzeugung«, schrieb sie, »daß der Mann am Eingang der Grabkammer Eins in Bab edh Dhra ein Wächter war, der

vielleicht am Tag der Bestattung der Leiche in der Grabkammer vorsätzlich getötet worden ist, um im Leben nach dem Tode als Wächter oder Hausmeister zu fungieren.«